Mylius

Siebente Lieferung.





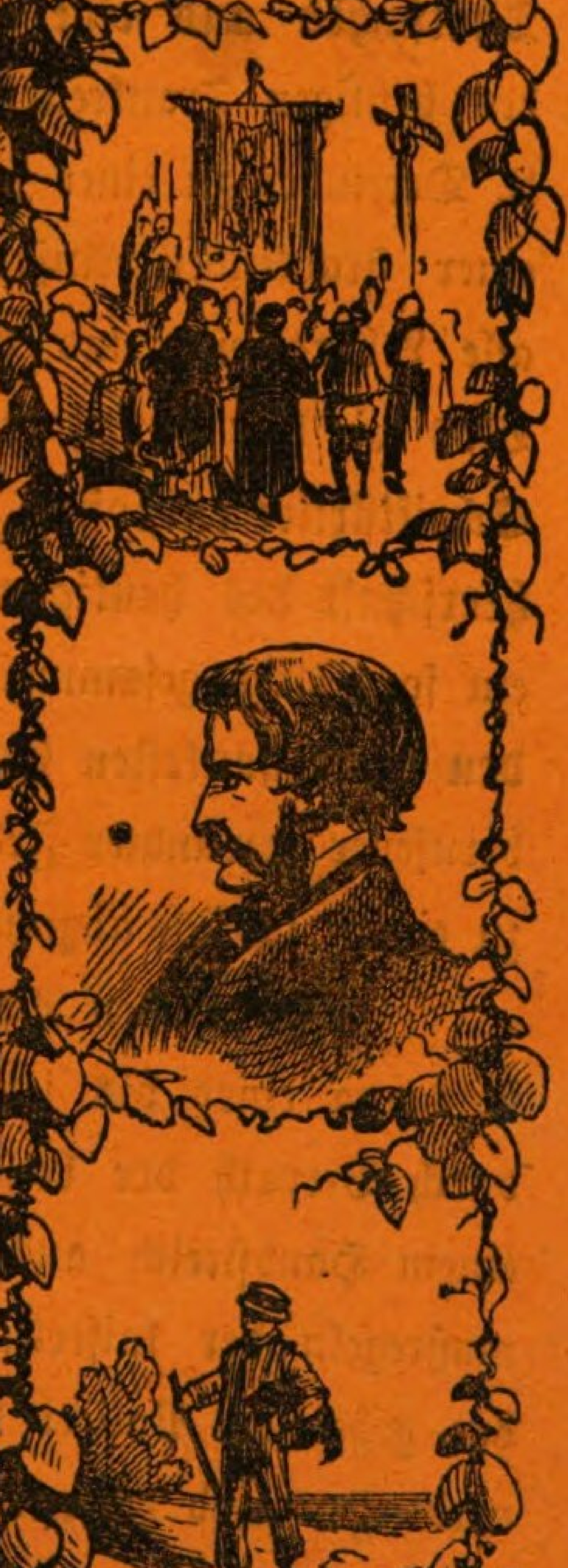
Neue Pariser Mysterien.

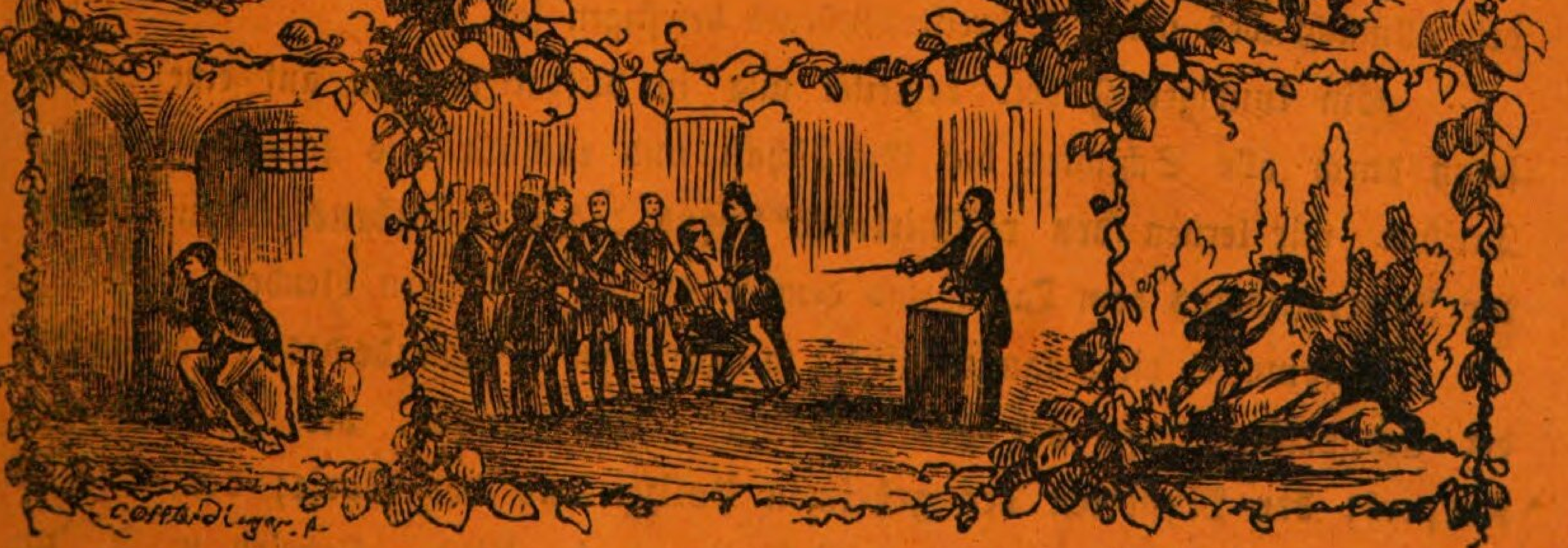
Ein Sittengemälde aus dem Zweiten Kaiserreich.

Herausgegeben von

Otfrid Mylius.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1863.





Prospektus siehe Rückseite!

Prospektus.

Wenige Bücher haben bei ihrem Erscheinen ein so allgemeines und tiefgreifendes Interesse und einen solch entschiedenen Erfolg bei der gesammten Lesewelt gefunden, wie seiner Zeit die »Mystéres de Paris» von Eugen Sue. Und doch war dieser Roman großentheils nur Fiction, nur die Ausgeburt einer titanenhaften Phantasie.

Was wir nun hier unter ähnlichem Titel geben, ist dagegen ein auf **Thatsachen und eine reelle Basis** gegründetes tief ergreifendes Sittengemälde des heutigen Frankreichs, wie es unter der Willkürherrschaft des Mannes vom 2. December zu einer schwindelnden Größe hinaufgeschraubt worden ist, die unter einer strahlenden Außenseite die tiefste Korruption und Selbstsucht und einer alle Lebenskreise und Gesellschaftsschichten zernagenden sittlichen Fäulniß birgt. Was wir hier bieten, **sind zum Theil Censurflüchtlinge, der Feder der genialsten Schriftsteller entflossen, welche bei der geknechteten Presse und grausamen Polizeiherrschaft des heutigen Kaiserreichs dort nie an das Licht treten dürften,** — ein sorgfältig gesammeltes überreiches Material von **drastischen Thatsachen und den interessantesten Enthüllungen**, die von kundiger Hand gesammelt und von berufener gewandter Feder am Faden einer ergreifenden Erzählung aufgereiht und zu einem in sich abgerundeten Ganzen vereinigt worden sind.

Die „Neuen Pariser Mysterien" zeigen unter Anderem den Verlauf und Ausgang einer bis jetzt wenig aufgehellten socialistischen Verschwörung, welche durch Verrath der kaiserlichen Polizei denuncirt und von dem Kaiser selbst zu einem Handstreich ausgebeutet wird, der einigermaßen die furchtbaren Zwangsmaßregeln der kaiserlichen Willkürherrschaft entschuldigen und die Allwissenheit der geheimen Polizei darthun soll, um die Mitglieder der geheimen Clubs zu verblüffen und zu entmuthigen, den Spießbürger aber in seinem Vertrauen zu der Allmacht des neuen Schreckensystems befestigen soll.

Ein kundiger Führer begleitet uns in diesem Roman auf eine Rundschau durch alle Schichten der Gesellschaft und enthüllt uns schonungslos ihr Treiben: wir lernen **den raffinirtesten Luxus des Genußlebens** kennen, womit der Imperialismus dem Lande und dem Auslande die Augen blendet.

Wir machen die Bekanntschaft der **militärischen Tafelrunde des 2. Decembers**, der **Emporkömmlinge der Marschallstafel**, **des Senats**, **des gesetzgebenden Körpers; der Mysterien der geheimen Polizei und der Börse; der Salons der modernen Herzöge und der Geldpilze** à la Mirès, Pereire u. A. m. die **Heimlichkeiten des Quartier de Breta** und der **Demi-monde.**

Wir besuchen die **Werkstätten und Bierhäuser des Fauburg St. Antoine,**

Neue Pariser Mysterien.

Ein

Sittengemälde aus dem Zweiten Kaiserreich.

Herausgegeben

von

Otfrid Mylius.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von A. Kröner.

1863.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Achtzehntes Kapitel.

Das Tagewerk einer „Löwin" des Quartier de Breda.

Es gibt in Paris ein Stadtviertel, wo eine Menge hübscher und eleganter „Damen" im schönsten Alter, nämlich zwischen sechszehn und fünfundvierzig Jahren, wohnt, von deren Mehrzahl man mit der heiligen Schrift sagen kann: „sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und unser himmlischer Vater nähret sie doch," — und zwar gar nicht kärglich, wie der unbefangene Beobachter hinzusetzen möchte, wenn er die Pracht ihrer Wohnungen, den Glanz ihrer Equipagen und den tollen Luxus ihrer Toiletten in's Auge faßt. Dieses Stadtviertel liegt nördlich von den nördlichen Boulevards, in der Nähe des Bahnhofs der Nordbahn und der Kirche Notre-Dame de Lorette, welch letzterer heiliger Name eine charakteristische Bezeichnung für die vorzugsweisen Bewohnerinnen dieser Gegend der Stadt geliefert und Veranlassung gegeben hat, daß man dieses Stadtviertel seither lieber euphemistisch das Quartier de Breda (nach der Straße und dem Platz dieses Namens) nennt.

In eines der hübschen neuen Häuser in einer der elegantesten

Straßen dieses neuen Stadtviertels führen wir unsere Leser an dem Morgen desselben Tages, wo wir Herrn v. Coucy und Montague auf ihrem Samaritergang begriffen sahen. Es ist ein hohes und ziemlich breites Haus, denn es zeigt eine Fronte von sechs Fenstern. Das Erdgeschoß nehmen zwei elegante Verkaufsläden ein, hinter deren hohen Spiegelscheiben eine Modistin und ein Friseur ihre mannichfaltigen Waaren verlockend ausstellen. Das Haus umschließt im Viereck einen mehr tiefen als breiten Hofraum, und enthält in jeder Etage um diesen Hof herum vier kleine aber elegante Wohnungen, von je vier bis sechs kleinen Piecen, welche theils von Schauspielern und anderen Künstlern und ihren Familien, theils aber und zwar größtentheils von jenen alleinstehenden „Damen" bewohnt sind, welche nur ein „Mädchen" bei sich haben, und die man in Paris gemeinhin Loretten nennt.

Wir haben es zunächst nur mit der elegantesten unter den 28—30 Miethwohnungen dieses Hauses zu thun, nämlich mit dem „Entresol" der Fronte, welches aus sieben sehr eleganten Zimmern besteht, die nach der Straße hinaus Balkon-Fenster haben. In einem mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten, ganz mit blaßblauem Seidenstoffe austapezirten kleinen Schlafzimmer, das an sich schon ein wahrer Bijou ist, liegt an diesem kühlen hellen Frühlingsmorgen ein jugendliches frisches Frauenzimmer im gesundesten Schlafe. Der Frühsonne belebender Strahl dringt nicht durch die dichten Gardinen von weißem reichgesticktem Stoff und deren blaues Seidenfutter; aber er verbreitet durch dieses dämpfende Hemmniß hindurch eine eigenthümlich kosige Dämmerung, und so sehen wir denn hinter den halbzurückgeschlagenen duftigen Bettvorhängen ein allerliebstes reizendes Mädchenköpfchen auf der rosaseidenen Schlummerrolle ruhen,

den lieblichen küßlichen Mund zu einem freundlichen Lächeln geöffnet, das die blendend-weißen feinen Zähne zeigt, die leichtgeschlossenen Augenlider zuckend und die Stirne klar und glatt wie vom Widerschein eines holden Traums, die feuchten Korallenlippen leicht getheilt, die brünetten Wangen mit einem rosigen sammetnen Anfluge überflogen, wie die Sonnenseite eines reifen Pfirsichs, den anmuthig gerundeten Busen leicht gehoben von einem ruhigen regelmäßigen Athem. Es war ein verführerisches Bild um dieses schlummernde holde Geschöpf, den Typus von gesunder Frische und blühender Jugend und Kraft, wie es so, den herrlichen bräunlichen Nacken und die schönen, unter dem Hinterhaupte gekreuzten Arme von feinem Mousselin und reichen Spitzen umwogt und umwallt, wie von schneeigem Schaum, in glücklicher Vergessenheit träumte! — so wundersam reizend und lieblich sogar, daß selbst die Dienerin, welche in diesem Augenblicke auf den Zehen — als ob nicht schon die weichen Teppiche jedes Geräusch ihrer Schritte verschlängen, — hereintrat, verwundert stehen blieb und sich eine Weile an diesem Bilde waidete, bevor sie die Gardinen aus einander schlug und die Schläferin zart am Arme ergriff, um sie rüttelnd zu wecken.

„Ah! Du bist es, Gogotte? . . . . Ha, schon Tag?" fragte die Schläferin nach schwerem trägem Erwachen. „Was gibt es?"

— „Es ist Zeit, aufzustehen und in die Probe zu gehen, Mademoiselle!" erwiderte die Zofe, die um ein Dutzend Jahre älter seyn mochte, als ihre Herrin. „Ihre Chocolade ist fertig, und der Wagen wartet."

„Ah, schon acht Uhr?" rief die Schläferin mit einem Blick auf die Pendule ihres Nachttisches und sprang lebhaft auf; „ah fichtre! da muß ich wohl heraus und nach dem Cirque, sonst wird Papa Monnard, der Stallmeister, bitterböse. Schnell meinen

Peignoir her, Gogotte! und dann laß mich nur selber machen!" und mit einem behenden Sprung war sie aus dem Bette, schlüpfte in den dargebotenen weiten Morgenrock von weißem Kaschmir und in die rothsammetnen goldgestickten Pantoffeln, und pfiff und sang schon wie ein Vögelein die Melodie der Lanciers-Quadrille.

Als das junge Mädchen nach einer Weile vom Waschtische hinweg in das kleine Speisezimmer heraustrat, wo es die Chocolade einnehmen wollte, gab im anstoßenden Salon jemand seine Nähe durch Räuspern kund.

— „Wer ist da?" fragte die Dame vom Hause erschrocken.

„Erschrecken Sie nicht, Mademoiselle Zephyrine! ich bin es nur, Forli vom Cirque Napoleon! — Guten Tag, Fräulein! darf ich eintreten?" erwiderte eine etwas heisere Baßstimme.

— „Ah, der Herr Regisseur? Nur herein, Forli! was bringen Sie?"

„Schon munter, Mademoiselle? Ah, Diantre! wie Sie reizend sind, Mademoiselle!" flüsterte der gelbbraune hagere Italiener mit dem Raubvogelgesicht, der jetzt mit einem tiefen Bückling und gierig funkelnden Augen zwischen den schweren dichten Falten der dunklen Sammetportiere erschien. Er war ein ausgetrockneter hektischer Mann von etwa fünfzig Jahren in schäbig-genteeler Toilette, aber mit einem runzelvollen, pockennarbigen, gealterten Gesichte, dem alle Leidenschaften ihre Stempel aufgeprägt hatten, so daß der Mann um mindestens fünfzehn Jahre älter erschien. — „Meiner Treu, Signora, Sie sind die Schönste von ganz Paris! Ha, dieser Teint, diese Augen, diese herrlichen natürlichen Locken, diese Büste! Was würde Prinz Plon-plon darum geben, wenn er in diesem Augenlick sähe, was ich sehe!"

— „Papa Forli, Ihr seyd ein alter Narr!" rief Zephyrine

mit übermüthigem Lachen und gab dem alten Faun scherzhaft eine Maulschelle, ehe sie ihm die Hand entzog, deren Vorderarm der verlebte Alte an seine heißen zersprungenen Lippen gedrückt hatte. „Gehen Sie doch zu dem dicken Prinzen, und verkaufen Sie ihm Ihre Maulschelle, die er weit kräftiger empfinge, wenn er sich erfrechte, meinen Arm zu küssen! Aber mit Euch, Alter, macht man eine Ausnahme . . . .“

„Ah, kleine Schelmin! wie himmlisch Sie sind! O, Zephyrine, mein Engelchen! nur das Füßchen zeigen Sie mir! diesen winzigen göttlichen Fuß in dem weißen Seidenstrumpf und diesem amaranthrothen Pantoffel!“ rief Forli mit gefalteten Händen und mit einem gierigen lüsternen Faunenlächeln.

— „Den Fuß, den Ihr jeden Tag ein halbes Dutzend Mal seht? Pfui, alter Narr, schämt Euch! Was ist denn an dem Fuße so Besonderes? Da, gafft, Ihr alter Pavian! — Und nun zur Sache! was bringt Ihr? Bleibt es bei dem Programm der heutigen Vorstellung, wie es gestern festgestellt ward?“

„Ja und nein, Mademoiselle! das heißt: für Sie bleibt es bei dem Festgesetzten, wenn Sie anders auftreten wollen . . .“

— „Ich? ob ich will? Natürlich will ich es, Papa Forli! Shawltanz und Becherspiel auf dem Mufti in der ersten Abtheilung, — Pas de deux mit Mlle. Coralie auf dem ungesattelten Emir in der zweiten Abtheilung. Nicht wahr, so heißt es? Hab' ich den ‚Boß‘ *) jemals in Verlegenheit gebracht?“

„O nein, — Sie niemals, himmlische Zephyrine! niemand im ganzen Cirque hat mehr Eifer und Ambition als Sie.“ Der

---

*) Boß = Meister; vertrauliche Bezeichnung für den Prinzipal der Truppe, womit er von deren Mitgliedern gewöhnlich benannt wird.

‚Boß‘ ist auch ganz zufrieden mit Ihnen. Sie haben keine Launen wie Sennora Carmen und die alten Künstlerinnen, und namentlich Demoiselle Philine, die uns heute halb zur Verzweiflung bringt und nicht auftreten zu können vorgibt, und uns das ganze Programm vereiteln will, wenn Sie uns nicht helfen wollen, Mademoiselle Zephyrine!“

— „Ich?“ rief das Mädchen lustig; „wie könnt’ ich helfen? Und wenn ich es kann, wie sollt’ ich nicht gerne bereit seyn? Aber was wollt Ihr denn von mir?“

„Daß Sie Philinens Rolle heute Abend übernehmen, meine himmlische Kleine!“ rief Forli. „Sie sollen auf dem gesattelten und ungesattelten Pferde übersetzen und springen! . . . Sie können es besser, sind hübscher und graciöser als Philine, die zu dick zu werden beginnt! Das Publikum wird Sie in einer neuen Rolle sehen und bezaubert seyn — es wird einen Sturm von Beifall geben, und wir wollen für einen großen Waschkorb voll Kränze und Bouquets sorgen; und Philine wird vor Neid bersten, wann sie es hört, und dem ‚Boß‘ künftig keine Verlegenheiten mehr bereiten . . . .“

Zephyrinens Augen funkelten vor Freude bei dem Gedanken, daß sie einmal die Rolle der ersten Reiterin des Circus übernehmen solle, und ihre Züge drückten einen wahren Triumph aus. Forli jubelte schon innerlich über seinen Sieg und wollte ihn benützen. „Wir setzen Ihren Namen nicht auf den Zettel, Zephyrine,“ fuhr er fort; „wir bereiten den Zuschauern eine Ueberraschung. Unmittelbar bevor Sie an Philinens Statt auftreten, soll Monnard erst anzeigen, daß Philine wegen Unpäßlichkeit abgelehnt und eine andere Dame ihren Part übernommen hat, und wann Sie dann herauskommen, soll ein betäubender Beifallssturm Sie empfangen . . .“

— „Halt! Nein, das duld' ich nicht!" fiel ihm Zephyrine entschieden in's Wort. „Ich will keine Kabale gegen Philine; ich will gute Kameradschaft mit ihr halten. Ich werde Philinens Part gerne übernehmen, aber nur mit ihrem Vorwissen und ihrer Genehmigung, und mein Name soll dann auf den Zettel. — Und nun geh', Papa Forli! denn anders thu' ich es nicht, und eine andere Antwort hab' ich nicht für Dich, und ich will wegen des ‚Boß' und Eurer Geschichten keine Händel mit Philinen, die nun einmal doch das premier sujet unserer Truppe ist, während ich die jüngste Reiterin bin! Und damit basta! und nun könnt Ihr mit mir frühstücken, Alter, wann Ihr Zeit habt, denn ich bin pressirt und muß zur Probe in den Circus. Adieu, Papa Forli! ich muß mich vollends ankleiden!" — Und indem sie den Gassenhauer trillerte, welchen die Pariser Gamins auf die Melodie der Lanciers-Quadrille gemacht hatten, um des Kaisers kurze Beinchen in den Kanonenstiefeln zu verhöhnen:

»Ha! Il a des bottes, il a des bottes, Bastien!
bottes, Bastien, bottes, Bastien etc.

hüpfte sie in ihr Garderobezimmer, seelenvergnügt über die Aussicht, ein mal als premier sujet reiten zu dürfen. —

Papa Forli aber setzte sich schonungslos an den Frühstückstisch, goß sich eine große Tasse der feinen Chocolade zum Ueberlaufen voll, verzehrte sie sammt einem halben Dutzend der feinen Zuckerzwiebacke oder Bobineaux, welche bei den Pariserinnen der unteren Volksklassen so ungemein beliebt sind, steckte noch zwei Apfelsinen in die Tasche und ging dann ganz zufrieden mit dem Erfolg seiner Mission hinweg.

Als Zephyrine wieder in das Speisezimmer zurückkehrte, hatte sie schon ihre elegante Morgentoilette angelegt, und wollte sich über das Frühstück hermachen. „Ah, der Abscheuliche! der häß-

liche Affe von einem Papa Forli!" rief sie, halb unwillig, halb komisch; „mir nur die Neige von meiner Chocolade zu lassen! — He, Gogotte, Gogotte! hast Du keine heiße Chocolade mehr? Der alte Forli hat mir die meinige weggetrunken! Ah, sapristi! was bringst Du da? Kirschen? fürwahr, echte frische Kirschen und große Erdbeeren und reife Feigen?! Um diese Jahreszeit? Woher kommen diese Früchte?"

„Von Monseigneur Ihrem Fürsten, Mademoiselle! Der Lakai brachte sie so eben mit der Nachricht, daß der Fürst hier bei Ihnen frühstücken wolle," war die Antwort.

— „Ah, von ihm?" rief Zephyrine mit ihrem heitersten Lachen. „Das Dessert für das Frühstück? Ah, ich werde mich rächen! Forli hat mir meine Chocolade weggetrunken, ich werde Timothei Alexiewitsch das Dessert seines Frühstücks wegessen und ihn recht auslachen!" und damit fiel sie mit lautem Lachen und bestem Appetit über die kostbaren Treibhausfrüchte her. „Horch, Gogotte, Gogotte! man klingelt! Wer mag das seyn?"

„Ich werde sogleich nachsehen, Mademoiselle, aber der Lakai des Fürsten wartet noch; er will Antwort haben!"

— „Sag' ihm, ich wolle Monseigneur nach der Probe hier erwarten, aber er müsse selbst den Küchenzettel machen und das Frühstück hiehersenden, denn wir seyen nicht darauf eingerichtet, und im Uebrigen — laß ihm sagen, was er am liebsten hört!" Und damit aß sie weiter mit einem zerstörenden Appetite. Plötzlich aber hielt Zephyrine inne und lauschte. Die Thüre des Flurs war gegangen und eine neue Stimme erscholl draußen, gedämpft zwar, aber doch vernehmlich genug, daß Zephyrine hören konnte, es handle sich um eine Audienz bei ihr, welche Gogotte nicht gewähren wolle.

„Cecco! Cecco! komm' nur immer herein! Laß ihn ein,

Gogotte!" rief sie. „Komm', Cecco, und sag' mir selbst Dein Anliegen!"

Ein Junge von etwa siebzehn Jahren trat lebhaft, aber doch mit einer gewissen Befangenheit in's Zimmer, dessen Herrlichkeiten er stumm und verwundert anstaunte. Der arme Bursch hinkte und trug eine sehr verschossene und fadenscheinige grüne Livree mit amaranthrothem Kragen und schlechten Goldborten; sein Gesicht war nicht eben häßlich und entbehrte selbst einer gewissen Intelligenz nicht, obschon er zugleich das Gepräge von geistiger Verwahrlosung und einer guten Dosis Phlegma trug, die zu den dicken Wangen und der für diese Jugend ungewöhnlichen Beleibtheit stimmte. Er trug einen großen Waschkorb mit einem schmutzigen weißen Tuche bedeckt, und blieb damit an der Thüre stehen, nachdem er freundlich und mit großem Respekt der Herrin des Hauses guten Tag gesagt.

— „Was bringst Du da, Cecco?" rief Zephyrine aufspringend.

„Die Kränze und Bouquets, die gestern Abend Mademoiselle Zephyrine geworfen worden sind," erwiderte er. „Leonard ist heute Nacht von der englischen Fuchsstute, der Gipsy Queen, geschlagen worden und liegt zu Bette; da hat er mich mit den Blumen gesandt, denn ich soll einstweilen seine Stelle versehen."

— „Oh, der arme Leonard! — Komm, Cecco! stell' den Korb dorthin und iß diese Kirschen und Erdbeeren hier!" sagte sie und legte ihm eine ganze Handvoll der kostbaren Treibhausfrüchte in den alten Hut. „Armer Cecco! laß Dir's schmecken! Unglücklicher Junge! ist Deine steife Hüfte noch nicht besser?"

„O nein, Mademoiselle! sie schmerzt noch immer und der Doctor sagt, ich wäre krumm geheilt! Ich bin wohl nie wieder im Stande, ein Pferd zu reiten oder zu voltigiren, und wenn

ich es hoch bringe, so kann ich vielleicht einmal noch Clown werden!"

— »Ah, poveretto Cecco! und Du warst solch ein kühner Reiter und gewandter Springer! — Und sollte Dir kein Bad helfen, wie dem Black Willy, der ja auch den Hüftknochen brach und doch wieder ganz kurirt ward, als er das heiße Bad in der Schweiz gebrauchte?"

„Ach das konnte Willy, weil Renz für ihn bezahlte! Aber ich? wer soll für mich sorgen? Meine Mutter klagt ja schon jetzt, daß ich sie mit meinem Appetit schier zum Haus hinaus fresse . . . ."

Zephyrine lachte laut auf und rief: „Na, meiner Treu, Du siehst auch nicht eben verhungert aus, Cecco, und die arme Madame Pokorny, Deine Mutter, kann mit den 60 Francs monatlich, die sie vom ‚Boß' als Garderobière bekommt, nicht weit springen! Aber wo ist denn Dein Vater, der ja doch Geld genug verdienen muß als Soloreiter?"

„Das mag der liebe Gott wissen!" versetzte Cecco; „er ist wie verschollen, und wie oft wir auch bei den ‚Künstlern', die zugereist kommen, uns nach ihm erkundigen, so können wir doch nichts über ihn erfahren. Er sey mit einer großen englischen Truppe nach Rußland gegangen, hieß es, und seither weiß man nichts mehr von ihm;"

— „Ja, er war immer ein wilder Bursche," meinte Zephyrine; „und da er mit Deiner Mutter zerfallen, so ist von dieser Seite wohl nichts mehr zu hoffen. Allein weißst Du was, Cecco? ich werde eine Collecte für Dich veranstalten! Wenn wir alle zusammenlegen, so wird schon so viel herauskommen, daß Du die Badekur in der Schweiz gebrauchen kannst!"

„Ah, Mademoiselle ist allzu gütig! In der That, Mademoiselle Zephyrine . . . .“

— „Ei so schweig' doch mit dem dummen Namen und mit dem Mademoiselle, Cecco!“ fiel sie ihm in die Rede; „nenne mich Käthchen, wie ehedem! Sind wir denn nicht mit einander aufgewachsen als Gespielen, und haben Schwarzbrod und Confect, Freuden und Schläge mit einander getheilt, Cecco?“

„Wohl wahr, Kä— Mademoiselle! aber das waren andere Zeiten, und Sie damals noch nicht die vornehme reiche Dame, die in einem Entresol wohnt und in Kaschmir-Shawls einhergeht!“ . . .

— „Bah, was macht dieß aus, Cecco! Denk' nur, daß dieß Glück auch über Nacht schwinden kann! Und waren wir in unseren Lumpen und unserm Cattun nicht ebenso glücklich, Cecco? Meiner Treu, ich erinnere mich, daß mir mein Stück Schwarzbrod mit einem Dutzend Aepfeln zum Abendbrod damals besser schmeckte, als heute ein Souper fin bei Véfour! Also Du sollst mich dutzen, als guter Kamerad; sollst mich wieder Käthchen nennen und mich etwas für Dich thun lassen!“

„Nun ja, wenn Du willst, Mademoiselle Käthchen, so will ich es auch. Und doch will ich eigentlich keine Collecte für mich — ich bin zu stolz dazu, denn ich war auch ein Künstler, denn was meine Sache anlangt, so wüßte ich schon, wie mir geholfen werden könnte — ich habe da eine Idee!“

— „Oh! der Junge hat eine Idee! ei hör' doch!“ rief Zephyrine verwundert; „und was ist das für eine Idee?“

„Was machen Sie denn mit den Blumen allen, die man Ihnen jeden Abend zuwirft, Käthchen?“

— „Mit den Bouquets? hm, wir stellen sie im Vorsaal auf, aber sie verwelken dann bald und Gogotte wirft sie in den

Kehricht — d. h. nicht alle, denn wenn Eines darunter ist, das mir ein Gewisser geworfen hat, so nehme ich dieß zu mir in mein Boudoir und bewahr' es auf wie . . . wie ein Heiligthum, bis die Blumenblättchen alle braun und staubdürr sind. Aber warum fragst Du darnach, Cecco?"

„Weil diese Blumen mein Glück machen könnten!" erwiderte Cecco.

„Dein Glück? wie so denn?"

„Gesetzt, Käthchen, ich bekäme einen Theil der Bouquets, welche jeden Abend Mademoiselle Zephyrine zugeworfen werden, und hätte die Erlaubniß, sie aufzubewahren und am Abend wieder an die Herren zu verkaufen, welche den Circus besuchen, so könnte ich mir ein schönes Stück Geld verdienen . . ."

— „Ah, das ist eine köstliche Idee! Und so würde uns ein und dasselbe Bouquet mehrmals zugeworfen?"

„Ei ja, ganz natürlich, wie dieß auch jetzt schon geschieht!" versetzte Cecco; „denn die Blumen, welche der ‚Boß' kaufen und den Damen dritten und vierten Ranges werfen läßt, daß sie nicht leer ausgehen, sind ja von Papier, und werden drei, vier Male benützt, so lange sie überhaupt ihre Form noch nicht verloren haben!"

Käthchen lachte ganz unbändig, schenkte Cecco sogleich die Blumen allesammt, denn von dem „Gewissen" war ja kein Bouquet darunter, und versprach nicht nur hinfort ihm alle ihre eigenen Sträuße zu überlassen, sondern auch bei ihren Colleginnen ein Fürwort für denselben Zweck einzulegen. In diesem Augenblicke schlug die Pendule neun Uhr, nnd Zephyrine griff erschrocken nach ihrem Shawl und ihrer Reitpeitsche. „Ich muß fort, Cecco! es ist die höchste Zeit!" sagte sie; „aber Du könntest mir einen Gefallen thun, Junge!" fuhr sie lächelnd und vertraulich fort,

kniff ihn in die Wange und drückte ihm ein Zehnfrankenstück in die Hand; „geh' nach dem Bureau des Cirque Napoleon, wo wir heute Abend spielen, und warte bis die neuen Affichen und Zettel der heutigen Vorstellung gedruckt sind, und dann laß Dir von Papa Forli einige geben — für mich, verstehst Du? . . . und dann," fuhr sie leise fort und ihre Wangen erglühten unwillkürlich, während ihre dunklen Augen den Boden suchten, „und dann nimmst Du einen dieser Zettel und trägst ihn nach der Rue St. Honoré Nro. 491 . . . . . zu dem schönen Engländer, weißst Du? . . . . dem Du schon einmal das Billet gebracht hast . . . . und gibst es dem alten Murrkopf von Diener. — Und wenn Du mir diesen Auftrag gut besorgst, lieber Cecco," setzte sie wieder laut und muthwillig hinzu, „so soll es fürwahr Dein Schade nicht seyn!" Damit huschte sie davon und Cecco hatte Mühe, ihr mit seinem Korb unter dem Arm zu folgen, denn er wollte sich's nicht nehmen lassen, dem Käthchen, das trotz all seiner Erfolge noch ein so gutes Herz für den ehemaligen Gespielen bewahrt hatte, wenigstens den Schlag zu öffnen. —

Zephyrine war noch keine halbe Stunde fort, so fuhr ein Kabriolett an und brachte einen sehr vornehm aussehenden und elegant gekleideten Herrn von etwa fünfzig Jahren, dem ein Lakai zum Entresol empor voraneilte und die Klingel zog, damit die Thüre des Flurs schon weit offen war, bis er herauf kam. Gogotte empfing ihn mit den tiefsten Bücklingen und einem unterthänigen „Bon jour Monseigneur!" aber er würdigte sie keines Blicks, sondern schritt durch die ganze Enfilade von Zimmern bis zu Zephyrinens Schlafgemach, wo er hastig den Ueberrock abwarf, sich — in Hemdärmeln — in das noch warme Bett des jungen Mädchens legte und mit einer eigenthümlichen Gier den Geruch einsog, der unter der seidenen Steppdecke hervorströmte.

Dieser Mann, hager, hochgewachsen, mit einem gefärbten braunen Backen- und Schnurrbart von militärischem Schnitt, mit blaßblauen, herzlosen, stolzen, kalten Augen, theilnahmslosen schlaffen Zügen und einer hellbraunen Lockenperrücke, war kein anderer als der Fürst Timothei Alexiewitsch Suckinsinow, Besitzer von achtzigtausend Seelen und verschiedenen Orden, der in seinem Vaterlande für einen der geistvollsten und gewandtesten Höflinge und Diplomaten galt, nun aber trotz des Krimmkriegs, welcher alle Russen aus Paris vertrieben hatte, hier lebte und darum von den Einen für einen geheimen Agenten des Zaren, von den Anderen für einen malcontenten und in Ungnade gefallenen Bojaren, der lieber nur einen Theil seiner Renten im Auslande verzehrte als in Rußland seines vollen Glanzes genoß — angesehen wurde. So viel man von Fürst Timothei Alexiewitsch wußte, war er Wittwer und Vater zweier jungen Töchter, die mit ihm in Paris lebten und für deren Erziehung die bedeutendsten Künstler und Gelehrten gewonnen waren, um sie zu Idealen geistiger Vollkommenheit zu machen, bis sie ihren Eintritt in die große Welt feiern würden. Er lebte mit einer Opulenz, wie sie nur einem Manne möglich ist, der ein Einkommen von mehren Millionen verbrauchen kann, und wann er sich auch seit dem Krimmkriege von dem Hofe der Tuilerien entfernt hielt, so war er doch anderseits eine der ersten Persönlichkeiten der höchsten Gesellschaft und in allen nicht-offiziellen Kreisen sehr angesehen.

Dieß war der Mann, welchem die hübsche kleine Kunstreiterin Käthchen-Sidonie-Zephyrine nun erlaubte, daß er ihr eine Wohnung und ein Ameublement hielt, das würdig war, ihn darin zu empfangen. Er hatte sie bei einem petit souper gesehen, wohin ihn sein Freund und Landsmann Sergei Iwanowitsch

Metreff zu dessen „Freundin“ Valerie Ducos mitnahm, und er hatte an dem wilden, muthwilligen, herzigen Kinde eine solche Freude gefunden, daß er ohne Weiteres diese Wohnung miethete und möblirte und sie eines Morgens dorthin brachte, ohne erst sie um Erlaubniß hiezu zu fragen, und sie dann als Eigenthümerin dieser fürstlichen Appartements bewillkommte. Er bedung sich von ihr nichts anderes aus, als daß sie ihn nicht hasse und nicht lächerlich mache, denn er begnügte sich mit ihrer Dankbarkeit und ihrem Gehorsam, und verlangte von ihr nicht Liebe, sondern nur Unterwürfigkeit, ein Bischen Schmeichelei und so viel Fügsamkeit, als man etwa von einem Hündchen oder Papagei oder irgend einem andern Thiere erwartet, das man als Liebling und Spielzeug füttert. Welch andere Empfindung als die des Spielens und Tändelns vermöchte auch solch ein Halbgott für ein lebendes Geschöpf zu empfinden, nachdem ihm von Kindsbeinen an beinahe jeder Wunsch der Sinnlichkeit, jede Laune der Einbildungskraft, jede Begierde des Genusses erfüllt worden ist. Fürst Timothei Alexiewitsch liebte auch die kleine hübsche Zephyrine kaum anders, als er etwa sein edles arabisches Roß liebte, das er die Allee von Longchamps entlang ritt! Was war sie denn für ihn anders als eben ein Ding, um Geld käuflich und dazu bestimmt, ihm die Zeit zu vertreiben mit ihrem katzenartigen Tändeln und Spielen, oder durch den Anblick ihrer Reize das kalte Blut wieder an den regern Pulsschlag der Jugend zu gemahnen? Und die kleine Kunstreiterin ließ ihm den Wahn, daß er sie beherrsche und tyrannisire; aber im Grunde war doch sie es, die ihn ihre Launen empfinden ließ und ihn durch ein muthwilliges kapriziöses Spiel von Anziehung und Abstoßung, von Gewähren und Versagen in jener Aufregung erhielt, welche für solche blasirte Vergnüglinge noch die einzig

mögliche Lebensluft ist. Bei Zephyrinen aber war dieß kein Spiel der Koketterie, wie bei den berechnenden erfahreneren Loretten, sondern es war nur das Ebben und Fluthen einer natürlichen Stimmung, die zwischen Dankbarkeit und Abscheu gegen den freigebigen „Freund" hin und her pendelte. —

Eilf Uhr war vorüber, als Zephyrine aus der Probe im Circus zurückkehrte, und an der Anwesenheit des Lakaien auf dem Flur schon die Gegenwart des Besuchers erkannte. Womit mochte dieser nur die beiden Stunden seines Hierseyns ausgefüllt haben? denn an Büchern und Zeitschriften war Zephyrinen's Wohnung so unschuldig wie die Winterjurte eines Kamtschadalen.

„Guten Morgen, Papa Timo!" rief sie ihm schäkernd entgegen und bot ihm die Wange zum Kusse; „hab' ich Dich lange warten lassen?"

— „Allerdings, Dúschinka! wo Teufels bist Du so lange geblieben?"

„Ich hatte Probe, und übte eine Piece mehr als sonst, da ich heute Abend in einem Extrastück auftrete, Papa Timo, daß Du Dich wundern sollst! Ach, ich freue mich wie ein Kind auf diese Tour . . . Aber geh', Timo, Du thust mir ja weh! Warte doch, bis ich gebadet habe! Ich bin ja noch ganz athemlos und schweißtriefend von der Anstrengung. Und hungrig bin ich auch — fichtre, denn ich habe heute noch gar nichts gegessen! — Gogotte, mein Bad! und dann laß serviren! — Geh' Timo!"

— „Ich lasse Dich nicht los, Kóschetschka (Kätzchen), bis Du mich geküßt hast!" rief der Fürst und zog ihr reizendes Köpfchen mit den duftenden Locken an seine pockennarbige Wange, wie ein Kater, der mit einem fetten jungen Kaninchen spielt; — „wie? mich nicht küssen wollen, mich, Deinen Papa, Deinen

Geliebten? — Warte, ich mache meine Drohung wahr und nehme Dich ganz von dem Circus hinweg, und laß Dich nicht mehr auftreten!"

„Du? das wolltest Du?" rief sie, sich von ihm losreißend, und ihre Augen funkelten vor Zorn, daß sie wirklich hinreißend schön war in ihrer Erregtheit. „O Du armer thörichter Papa Timo mit all' Deinem Reichthum und Fürstenthum! das kannst Du gar nicht! Du kannst mir weder gebieten noch wehren was ich thun soll; ich gehöre nicht zu Deinen Krepoſten (Leibeigenen)! Ich habe gelebt, ehe ich Dich kannte, und war glücklicher ohne Dich! Und wenn ich Abends unter den rauschenden Klängen der Musik und beim Glast der Gasflammen auf feurigem Pferde im Circus reite und der Beifall der Menge wie ein Sturm an mein Ohr schlägt und mich trunken macht, da tausch' ich nicht mit Deiner Tochter, alter Timo, und da denk' ich gar nicht an Dich, Du alter Knjäs! Und wenn Du mir noch einmal mit diesem dummen Zeug zu drohen wagst, so lauf' ich Dir davon und wir sind geschiedene Leute! Und wenn Du gar wagtest, mich jemals von den Kunstreitern wegzubringen, so kratz' ich Dir die Augen aus, Timo, und spucke Dich an und erwürge Dich!" Und dabei drohte sie ihm alles Ernstes mit der Reitpeitsche, die ein schwerer Goldknopf zu einem gefährlichen Züchtigungs-Instrument machte. „Als Reiterin bin ich geboren, als Reiterin will ich sterben, und wenn mich der schönste junge Prinz heirathen wollte!" . . .

— „Oh, sey wieder gut, Dúschinka moja (mein Seelchen)!" rief der Fürst lächelnd und erhaschte ihre Hand. „Es war ja nur Spaß, mein Kätzchen! ich weiß wohl, daß Du das dumme Handwerk nicht aufgeben willst! Komm her, Serdetschko mojo (mein Herzchen)! und sieh', womit ich Dich überraschen wollte!" Und damit führte er sie an eine Ottomane, schlug einen Shawl

zurück und zeigte ihr eine fertige Robe von einem außerordentlich feinen, dünnen, glänzenden Seidengewebe, mit Gold- und Silberfäden durchwirkt und mit den schönsten Brüsseler Spitzen besetzt. „Sieh, mein Kätzchen, das ist Dein! Es ist das einzige in ganz Europa! Selbst Madame Eugenie Badinguey hat kein solches und wird vor Neid bersten, wenn sie Dich darin erblickt; und Du mußst mir versprechen, es künftige Woche auf der Promenade de Longchamps zu tragen!"

Zephyrine stand ganz betreten und überwältigt vor Staunen. „Ah, das ist herrlich! das ist prächtig!" stammelte sie; „so etwas hab' ich Tag meines Lebens noch nicht gesehen. Woher hast Du diesen Stoff, Papa Timo?"

— „Er kommt aus China, wo ihn nur die Frauen der kaiserlichen Familie tragen dürfen!" versetzte der Fürst. „Ich sah ihn bei der Modistin der Kaiserin und kaufte ihn für Dich; Du närrisches Ding, bist ja so sonderbar, daß man schon mit etwas Außerordentlichem kommen muß, um Dir ein Lächeln abzugewinnen. Bist Du nun zufrieden?"

„Ah, Du bist mein bester, liebster Papa Timo!" rief sie, flog ihm an den Hals und erstickte ihn beinahe mit ihren stürmischen Küssen. „So! nun bist Du wieder gut und lieb, und ich bin Deine Kathinka, Deine Duschinka! Du lieber, böser, häßlicher Alter Du! . . . . Und nun laß mich fort, mein Bad zu nehmen!" — —

„Mademoiselle!" flüsterte Gogotte ihrer Herrin zu, als diese nach dem Frühstück auf einen Augenblick in ihr Toilettenzimmer huschte, um sich ihre derangirten Haare zu ordnen; „Mademoiselle, er war hier und wollte Sie besuchen!"

— „Wer? Welcher Er?" fragte Zephyrine, und nahm die Papier-Cigarre aus dem Munde.

„Ei nun, Er, der schöne Engländer . . .“

— „Wann?“ rief Zephyrine und sprang auf, als wäre sie auf eine Viper getreten.

„Während Sie im Bade waren,“ flüsterte Gogotte; „ich sagte, Sie seyen noch in der Probe, aber jedenfalls bis drei Uhr zu sprechen, und würden sich sehr freuen, ihn wiederzusehen, denn Sie erwarteten schon längst seinen Besuch, und er versprach um drei Uhr wieder zu kommen!“

— „Das hast Du gut gemacht, Gogotte! ich bin mit Dir zufrieden,“ versetzte Zephyrine und erschien nun mit Einem Male wie umgewandelt. Sie ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab, als ob sie über einem Entschluß brüte, und blies große Rauchwolken aus ihrer Cigarette. Ihr Auge blitzte vor Freude und Erwartung, vor Sehnsucht und Ungeduld, und doch fühlte sie deutlich, daß sie diese Empfindungen vor dem alten Timo nicht merken lassen dürfe. Aber die Heuchelei kam sie schwer an, widerstrebte ihrem ganzen ausgelassenen elastischen Wesen. Darum suchte sie ihrer freudigen Aufregung Herrin zu werden, und kehrte erst nach einer Weile wieder in den Salon zurück, wo der Fürst auf dem Sopha lag, seine Cigarre rauchte und den heißen Mokkakaffee schlürfte, den ihm Zephyrine nun mit dem stärksten Rum mischte, worauf sie sich in einen Fauteuil zurücklehnte und die Augen schloß.

„Was ist Dir, mein Kind?“ fragte der Fürst nach einer Weile, während welcher er keinen Blick von ihren anmuthigen Formen verwandt hatte, die sich in dem hellen Gewande bestimmt von dem dunklen Sammet des Lehnstuhls abzeichneten; „bist Du schläfrig?“

— „Ja, Papa Timo, schläfrig und müde,“ erwiderte sie, ohne die Augen aufzuschlagen: „mein armer Kopf ist ganz schwer

— ich glaube, ich habe zu viel Wein getrunken — ich erſticke vor Hitze!“

„Du willſt ſchlafen, Kóſchetſchka moja?—

— „Muß ich nicht, um einen klaren Kopf zu bekommen, ehe ich auf's Pferd gehe? — Rühre die Klingel, Papa Timo! Gogotte ſoll mir Eis bringen und Toiletteneſſig. Und Du ſollſt mir verzeihen, daß ich Dich langweile, lieber Papa Timo! Aber heute Abend nach der Vorſtellung will ich wieder ganz Dein Kätzchen ſeyn! Nicht wahr, Alterchen! Du biſt mir nicht böſe? Denn Du allein trägſt die Schuld; Du haſt mir zu viel Champagner eingeſchenkt, und der St. Eſtève war ſo ſchwer! — Du böſer Mann, Du wollteſt mich betrunken machen!“ — Und mit ſolchen Redensarten ward der Fürſt glücklich zum Hauſe hinausgelangweilt.

Sobald er fort war, ſprang Zephyrine lachend auf und eilte an die Thüre, denn es klingelte ſoeben auf dem Flur. Aber es war nicht der Erwartete, es war nur Herr v. Brideuil in ſeinem neuen Glanze. Offenbar hatte er auf der Straße gewartet, bis Fürſt Suckinſinow fort war, deſſen Anweſenheit ihm die Equipage unter der Durchfahrt verrathen haben mochte, obſchon das Stadtcabriolet des Fürſten kein Wappen am Schlag und die Diener keine Livree trugen. Er wollte nur einen Morgenbeſuch machen und ſich nach dem Befinden Mademoiſelle's erkundigen, die geſtern ſolch' außerordentlichen Erfolg erzielt habe. Im Nu hatte ſie wieder Migraine und ſchützte Schlaf und Bedürfniß der Ruhe vor, um heute Abend für ihre Leiſtungen friſch zu ſeyn.

„Ah, ich weiß ſchon, weßhalb Sie kommen — ich ſoll Sie beglückwünſchen, Monſieur Eugen! Sie haben viel Geld gewonnen und eine Erbſchaft gemacht. Dieß freut mich für Sie! —

Das Glück ist also mit Einem Male bei Ihnen eingekehrt, mein armer Eugen? Nun halten Sie es ja recht fest, heirathen Sie eine reiche junge Dame, und spielen Sie nicht mehr — das Glück ist launenhaft, und könnte Ihnen wieder treulos werden!"

— „Sie sind sehr ironisch, mein schönes Fräulein!" versetzte Eugen. „Weit entfernt mich nach einer jungen Erbin umzusehen, drängt es mich jetzt zu Ihnen, meine himmlische Zephyrine! Sie sind so schön, so liebenswürdig; ich schwärme von jeher für Sie, und nun mir das Glück in Einer Weise günstig war, wird es mich hoffentlich auch in der andern nicht verlassen: Zephyrine, ich liebe Sie längst — erlauben Sie mir nur, daß ich es Ihnen endlich gestehe!"

„Nur zu mit Ihren Erklärungen, Herr Eugen! Sie sind nun schon im Zuge!" versetzte die Kunstreiterin, und sah ihn mit ihren großen lachenden Augen gutmüthig an. „Machen Sie Ihr Herz leicht, aber wissen Sie zum Voraus, daß es Ihnen nichts nützt!"

— „Wie so, Zephyrine? Zweifeln Sie an der Aufrichtigkeit meiner Liebe?"

„Seyn Sie kein Thor, Eugen!" fiel sie ihm lächelnd in's Wort. „Sie sind ein hübscher junger Mann von Stande, und ich bin Ihnen gut. Aber damit auch hollah! — Heirathen werden Sie mich nicht, und ich würde Sie nicht heirathen, auch wenn es Ihnen Ernst wäre, mich zur Vicomtesse zu machen. Sie wissen, weßhalb; und ich habe ja schon meinen Freund. Wozu also die Komödie?"

— „Oh, Sie sind fühllos, Zephyrine! denn Sie wissen, daß ich Sie wirklich liebe, und daß ich mich glücklich schätzen würde, Ihre Neigung zu besitzen. Sie können doch unmöglich für

alle die Triebe des Herzens und die Bedürfnisse eines fühlenden Gemüthes bei einem Manne Genüge finden, der . . . .“

„Mein Vater seyn könnte, — wollten Sie sagen, nicht wahr?“ fiel sie ihm lebhaft und etwas gereizt in's Wort. „Herr v. Brideuil, was mir der Fürst Suckinsinow ist, das ist meine Sache; und was mein Herz anlangt, so ist dieß nicht Ihre Sache, und — einen Vertraüten in Ihrem Sinne neben dem Fürsten bedarf ich nicht. Verstehen Sie mich?“

— „Zephyrine, Sie sind jung und lebensfroh! Sie stehen allein,“ fuhr er mit Wärme fort und ignorirte den gereizten Ton der Kunstreiterin. „Gewiß gibt es auch in Ihrem Leben Augenblicke, wo Sie sich sehnen, von einem Manne verstanden, unterstützt, geliebkost zu werden, der Ihr Glück und Wohl ernstlich will — in solchen Augenblicken, Zephyrine, erinnern Sie sich doch meiner! Eugen v. Brideuil wird sich stets glücklich schätzen, Ihnen zu dienen, wann Sie seiner bedürfen. Er liebt Sie inniger und uneigennütziger als Sie glauben, und damit auch ein äußeres Zeichen Sie an ihn gemahne,“ fuhr er fort und zog ein kleines Etui von Maroquin aus der Brusttasche seines Fracks, dem er einen hübschen Ring entnahm und an ihre Hand stecken wollte, — „so erweisen Sie diesem schmucklosen Reifchen die Ehre, an Ihrer schönen Hand zu prangen.“

Zephyrine aber schloß rasch die Hand, zog sie lebhaft zurück und sprang auf. „Um Vergebung, Herr Eugen! Sie können mich nicht überrumpeln!“ sagte sie. „Ich habe mein letztes Wort geredet. Sie halten mich für Eine, die ich nicht bin und nicht seyn werde. Dumm bin ich und leichtsinnig, ja; aber schlecht oder treulos bin ich nicht; und was Sie mir da vorschwatzen, ist zu viel für den Spaß; und zum Ernst — ist die Zeit noch nicht gekommen. Adieu, Eugen! und reden Sie nicht mehr so,

wann wir uns jemals wirdersehen sollen!" Damit flüchtete sie in's Nebenzimmer und schloß dessen Flügelthüre hinter sich.

Eugen biß sich auf die Lippen und rollte düster die Augen. „Abgeblitzt!" murmelte er und stampfte mit dem Fuß. „Ich bin dem hübschen Balge gut, aber sie will mich nicht — entweder hat mich meine Armuth in ihren Augen schon lächerlich gemacht, oder — die Sache hat einen andern Grund . . . Nun denn, warten wir es ab und wir werden es ja sehen!" Und mit einem bittern Gefühl im Herzen ging er, ohne jedoch das Haus aus den Augen zu verlieren, denn er trat in der Nähe in einen Buchladen, forderte einige Karten und Broschüren, die er durchmusterte, während seine Blicke den Eingang von Zephyrinens Hause nicht außer Acht ließen.

Er brauchte nicht lange zu warten, so sah er Montague raschen Schrittes die Straße heraufkommen, und schon von Weitem nach den Fenstern des bekannten Entresol hinaufblicken. Diese Wahrnehmung durchbebte Eugen mit einem wirklichen Ingrimm, und er schaute ihm unverholen nach — er ging wirklich in's Haus — Brideuil wartete eine, zwei, drei Minuten, aber Montague erschien nicht wieder auf der Straße.

„Er ist bei ihr!" murmelte er dumpf und knirschend vor sich hin; „nun erklärt sich mir alles — er ist ihr Vertrauter! Ha, Katze! also das ist Deine Treue?" Und hastig bezahlte er eine der Broschüren und eilte davon. —

Bim, bim! tönt es an der Vorthüre; Gogotte ist auf der Lauer, rückt den Vorhang an dem Oeil-de-boeuf in derselben zurück und winkt in den Salon hinein: „Er ist's!" und in der That tritt durch die rasch geöffnete Thüre Paul Montague.

„Mademoiselle nun zu Hause?" fragt er und sein Ton, seine Miene verrathen eine gewisse Befangenheit.

— „Gewiß, Mylord! nur dort hinein!"

Eine feine Röthe überfliegt wider Willen sein Gesicht und sein Herz pocht beinahe laut, wie er in den Salon tritt, und doch liegt in seinem Auge etwas wie Zärtlichkeit, Liebe, Zuneigung oder Bedürfniß des Anschmiegens an ein trautes Herz. Was er heute früh gesehen, erfahren, erlebt, das hat sein Herz einsam gemacht, hat ihm sein Alleinstehen zum Bewußtseyn gebracht, und ihn an den Mangel einer theilnehmenden Freundin erinnert. Die Nähe der Gefahr gibt dem Manne zwar seinen ganzen Muth und seine Fassung, aber das Vorgefühl einer solchen verleiht ihm nur die Sehnsucht nach einer weiblichen Theilnahme. Paul hatte heute schon an Madeleine von Ronville gedacht; er hatte sogar dort schon eine Karte abgegeben, allein was konnte ihm Madeleine seyn, die er erst zweimal gesprochen? Da gemahnte es ihn wohl auch an Katharinen, an die Kunstreiterin, aber sie war ja nur eine Lorette, und er schlug sich den Gedanken wieder aus dem Sinn; — war er ja doch ohnedem schon seit einigen Wochen nicht mehr bei ihr gewesen! Allein als er von dem Samaritergang nach Hause kam und auf seinem Tische die große feurig-rothe Affiche liegen sah, auf der ihm der Name der Mlle. Zephyrine mit halbspannenlangen Buchstaben in die Augen fiel, da war es ihm wie ein providentieller Wink, und er ging zu ihr. Auch die freiesten und besonnensten Männer haben in ihrer Seele ein Fleckchen, wo eine Regung von Aberglauben sich eingenistet hat und ein Echo findet. Und da er nicht ahnte, daß ihm diese Affiche mit Absicht in's Haus geschickt worden sey, galt ihm deren Vorfinden für einen leitenden Wink des Geschickes.

Als er in den Salon trat, fand Paul niemanden, und

wagte sich unter die Thür des zweiten Zimmers, das eine Art Boudoir war. „Käthchen, liebes Käthchen!" rief er.

„Hier," rief sie und stürzte aus einem andern Gemach heraus mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, nur einen Shawl um die Schultern geschlagen, sonst aber in einem halben Negligee. Sie ergriff seine Rechte mit beiden Händen, beugte sich darüber und bedeckte sie mit glühenden Küssen. „Mein Paul! mein süßer theurer Paul! mein Herzensfreund!" stammelte sie zwischen-hinein. „Ah, ich hab' Dich endlich wieder! Ich wußte ja, daß Du kommen würdest. Ich sehnte mich so sehr nach Dir! Mein Herz zog Dich herbei mit seinem Verlangen! Du böser, böser Mann! warum bist Du so lange weggeblieben? . . . Nein, küsse mich nicht! jetzt nicht!" rief sie dann und prallte von ihm zurück. „Du sollst nicht! ich werde mich zuvor waschen! Ich habe Tabak geraucht und — Er war hier! Und Du sollst mich nicht auf diesen Mund küssen, bevor ich jede Berührung von ihm hinweggewaschen habe!"

„Närrchen!" flüsterte er lächelnd, aber dieser Zartsinn des Mädchens rührte ihn doch, und er folgte ihr zögernd in ihr Toilettenzimmer.

„Geh', ich will mich umkleiden!" bat sie; „Du sollst mich in einem einfachen Kleide sehen, nicht in einer reichen Robe, die von ihm kommt. Dir will ich anders erscheinen als ihm."

„So bleib wie Du bist! im Schnürmieder und Unterkleide! da bist Du am hübschesten und natürlichsten!" rief er und wollte sie haschen, aber sie entwich gewandt und drohte ihm mit dem nassen Schwamme, und ein neckisches Haschen entstand, während dessen sie leicht über Stühle, Sopha und Lehnsessel setzte, wie ein Reh, und immer dabei mit Schwamm und Handtuch thätig war, bis er sie einfing und seine Lippen auf den feuchten, weichen,

frischen Sammet ihres Nackens, ihrer Wangen und ihrer Lippen drückte, worauf sie mit beiden Armen seinen Nacken umschlang, in einem nimmer-enden-wollenden Kusse an seinem Munde hing, und ihre wunderschönen dunklen Augen mit unsäglichem Ausdruck in die seinigen senkte.

„Komm', rauche eine Cigarre, mache Dir's bequem, mein süßer Freund!" rief sie dann und zog ihn zu dem Divan am Fenster. „Nein, nimm' sie nur! sie sind nicht von ihm, sondern ich habe sie gekauft mit meiner eigenen Gage. Ich kenne ja Deinen Stolz, und ich hätte Dir auch gar nicht zugemuthet, daß Du zu mir hieher kämest in diese Wohnung, welche er bezahlt. Ich war zwei, drei Male bei Dir, aber Dein alter finsterer Murrkopf von Diener schaute mich so feindselig an und behandelte mich so barsch, daß ich ihm nicht einmal meinen Namen sagen, geschweige denn eine Karte abgeben mochte! Na! der Kerl hätte sich auch wunder was für Gedanken gedacht, wenn er gefunden hätte, daß Mademoiselle Zephyrine vom Cirque Napoleon und Hippodrome seinem Herrn Nachmittagsbesuche macht! Und wenn er auch von mir schlecht denken mag, so soll er doch um meinetwillen die Achtung vor seinem Herrn nicht einbüßen, und darum kam ich nicht wieder, so gern ich auch Dich gesprochen hätte, my darling, my dear own sweetheart!" rief sie, kauerte sich vor ihm auf den Boden nieder und spielte mit seinen feinen weißen Händen, die sie mit Küssen bedeckte.

Paul lachte herzlich. „Ich hätte das Gesicht meines Fortuné sehen mögen, als er Dein reizendes allerliebstes Köpfchen durch das Fensterchen der Vorthüre bemerkte!" sagte er, und wollte es nicht merken lassen, wie sehr ihn die zarte Rücksicht dieses armen Kindes rührte. „Er ist keiner der frivolen Diener, wie man sie im Allgemeinen hier trifft. Er ist eine treue Seele

und hat Grundsätze, mein Fortuné. Er würde Dir nicht geglaubt haben, wann Du ihn versichert hättest, ich habe Dir ein Stelldichein bei mir gegeben!"

— „Ja, das sieht man dem Burschen an!" rief Käthchen, ebenfalls lachend. „Höre, mein lieber Paul! man möchte darauf wetten, Deine liebe Mutter, die ich mir um Deinetwillen als eine vortreffliche Frau vorstelle, habe Dir den Alten mitgegeben, daß er Dich hüte und über Deinen Lebenswandel wache! Ah, er ist ein Ogre, ein Menschenfresser!"

Paul lachte mit und konnte kein Auge von dem strahlenden und von einem wahrhaft kindlichen Glück verklärten Antlitz der jungen Kunstreiterin abwenden. „Du hast mich also herbeigesehnt, meine liebe Katie!" fragte er.

„Da seh' mir Einer den kalten Menschen an, den fischblutigen stolzen Engländer!" rief sie; „da genügt es ihm nicht, daß ich es ihm aus freien Stücken schon gestanden habe — nein, ich soll es ihm auch auf sein besonderes Befragen noch ausdrücklich bestätigen, damit es seiner Eitelkeit ja recht wohl thue. Nun bestreite mir noch jemand, daß die Männer nicht noch eitler sind, als die Frauen! Ja, ihr alle seyd Tyrannen, wie die Dejazet neulich im Theater sagte! Aber ich thue Dir den Gefallen nicht, es noch einmal zu wiederholen. . . . . Zu Deiner Strafe thu' ich's nicht! Weil Du so lange ausgeblieben bist, und mir noch nicht einmal gestandest, weßhalb? He, mein Herr Lord, warum hast Du die arme Katie so lange vernachlässigt?"

— „Ich hatte Geschäfte, liebes Kind, — eine Menge dringender Geschäfte . . ."

„Ei Du Heuchler!" rief sie munter. „Ein reicher Engländer, der nur von seinem Geld und zu seinem Vergnügen lebt, und dringende Geschäfte! — Das einzige Geschäft, das Dich

abhalten konnte, Deine kleine Katie zu besuchen, mag eine Heirath gewesen seyn," setzte sie etwas verdüstert hinzu, und ihre Stimme verlor unwillkürlich etwas von ihrem Wohlklang. „Gesteh' nur, Du bist verliebt in eine Andere, Du wirst heirathen! Ist sie schön, jung, reich? Ist sie blond oder brunett, groß oder klein? Liebt sie Dich?"

„Närrchen, bist Du denn eifersüchtig?" entgegnete er lächelnd.

— „Auf Deine zukünftige Frau nicht, wenn Du ihr herzlich gut bist und sie Dich liebt," versetzte Käthchen. „Ich weiß ja recht gut, daß ich Dich nicht heirathen kann und daß Du um meinetwillen nicht Junggeselle bleiben wirst. Ja ich würde die Frau verehren, welche Dich glücklich machen kann. Aber wann ich wüßte, daß Du nur einer andern Geliebten nachliefest oder eine andere Geliebte Dir, die würd' ich hassen, ja meiner Treu, die könnt' ich umbringen!"

„Beruhige Dich, liebes Käthchen! ich gebe Dir mein Wort, daß ich weder einer Maitresse nachlaufe, noch auf Freiersfüßen gehe!" sagte er mit einem Händedruck und sah ihr treu und ehrlich in die Augen. „Meine Geschäfte sind anderer Art und darum doch nicht minder ernst, wenn sie im Grunde eigentlich auch Dinge betreffen, die mich nicht unmittelbar berühren. Aber ich bin schon seit einigen Wochen so geistig beschäftigt, so aufgeregt und in einer unruhigen Spannung, daß ich in der That . . ."

— „Nicht an das arme Käthchen dachte, — natürlich!" fiel sie ihm mit einem wehmüthigen Tone in's Wort.

„Nein, daß ich Dich, glückliches Kind, nicht langweilen wollte."

— „Unsinn! ich hätte Dir die Sorgenfalten von der Stirne weggescherzt, denn in der That, Du bist bleicher und Deine Augen

trüber als vordem, mein Liebling! — Was ist Dir? Darf Käthchen es nicht wissen? Droht Dir irgend eine Gefahr?"

„Vielleicht," erwiderte er und blickte forschend in die schönen Augen, deren Pupille sich vor innerer Gemüthsbewegung wirklich erweiterte, als sie ihn so besorgt und voll der aufrichtigsten Bangigkeit betrachtete.

— „Vielleicht? O geh', Du solltest nicht so mit mir scherzen! Ihr Männer seyd abscheulich! Ich vergehe beinahe vor Angst und Du höhnst mich noch! Pfui, das ist nicht schön! Und von wem droht Dir Gefahr, sprich?"

„Von der Polizei, mein Kind, die mich für einen politischen Emissär und Wühler hält und mich nach dem Gefängniß Mazas bringen will, um mich nach Cayenne zu schicken. Vielleicht nur noch wenige Tage, und Du findest mich in geschlossener Gesellschaft in jenem seltsamen Gebäude hinter dem Lyoner Bahnhof."

— „O geh', Du bist recht abscheulich, mich so zu quälen!" rief Käthchen und die hellen Thränen standen ihr in den Wimpern. „Wie grausam und leichtsinnig, mit solchen Dingen zu scherzen! Ich weiß wohl, daß dieß lauter shamwork und Unsinn und Schrauberei ist; daß Du zu klug und zu reich und zu edel bist, um Dich auf die Dummheiten und schlechten Streiche der Ouvriers und Studenten einzulassen, allein schon bei dem Gedanken daran bebe ich an Leib und Seele!" Und sie barg schluchzend ihr Gesichtchen auf seinem Schooße.

Paul beugte sich zu ihr hinab, zog sie zu sich empor, küßte sie mit Inbrunst auf ihre Stirne, und flüsterte mit einem Tone, in welchem die höchste Freude und ein geheimer wilder Schmerz erklungen: „O Du treues, goldenes, süßes Herz! . . . . Gott segne Dich! Warum bist Du nicht die Tochter eines Lords? Wie

konnte die Vorsehung solch' eine Perle in den Schlamm fallen lassen!"

— „Oder in den Sand und die Sägspähne eines Circus," fiel ihm Käthchen in's Wort, und umarmte ihn leidenschaftlich. „Und Du würdest mich also heirathen, Paul, wann ich die Tochter einer ehrbaren Familie wäre und Dir ebenbürtig? Du würdest mich heirathen, auch wenn ich arm wäre?"

„Ja, so wahr mir Gott helfe — ich thäte es, um dieser Stunde willen, mein Kind! Ja, ich würde Dich sogar noch jetzt . . ."

— „Nein, nein! Das würdest Du nicht, Paul! Und wenn Du wolltest, ich könnte nicht einwilligen!" rief sie lebhaft. „Deine Standesgenossen würden Dich meiden und ächten, wenn sie erführen, daß Du eine Kunstreiterin, eine Lorette gefreit, und Du würdest ewig unglücklich, denn Du könntest auf ihre Achtung und auf Deine reine Ehre nicht verzichten! Und ich, ich würde es bemerken, denn ich sehe scharf — es würde mir nicht entgehen, und lieber wollt' ich zehn Tode sterben, als Dich unglücklich wissen."

„Nein, Du hast mich mißverstanden, Käthchen! ich wollte Dich versichern, daß ich Dich vielleicht dennoch heirathen könnte, wenn meine Mutter nicht lebte, die mich so sehr liebt. Aber sie ist stolz, — sie hat ihre eigenthümlichen Ansichten und Vorurtheile, und es würde ihr das Herz brechen, wenn sie erführe, daß meine Frau einst in einem Circus aufgetreten sey. Und das Leben einer Mutter . . ."

— „Ja, Du hast Recht. Du darfst um meinetwillen Deiner Mutter auch keine einzige trübe Sekunde bereiten! Mir genügt schon Deine Versicherung, die mich ganz stolz und ganz glücklich gemacht hat!" rief sie und weinte stille Glückesthränen an seinem

Herzen. — „O nein!“ fuhr sie fort, „Deine Mutter soll nie erfahren, daß Du das arme Käthchen auch nur geliebt hast, so wie Du sie liebst. Die Welt mag mich verdammen, der kurze Rausch der Jugend und der Erfolge mag verfliegen, die Schmach mich von meinem jetzigen Glanze herunter stoßen, — aber das arme Käthchen wird nie ganz im Schlamm versinken, denn sie wird noch an sich glauben, weil sie sich erinnern kann, daß ein Mann sie geliebt hat, wie Du, mein süßer edler Freund!“ Und wie von einem ungestümen inneren Drang getrieben, warf sie sich vor ihm nieder und umfing seine Kniee mit einer wahrhaft inbrünstigen Dankbarkeit.

„Meine liebe herzige Kätie, ich glaube an Dich, an Dein Herz!“ flüsterte Paul, selbst tief ergriffen von dieser Scene. „Du goldene treue Seele! warum mußte Dir nicht ein besseres Loos fallen? Du hast ein Gemüth, um das Dich jede Herzogstochter beneiden könnte!“

— „O Du lieber, lieber Mann! wie wohlthuend dieß klingt aus Deinem Munde!“ flüsterte Käthchen und blickte lächelnd und verklärt durch die thränenschweren Wimpern zu ihm auf. „O daß ich in dieser Minute hier sterben könnte! Ein solcher Augenblick macht viele Stunden und Nächte vergessen, wo ich mich schlaflos auf meinem Bette wälze und mich beschämt und grübelnd frage: warum ich so geworden sey! O glaube mir, Paul! nicht immer bin ich aufgeräumt und bis zur Tollheit lustig, wie Du mich schon gesehen hast! Nicht immer übertäuben der Champagner und die Eitelkeit den Wurm, der da drinnen im Herzen nagt! Ich habe Stunden, wo ich mich schäme, daß ich auf Erden bin, wo ich die ärmste ehrliche Bettlerin beneide, wo ich der Stunde meiner Geburt fluchen möchte; — und doch bin ich nicht schuld daran, und Gott ist mein Zeuge! ich bin

nicht aus freiem Stücke geworden, was ich bin, sondern durch mein Schicksal, das mich ohne Erziehung, ohne gutes Beispiel, ja beinahe ohne Begriff von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande in diesen Stand und unter diese Menschen hinein warf! Oh, und doch hasse ich eure rechtschaffenen Frauen, die uns verachten und verabscheuen und unsere Sünden so laut aufzählen! Aber was wäre vielleicht aus ihnen geworden, wenn sie geboren wären in der Karawane (dem Reisewagen) eines Kunstreiters oder Seiltänzers, und aufgewachsen zwischen Pferdestall und Trampolin *) ohne andern Unterricht als den vom Tanzmeister und Stallmeister?!"

„Wahr, sehr wahr! und was wäre aus Dir geworden mit Deinem reichen Gemüth und frohen Geiste, mein Kind, wenn Du unter den Augen einer liebevollen Mutter, im Schooße einer wohlhabenden, rechtschaffenen Familie aufgewachsen wärest!"

„O Du guter, trefflicher Mann!" rief Käthchen; „komm', ich muß Dich dafür umarmen! — Aber nun laß uns von etwas Anderem reden!" setzte sie energisch hinzu und schüttelte das Köpfchen, daß ihr die Locken um den Nacken flogen, als wollte sie damit die ernsten, verstimmenden Grübeleien abschütteln. „Das sind ja Dinge, die Einen zur Verzweiflung bringen können, wann man ihnen lange nachhängt! Und Du willst mich gewiß nicht traurig sehen, mein Liebling, sondern ausgelassen und munter, als Deine kleine Plaudertasche, wie Du neulich sagtest!"

„Ei, ich kann es nicht beklagen, daß ich Dich so eben in einer andern Laune sah, mein Käthchen! ich habe Dich dadurch von einer andern Seite kennen und um so mehr lieben und — sogar wirklich achten gelernt!"

---

*) Tremplin, Sprungbrett zum Voltigiren.

— „Achten?“ rief sie mit einem lauten triumphirenden Aufschrei. „Du achtest mich, Paul?“

„Gewiß, auf Ehre, — Du verdienst es!“

— „Ha, er achtet mich — ich verdiene noch Achtung!“ rief sie ein Mal über das andere, tanzte wie toll im Zimmer herum, und warf ihm jubelnd und weinend Kußhändchen zu; „Er achtet mich, Er! nun sollen sie mich alle verachten und schmähen, so viel sie wollen. Ich bin zufrieden, daß Er an mich glaubt und mich nicht für ehrlos hält. Wohlan denn, und sollt' ich einst auf dem Strohsack eines Lazareths sterben — vogue la galère! Er hat mich ja geliebt und geachtet!“ jubelte sie und sprang wie toll herum, bis ihr der Athem verging und sie keuchend zu seinen Füßen niedersank.

Paul's Arme umschlangen sie, während sie sich langsam wieder erholte, und halb lachend, halb schluchzend zu ihm aufblickte mit einem Strahl des Auges, den Worte nicht zu schildern vermögen. Montague sprach nicht; er schaute nur stumm zu ihr hinab, zu tief bewegt von Gedanken und Empfindungen, welche allzu massenhaft auf ihn einstürmten, um sich in Worte und Sätze kleiden zu lassen. Aber es gibt einen Mesmerismus des Herzens, der von Aug zu Auge einen Rapport herstellt, daß die Gefühle und Gedanken von einem Individuum in das andere überströmen und zünden und klar werden. —

„Nicht wahr, Paul, Dir droht keine Gefahr?“ frug Käthchen endlich, richtete sich auf, kniete vor ihm und schaute ihm bewegt und forschend in's Gesicht.

— „Mit nichten, mein Kind, es war alles nur Spaß!“

„Du Böser! mich so auf die Probe zu stellen! — Aber wenn Dir je Gefahr droht, Paul — Gefahr von der Polizei

oder irgend woher, — so versprich mir, daß Du es mich sogleich wissen läßst und ich rette Dich . . ."

„Du?" fragte er lächelnd und ungläubig.

— „Ja, ich, das arme Käthchen! ich laufe zum Prinzen Plon-plon, zum Grafen Morny, zum Kaiser selbst! Sie kennen mich alle! — Und Plon-plon und der Graf des Betteraves und noch manche Andere, die den Kopf hoch tragen, haben sich schon gedemüthigt vor der kleinen Kunstreiterin und können sich nicht eines Kusses auf meine Fingerspitze rühmen, und ich habe ihre Geschenke mit den Füßen von mir gestoßen. Allein wenn es gälte, Dich zu retten, my own dear sweet-heart, my darling! da gäbe das arme kleine Käthchen alles, alles — selbst ihr Leben dahin!" Und sie umklammerte ihn leidenschaftlich mit ihren Armen und setzte mit einem leisen Schauder hinzu: „Gott verzeihe mir's, aber mir schwant, daß wir einander nicht mehr lange angehören!"

„Verbanne diese trüben Ahnungen, mein süßes Kind! Morgen, übermorgen besuche ich Dich wieder!"

— „Wie? Du gehst schon?"

„Ja, ich muß!" sagte er und zog eine Seite ihres Shawls, die herabgesunken war, wieder über ihre sammetne Schulter herauf. „Laß mich gehen und halte mich nicht zurück. Ich will mir die Erinnerung an diese schöne Stunde durch keine spätere Reue trüben!"

Ihre Blicke begegneten sich; sie zog den Shawl dicht um sich und ergriff dann Paul's beide Hände, die sie mit Inbrunst an ihre Lippen zog. „Wunderbarer Mann! ich verstehe Dich!" sagte sie erglühend; „Du ehrst mich und lohnst mich . . ." und ihr Auge suchte beschämt den Boden. „Aber in den Circus wirst Du heute Abend kommen, nicht wahr?"

„Wann es mir möglich, mit Vergnügen!"

— „O komm' doch gewiß, ich beschwöre!" bat sie; „jedes Mal, wann Du anwesend bist, gelingt mir alles besser, ich bin sicherer und zuversichtlicher und suche mich selbst zu übertreffen! Nicht wahr, Du kommst? mir zu Liebe?"

„Auf mein Wort! und nun adieu, mein Täubchen!" und er küßte sie auf die Stirne und ihre reichen dunklen Locken.

— „Auf Wiedersehen! aber wann denn?"

„Morgen — spätestens übermorgen!" sagte er, riß sich beinahe gewaltsam los und eilte hinaus.

Käthchen aber kehrte in ihr Boudoir zurück, schloß sich ein, warf sich auf den Teppich nieder und weinte lange, lange wie ein Kind, ohne sich bewußt zu seyn, weßhalb, dann aber ward ihr gepreßtes Herzchen allmählig leichter und sie ging in ihr Toilettenzimmer, kramte in Kästen und Pappschachteln, ordnete Federn und Bänder, nahm da und dort etwas heraus, was sie für ihre Kostüme am Abend bedurfte, und hatte selbst kaum eine Ahnung davon, daß sie nun wieder pfiff und sang wie eine Meise. Da klingelte es draußen auf dem Flur, und zwei ihrer Bekannten wurden gemeldet. Es war Valérie und eine sogenannte Baronin v. Blumenthal, eine Elsäßerin von ungefähr 30—35 Jahren, schlanker hübscher Figur und lebhaften grauen Augen, die sie sehr keck zu gebrauchen wußte. Ohne gerade hübsch zu seyn, was wenigstens Valérie war, fesselte sie doch durch eine gewisse herausfordernde pikante Lebhaftigkeit und eine wahre Atmosphäre von Sinnlichkeit, die sie zu umgeben schien.

„Wir kommen, um Sie zu beglückwünschen, Mademoiselle Zephyrine," sagte die Blumenthal; „wir waren so eben bei unserem Agent de Change, der auf dem Boulevard du Temple wohnt, da sahen wir die Affichen des Circus für heute Abend

und darauf Ihren Namen, und kommen nun, um unsere Freude darüber auszudrücken, daß Sie eine erste Parthie bekommen haben!"

— „Ah, sehr freundlich von Ihnen, Madame! Und Sie kommen doch heute Abend?"

„Ganz gewiß, und ich werde Ihnen klatschen, daß mir die Handschuhe platzen! Und mein Freund soll ebenfalls klatschen!"

— „Der Agent de Change?" fragte Zephyrine.

„Wie?" fragte die Blumenthal, und die Kunstreiterin wiederholte die Frage. „Wie kommen Sie auf diesen Einfall! meine Liebe? mein Freund ist ja der General M., wie Sie wissen!"

— „Allerdings, allein ich dachte, Sie hätten sich mit ihm überworfen und einen Agent de Change angenommen," sagte Zephyrine unbefangen.

Die beiden Damen lachten aus vollem Halse. „Nein, das ist köstlich!" rief Valérie, die sich nicht fassen konnte. „Ei, der Tausch wäre im Grunde nicht so übel!"

„In der That, wenn der Agent gerade Glück an der Börse hätte," meinte die Blumenthal. „Aber mein liebes Kind, spielen Sie denn nicht an der Börse?"

— „Ich? davon versteh' ich ja gar nichts!"

„Davon braucht man auch nichts zu verstehen, das ist kein Spiel wie ein anderes . . ."

— Wobei man also nicht zählen und aufmerken muß, wie bei dem dummen Whist, das ich niemals lernen werde?" frágte Zephyrine.

„Nein, und wobei man gleich ungeheure Summen gewinnt," sagte die Blumenthal.

— „Ohne die Bank zu halten? Sie wissen ja, Madame,

ich habe stets Pech, wenn ich im Landsknecht die Bank halten muß, und darum hasse ich das Spiel," sagte Zephyrine.

„Nichts von alledem," entgegnete Valérie; „Du bist allerdings noch zu jung und unerfahren, um die Vortheile Deiner Lage auszubeuten, meine Kleine; aber es ist schade, daß Du nicht an der Börse spekulirst. Du schröpfst Deinen Russen ohnedem nicht genug; Du mußt ihm zumuthen, daß er Dir die Fonds gibt, um an der Börse zu spielen, oder laß ihn die Differenzen für Dich bezahlen, wenn Du verlierst!"

— „Man kann also auch verlieren?" fragte Zephyrine.

Die beiden „Damen" lachten. „O ja, wenn man Pech hat oder ungeschickt spielt," erwiderte die Blumenthal. „Allein wann Ihnen Ihr Russe, der jedenfalls sehr gute und hohe Verbindungen in der Diplomatie hat, hie und da einen Wink geben will, so werden Sie mit Glück spielen, und dann so freundlich seyn, uns diese Winke immer auch mitzutheilen, damit wir auch gewinnen können."

— „Ihr spielt also beide?" rief Zephyrine.

„Ei natürlich! heutzutage spielt jedermann."

— „Und Ihr habt schon gewonnen?"

„Gewiß — gewonnen und verloren," sagte Valérie, die den Rest des Confects vom Dessert aufnaschte. „Aber demnächst hoffe ich einen großen Coup zu machen, und dann kauf' ich mir ein Schloß und ein großes Gut in der Touraine, wohin ich mich dereinst von den Geschäften zurückziehen kann."

Zephyrine staunte. „Aber erklärt mir nur dieß Alles!" rief sie; „davon versteh' ich gar kein Wörtchen. Wie spielt man denn an der Börse?"

„Nichts leichter als dieß!" sagte die Blumenthal. „Man geht eines Morgens zu einem Agent de Change und sagt zu

ihm: Kaufen Sie mir heute für 300,000 Francs Aktien des Credit-mobiler, oder für 100,000 Franken Bu-maza, oder Straßburg-Paris! Und morgen oder übermorgen, wann der Curs höher steht, schlägt man sie wieder los, streicht die Differenz ein und kauft andere Effekten, die zeitweilig niedrig stehen und sich bald heben müssen! Verstehen Sie?"

— „Kein Sterbenswörtchen! das Alles ist mir zu hoch!" sagte Zephyrine mit erstauntem Gesicht. „Das ist etwas für Männer, nicht für solch ein kopfloses dummes Ding wie ich!"

Valérie und die Blumenthal versuchten umsonst, es ihr begreiflich zu machen, holten Curszettel und ihre Schreibtafeln hervor — die glücklichste Ignoranz und der naivste Mangel an allem Verständniß bewahrten Zephyrine vor der Versuchung, und sie erklärte hartnäckig, sie werde nie an der Börse spielen, da sie es nicht verstehe und ihr dieses dumme Kaufen und Verkaufen auch kein Vergnügen mache. Und als die beiden Loretten sie trotzdem immer auf's neue bestürmten, rief sie zuletzt mit einem wahrhaft komischen Unwillen: „Ei so laßt mich endlich gehen und sprecht von etwas Anderem, sonst muß ich am Ende glauben, Ihr habt es nur darauf abgesehen, mich zu verführen, damit Ihr durch meinen Russen gewinnen sollt! Ja, lacht nur so viel Ihr wollt! Aber ich will nicht auf diese dumme Weise gewinnen. Ich brauche überhaupt kein Schloß und keine Kapitalien, wie Ihr sie wünscht, und wann ich sie einmal wünsche, so sag' ich es nur meinem Timo und den andern Morgen hab' ich sie. Da seht her und staunt! diese Robe hat er mir heute geschickt! die soll ich auf dem nächsten Corso von Longchamps tragen — selbst die Kaiserin hat keine ähnliche!" Damit nahm sie das Tuch von der Robe und erregte dadurch den Neid ihrer beiden Be-

kanntinnen, die sich mit einer wahren Extase über diesen herrlichen Stoff aussprachen.

Valerie bemerkte, daß ihre Kollegin sich anschickte, ihre Toilette für den Circus in die Pappschachteln zu legen, und stand auf um zu gehen. Der Neid schwoll ihr ohnedem das Herz zum Bersten, und sie zog die Blumenthal mit sich fort. „Meiner Treu!“ sagte sie, als Beide mit einander die Straße hinunter gingen und mit den langen Schleppen ihrer kostbaren Seidenroben und den Franzen ihrer Kaschmirshawls das Trottoirs fegten, „diese dumme Zephyrine hat doch ein unverschämtes Glück, und versteht es nicht einmal auszubeuten. So frühe schon einen solchen Goldfisch zu fangen, wie dieser russische Fürst, dem man Millionen abschmeicheln könnte!“ . . .

„Fichtre! wenn das mir in meiner Jugend passirt wäre!“ stimmte die Blumenthal voll giftigem Neid mit ein; „wenn ich noch heute einen solchen Gimpel zu rupfen hätte! sapristi! der sollte mir bluten. Aber so ist es immer. Die Dümmsten haben leider das größste Glück!“

— „Ah, dumm ist die Kleine gar nicht, außer insofern eine große Dosis Ehrlichkeit auch Dummheit ist!“ erwiderte Valérie. „In anderen Dingen versteht sie ihren Vortheil schon, aber sie ist noch freigebig und offenherzig, wie ein Kind, und das gefällt wohl auch ihrem Knäs, denn er läßt sie nicht, und alle Versuche, ihn von ihr abzuziehen, haben nichts gefruchtet.“

„Aha, also haben Sie schon solche Versuche gemacht?“ fragte die Blumenthal lachend, aber hinter ihrem Grinsen barg sich ein garstiges Lauern.

— „Ich? Jenun, was soll ich's leugnen? Allerdings hab' ich es gethan, denn jeder denkt zunächst an sich selber, und warum sollte man eine solche Goldmine nicht lieber selbst aus-

beuten wollen, anstatt sie in den Händen eines solchen kurzsichtigen Geschöpfs zu lassen, das kaum den täglichen Bedarf daraus entnimmt? Wer nicht den Flachs spinnen kann, für den ist das Abwerg gut genug. Und denken Sie sich, meine liebe Baronin! nicht einmal eifersüchtig kann man den Russen machen, den Stockfisch, so sehr hat ihn die Kleine mit ihrer Minauderie behext!"

„Abscheulich! das ist wirklich schade!" meinte die Baronin und grübelte bereits über eine Intrigue, durch die sie den russischen Fürsten in ihr eigen Netz ziehen könnte.

Wir lassen diese Pestbeulen in Seidenbrocat und Brüsseler Spitzen, die höchstens beweisen, daß es zwar unter Dieben und Räubern noch gegenseitige Ehrlichkeit und Kameradschaft geben kann, aber nicht unter Loretten, und kehren zu unserer kleinen Kunstreiterin zurück.

Als die beiden „Damen" aus dem Quartier de Breda das bekannte Entresol verlassen hatten, räumte Käthchen schnell die neue Prachtrobe auf und beeilte sich, ihre Straßentoilette zu machen. Aber das fröhliche Lachen von vorhin kehrte nicht mehr auf ihr Gesicht zurück, und sie sang und pfiff nicht mehr. Sie hing ihr Köpfchen wie ein Singvogel in der Mauser — die beiden Besucherinnen hatten sie offenbar verstimmt. „Ich weiß nicht," murmelte sie vor sich hin, „mir graut vor diesen Weibsleuten, und mich dünkt immer, Paul könne mich nicht mehr achten, wenn ich viel mit ihnen verkehre. Es ist so viel Gemeinheit und Eigennutz und Scheelsucht in ihnen — man scheut sich ordentlich, ihnen etwas anzuvertrauen . . . Oh, ich würde all' diesen Glanz darum geben, wenn ich wieder die kleine Sidonia vom Renz'schen Circus wäre! — Aber ach, was hilft nun alles Wenn und Aber! der Hafer ist in der Krippe, und muß gefressen seyn!" schloß sie mit einem Seufzer. Fünf Minuten später

rollte sie im Wagen nach dem Cirque Napoleon am Boulevard du Temple, um sich für die Vorstellung zu rüsten.

Der Circus war an diesem Abend ungewöhnlich besucht, und auch Paul hatte sich eingefunden und stand im Parquet. Die Unruhe und Unbehaglichkeit, die ihn den ganzen Tag hindurch verfolgt, war noch nicht gewichen. Er hatte allein dinirt, da er Herrn v. Coucy nicht zu Hause angetroffen. Der Besuch bei Käthchen mit all den Gedankenzügen, die sich daran knüpften, war auch nicht geeignet gewesen, ihn ruhiger zu machen; diese hatten das Gleichgewicht seiner sonstigen Stimmung noch mehr gestört. und so würde es ihn, in Ermanglung einer andern Aufregung, heute ohnedem in den Circus hingezogen haben, auch wenn er es Käthchen nicht versprochen gehabt hätte.

Allein ein eigenthümliches Gefühl überkam ihn heute zum ersten Male: in den halb ästhetischen, halb sportmäßigen Genuß, den ihm sonst die übrigens sehr gewöhnlichen Reiterkünste und Bravourstücke von Pferdedressur und Voltigir-Uebungen verursacht hatten, mengte sich heute eine Regung von fieberhafter Angst für das Mädchen, das er so, kaum an das rasend galoppende Pferd geschmiegt, federleicht durch Reife und über Barrieren setzen und springen sah. Sein Herz pochte laut, seine Augen folgten mit wahrer Seelenangst diesen wilden Mannövern, die Farbe war von seinen Wangen gewichen, und er stand so starr und bewegt, daß er nicht in den Beifallssturm einstimmen konnte, in welchen die Menge ausbrach, als die Parthie des premier sujet zu Ende war, auf deren Darstellung Zephyrine sich so sehr gefreut hatte. Nur mechanisch hatte er ihr ein kleines Bouquet von Cyclamen und Gardenien zugeworfen, das sie nebst einem oder zwei andern blitzschnell aufhob und an ihre Lippen drückte, als sie verneigend ihre wunderschönen Augen nach dieser Seite

laufen ließ. Stumm und starr und von wirren Gedanken und Ideen durchschauert, stand er da, als sie wieder gerufen ward und selbst der flüchtige, aber bedeutsame Blick und das freundliche Lächeln, welches sie ihm zuwarf, zerstörte noch nicht den Bann der Erstarrung, der ihn gefeit zu haben schien. Die Lazzi der beiden Clowns, welche die Menge wiehern machten, widerten ihn an, und da die Vorstellungen dieser Kunstreiter in den pariser Cirques sich in nichts als in der Pracht der Kostüme und des Sattelzeugs von dem allgemeinen monotonen Typus der auch in anderen Städten des Continents üblichen Leistungen solcher Reitertruppen unterscheiden, und er schon Besseres gesehen hatte, so verließ er nach dem nächsten Stück den Cicrus und trat hinaus auf den Boulevard, um bei dem Glanz des Gaslichts noch in dem frischen Frühlingsabend draußen zu flaniren.

Im Begriff an der Straße, wo die Rue de Menilmontant den Boulevard durchschneidet, denselben zu überschreiten, fiel Paul — er wußte selbst nicht weßhalb — ein sehr elegantes Coupé mit zwei dunklen englischen Pferden auf, welches hier dicht am Trottoir hielt. Der Wagenschlag zeigte weder Wappen noch Anfangsbuchstaben, der Kutscher trug keine Livree, sondern nur einen dunklen Ueberrock, und ebenso auch der Lakai, der neben dem Schlage stand. Dieß ist nun allerdings in Paris eine sehr alltägliche Erfahrung, und Montague hätte sich wohl auch kaum Gedanken darüber gemacht, wann er nicht im Vorübergehen an der Equipage einige russische Worte vernommen hätte, welche eine Männerstimme im Wagen dem Diener am Schlage ungeduldig und herrisch zugerufen hätte, worauf der Lakai die Schöße seines langen Ueberrocks aufhob und nach dem Cirque hinüber eilte. Wie von einer Ahnung ergriffen, blieb Paul stehen, trat etwas hinter dem Wagen in den Schatten eines der Alleebäume

und wartete. Sein Herz schlug unwillkürlich stärker, und er schrack förmlich zusammen, als kaum zwei Minuten später eine Frauengestalt in einem hellen Mantel, eine Opernkapuze über das Haupt hereingeschlagen, leicht und graciös herantrippelte, von dem Lakaien begleitet, der ihr den Schlag öffnete und sie in den Wagen hob. Nur einen flüchtigen Augenblick streifte der Schein der Gasflamme das Gesicht unter der Kapuze; aber Paul hätte darauf geschworen, es sey Käthchens Gesicht, Käthchens reizender Fuß, ihre ganze leichte Gestalt, ihr schwebender Gang gewesen, der sich von dem specifischen „Stechen" der Pariserinnen, d. h. dem Gang auf den Zehenspitzen, unendlich unterschied.

Der Schlag fiel zu und der Wagen rollte davon. Paul aber stand noch immer wie angewurzelt. Es legte sich ihm eisig kalt um's Herz, und alles Blut drang ihm zum Kopfe; sein Auge schleuderte der Equipage, die in der Ferne gegen den Boulevard St. Martin hin verschwand, düstere Blitze nach — seine Fäuste ballten sich krampfhaft, daß alle Nähte seiner Handschuhe sprangen, und er biß sich die zusammengepreßten Lippen blutig.

„Sie war es — sie und ihr russischer ‚Freund', der sie zu einem Souper, vielleicht zu einer Orgie abholt! Wie ich ihn hasse! ich könnte ihn erwürgen! — Und sie? Nein, sie ist mehr unglücklich als schuldig, — der Fluch ihrer Geburt hat sie in diesen Pfuhl geschleudert, und ihre arme Seele ist nicht mehr daraus zu retten, wenigstens nicht durch mich. Ich muß sie aus meinem Herzen reißen, soll sie mich nicht mit hinab ziehen! Und doch könnt' ich sie lieben, habe sie vielleicht geliebt, und sie ist wohl mehr als irgend eine andere Frau ein Stück von dem Ebenbilde Gottes! — O Welt! o Menschheit! lohnt es sich denn noch zu leben?" Und er stürmte wie besessen in die Rue des Filles du Calvaire

hinein, um die Boulevards zu vermeiden und auf einem andern Wege nach seiner Wohnung zu gelangen.

Leider hatte er recht gesehen: es war Zephyrine gewesen, die von ihrem Papa Timo erwartet worden, um mit ihm zu soupiren. Und da die Beiden dabei unter vier Augen seyn wollen, und der Tag nun seit mehr als zwei Stunden der Nacht gewichen war, lassen wir den Vorhang fallen über dem

Tagewerk einer Löwin des Quartier de Breda.

Neunzehntes Kapitel.

Die Berathung der Delegirten.

In einer kleinen Bierschenke der Rue Garancière, ganz nahe bei der Kaserne der Rue de Tournon, saßen am darauffolgenden Abend Henriot und Lefebvre an einem jener plumpen breiten Tische, die durch Doppelbänke mit einander verbunden sind. Es war unmittelbar nach dem Zapfenstreich, und diese meist nur von Soldaten besuchte Kneipe war daher förmlich leer, die meisten anwesenden Gäste waren Arbeiter, untermischt mit einigen Studenten, die hier ihren „Caporal" aus Thonpfeifen oder Papiercigarren rauchten und ein einfaches Abendbrod aus heißen Würsten und Straßburger Bier verzehrten. Niemand achtete auf die Beiden, die hier an einem Tische allein einander gegenüber saßen, beide in Blousen und Mützen, wie sich die Arbeiter an Werktagen tragen.

„Ich kann also wirklich nicht mitgehen, Bürger Henriot?" fragte Lefebvre; „bah, Ihr könnt mich sicher mitnehmen, wann

Ihr nur wollt! Bedenkt doch, daß es mich in hohem Grade interessiren muß, die Aeußerungen der Abgeordneten der verschiedenen geheimen Gesellschaften zu hören, und daß ich vor Begierde brenne, ihnen den Plan zu unserer Schilderhebung noch einleuchtender zu machen!"

— „Sparet Eure Worte, Bürger Lefebvre!" versetzte Henriot barsch und fixirte den Andern durchdringend und mißtrauisch; „Ihr könnt und dürft nicht mitgehen. Es ist einmal bestimmt, daß von den beiden Logen der ‚jungen Freimaurer' je nur zwei Mitglieder erscheinen, und diese sind bezeichnet.

„Und wer sind sie?"

— „Der Bürger Coucy und ich von unserer Loge — die der andern kenne ich noch nicht," gab Henriot finster zur Antwort und blies dem Spion den Rauch seiner Thonpfeife in's Gesicht.

„Aber Ihr würdet mir wirklich einen Gefallen thun, wann Ihr mich mitnähmet, Henriot! Und in meiner Eigenschaft als Abgesandter der Loge von Nantes . . . ."

— „Seyd Ihr für unsere Loge beglaubigt, nicht aber für die Versammlung der Abgeordneten der geheimen Clubs!" fiel ihm Henriot ungeduldig in's Wort. „Darum kurz und gut, es wird nichts daraus, und jedes weitere Wort ist vergeblich!"

„Ihr mißtraut mir also?"

— „Nein, aber ich kenne die Abrede, die getroffen worden, und bei der es sein Bewenden haben muß," sagte Henriot. „Wir halten kein Schwätzerparlament wie die selige Deputirtenkammer oder die Constituante. Wir sind Männer der That, und wollen ein Ja oder Nein, höchstens durch ein paar Gründe erläutert. Habt Ihr noch eine Rede im Kropfe, so wartet bis zur nächsten Loge, wo Ihr sie loslassen könnet; und nun laßt mich zufrieden!"

setzte er barsch mit einem Fluch und einem Blick auf die Wanduhr hinzu, „der Bürger Coucy kann jeden Augenblick kommen.“

„Ihr seyd ein eigensinniger Murrkopf, Henriot!“ sagte Lefebvre geschmeidiger. „Ihr könnt Euch doch denken, wie sehr eine solche Geschichte einen Provinzialen, wie ich, interessiren muß! Und wenn Ihr mich denn wirklich nicht mitnehmen könnt oder wollt, so könntet Ihr mir doch wenigstens das Paßwort sagen und es mir überlassen, wie ich mich hinein schmuggle...“

— „Bürschchen, nun hör' auf oder Du wirst verdächtig!“ sagte Henriot mit einem düstern Blitz seiner wilden Augen. „Entweder bist Du naseweiser und dümmer, als Du mir seither vorgekommen bist, oder Du bist noch gefährlicher als Du scheinen willst! Aber ich rathe Dir, schlag' Dir allen Fürwitz aus dem Sinn, wenn Du nicht morgen früh auf der Pritsche der Morgue ein Quartier finden willst! Es steht bei der Versammlung, welche wir heute Nacht halten, zu viel auf dem Spiel, als daß man vor einer Drahtschlinge oder einem Messerstiche zurückschrecken sollte, um einem unberufenen Eindringling das Plaudern unmöglich zu machen, und bei meinem Eid! ich selber stieße Dir mein Messer in die Brust, wann Du versuchtest, mir nachzuschleichen, denn offen gestanden! ich traue Dir ohnedem nicht mehr recht, ... seit ... seit ... Na lassen wir das!“

„Nein, rede, Bürger Henriot! es muß klar werden zwischen uns. Seit wann mißtraust Du mir?“

— „Eigentlich erst seit Du mir hier auf der Schwelle an die Seite tratst, Junge, denn der Teufel glaube Dir, daß Du mich nur so von ungefähr in der Rue de Vaugirard gesehen hast!“ versetzte Henriot. „Du bist mir nachgeschlichen und weißst offenbar hier in Paris besser Bescheid, als man von einem Burschen glauben sollte, der gerade aus der Provinz nach Paris kommt!“

„Und wer sagt Dir denn, daß ich zum ersten Male in Paris sey?“ erwiderte Lefebvre mit dem offensten Lächeln. „Freilich kenne ich Paris, denn ich war hier zwei Jahre lang in Condition als Arbeiter, und es waren meine zwei lustigsten Jahre . . .“

— „Wann denn?“ fragte Henriot lauernd.

„Anno 1846 und 1847 während der Hungerzeit — leider hab' ich die Cotillons aux barricades der Februar-Revolution nicht mehr mitgetanzt!“

— „Was für ein Handwerk?“

„Büchsenmacher! ich arbeitete bei Angage und Lepère, die damals den großen Waffenladen in der Rue de la Roquette hatten, wo sich die Kinder des Faubourg Antoine ihre Gewehre holten. Der kleine Hinkebein von Agen, den Du kennst, war mein Mitgeselle!“

„Gib mir 'mal die Hand, Kamerad, und sag' mir Gruß und Attouchement der wahren Büchsenschmiede!“

Lefebvre bestand die Probe in Attouchements und Handwerkssprüchen zur vollen Zufriedenheit, und lächelte Henriot so treuherzig an, daß dieser etwas in seiner finstern Barschheit und Strenge nachließ. „Das mag gut seyn, aber ich traue Dir noch nicht ganz — ich hörte Dich in jener Versammlung, wo ich erzählte, daß ich Girardon in den ‚drei Emissären‘ gesehen, seine Entschuldigung übernehmen; und ich habe einen Groll auf Girardon, den ich hasse und dem ich mißtraue. Und Du selbst wirst mir verdächtig, Bursche, denn woher kannst Du wissen, was für eine Versammlung heute Abend stattfindet, wenn Du nicht gehorcht hast?“ setzte er stirnrunzelnd hinzu.

„Du bist ein Narr, Casse-tout!“ versetzte Lefebvre, den brutalen Henriot absichtlich bei einem Verbindungsnamen nennend, den er ehedem geführt; „Du vergissest, daß der Vorschlag, die

anderen geheimen Clubs und namentlich die Unions des Metiers und Compagnons du Salut du Peuple zur Theilnahme an unserer patriotischen That aufzufordern, von mir ausging... Aber da sind sie — Coucy und der Engländer!"

In der That traten diese soeben in das Estaminet — Lefebvre hatte sie trotz der Verkleidung erkannt. Herr v. Coucy trug eine Brille und eine abgetragene schwarze Kleidung, und sah irgend einem armen Advokatenschreiber gleich, während Montague das weite abgetragene Beinkleid, den schlottrigen Sackpaletot und zerknitterten niedrigen Hut eines Studenten aus dem lateinischen Viertel trug und durch wirres Haar und einen falschen Bart, sowie durch eine sogenannte Rattenschwanz-Cigarre im Munde und seine halb herausfordernde, halb gleichgültige und nachlässige Haltung seinen angenommenen Charakter noch vervollständigte.

Die beiden Ankömmlinge hatten Henriot und Lefebvre ebenfalls sogleich erkannt, und Herr v. Coucy eine Geberde des Unmuths nicht unterdrücken können, als er Lefebvre hier sah. „Verwünscht! auch er hier, um uns abermals unsere Pläne zu durchkreuzen!" murmelte er gegen Montague.

„Ich werde ihn zurückhalten, und wäre es mit Gewalt!" flüsterte der Engländer; „seyn Sie unbesorgt, Coucy! Und hernach erwarte ich Sie in Ihrer Wohnung."

— „Was thut Ihr hier, Bruder jüngerer Vorsteher?" fragte Henriot nach der ersten kurzen Begrüßung finster und mißtrauisch den Engländer; „hat Euch der ältere Vorsteher nicht gesagt, daß Ihr nicht mitgehen könnt? oder wollt Ihr etwa mich zwingen, zurückzubleiben?

„Ich weiß, daß ich nicht Zutritt in die Versammlung habe, und werde mich nicht eindrängen," versetzte Montague kalt und

stolz. „Dagegen hab' ich mir vorgenommen, meinem Freunde Coucy den Rücken zu decken gegen solche, die auch etwa nachschleichen, und dieß dürfte nicht unnütz seyn!“

Henriot brummte etwas in den Bart, und sagte dann zu den beiden Ankömmlingen, denen man soeben ihre Cannette Bier hinstellte: „Vorwärts! sputet Euch! — die Zeit drängt, und wir müssen zuerst auf dem Platze seyn!“ Coucy nippte blos an dem Bier und gab es dann Henriot mit der leisen Bitte: es vollends zu trinken, da er kein Biertrinker sey; Paul aber goß das Gebräu in wenigen Zügen hinunter, um seine Rolle consequent durchzuführen, bestellte sich eine zweite Cannette und blieb sitzen, indem er Lefebvre insgeheim beobachtete.

Trotz der Warnung, die ihm Henriot zugeflüstert, ehe er mit Coucy hinausging, wäre Antoine doch gar zu gerne ihnen gefolgt, aber der Blick des Engländers, der ihn nicht aus dem Auge ließ, bannte ihn zur Stelle, und er langweilte sich über die Maßen, zumal da der angebliche Student gar keine Lust zu haben schien, sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Endlich, nach einer langen halben Stunde, stand Lefebvre auf und verließ die Kneipe, und nun folgte ihm Paul auf dem Fuße. Lefebvre hatte sich wieder nach der Rue du Vaugirard begeben und die Richtung nach dem Seminar von St. Sulpice eingeschlagen, das in westlicher Richtung von der Mündung der Rue Garancière liegt. Hier, unter den Mauern dieses Gebäudes, holte Montague ihn ein, ging an ihm vorüber auf die entgegengesetzte Seite der Straße, und ließ ihn nicht aus den Augen. Kehrte Lefebvre um, so wandte er sich ebenfalls um; ging dieser vorwärts, so hielt er gleichen Schritt mit ihm, und so fort. Lefebvre bebte vor Wuth, denn er sah sich beargwöhnt, und gerade von demjenigen Manne, der ihm noch am meisten imponirte und an dessen

Achtung ihm gelegen war. Selbst wenn er hie und da glaubte, eine vorübergehende Equipage habe die Aufmerksamkeit des Engländers von ihm abgelenkt, und wenn er diesen Augenblick benützte, um in eine Seitenstraße einzubiegen, so war ihm der Engländer immer bald wieder auf der Ferse wie ein Stöberhund, und Lefebvre sah seine List vereitelt.

Dieß Spielen mit Verstecken und Haschen mochte im Freien ebenfalls etwa eine halbe Stunde gewährt haben, als Lefebvre, der sich vor Ungeduld nicht fassen konnte, in einem resoluten Paß die Rue du Vaugirard hinunterschritt, in die Rue de Rennes einbog und vor dem Bahnhof der Westbahn in einen Fiacre schlüpfte, dessen Kutscher er ein Stück Geld in die Hand drückte mit dem Befehl, ihn sogleich mit einem Umweg durch Vaugirard nach dem südwestlichen Ende des Chemin des Fourneaux zu bringen. Dieß geschah und dießmal war es ihm gelungen, sich der Verfolgung des Engländers zu entziehen. Allein Paul, welcher ihn am Ende der Rue de Rennes nach dem Bahnhof hatte abbiegen sehen, war nicht so leicht zu täuschen. Er ahnte sogleich, daß der Andere sich nur durch eine List seinen Blicken entzogen, aber dennoch sein ursprüngliches Ziel nicht aus den Augen verloren habe; er kehrte daher nach der Rue du Vaugirard zurück und begab sich nun ebenfalls nach dem Chemin des Fourneaux, jedoch nach dessen nördlichem Ende, da wo derselbe an die Rue des Fourneaux stößt. Zu der Zeit, von welcher wir reden, waren hier nur erst wenige Häuser in weit entlegenen Zwischenräumen. Gemüsegärten, Aecker, Kohlen- und Kalk-Magazine, Holzplätze u. s. w. zogen sich im Rücken des Fleckens Vaugirard hin, und an dem Feldwege, welcher unter dem Namen des Chemin des Fourneaux bekannt war, lagen abseits und von demselben durch

Plankenzäune und breite Höfe getrennt, einige Ziegelhütten und Kalkbrennereien, die aber jetzt ganz still und öde waren.

Montague begnügte sich damit, am Eingang jenes Feldwegs sich in die Vertiefung einer Gartenthüre zu lehnen und den Weg nach links und rechts im Auge zu behalten, denn er war überzeugt, Lefebvre über kurz oder lang hieher kommen zu sehen. Hierin aber täuschte er sich — der schlaue Lefebvre hatte ihn zwar dießmal überlistet, war aber selbst auch hintergangen worden, und lag bereits bewußtlos zwischen Brennnesseln auf einem Haufen Ziegeltrümmer in der Ecke des Hofes einer dieser Ziegeleien. Er hatte sich von seinem Fiacre die ganze Rue du Vaugirard hinunterfahren lassen bis zur Stelle, wo von Süden her die Rue de la Procession in sie einmündet, war auch diese mehr als zur Hälfte hinuntergefahren, und dann am Eingang einer kleinen, damals noch namenlosen Seitenstraße ausgestiegen, wo er den Fiacre mit einem freigebigen Trinkgeld und der Weisung entließ, ihn in der Rue de Sevres vor dem Hospice Necker zu erwarten, und sollte er auch zwei Stunden ausbleiben. Dann, nachdem der Wagen fortgefahren und ihm aus den Augen verschwunden war, lief er auf Nebenwegen nach dem Chemin des Fourneaux, bis zur dritten Ziegelei, bog hier in ein enges Gäßchen ein, das neben dem Plankenzaun dieses Anwesens hinführte, und gelangte endlich an eine Ecke des Zaunes, wo er horchend stehen blieb. Der kothige Weg hatte das Geräusch seiner Schritte erstickt. Er hielt jetzt den Athem an und lauschte. Alles war still rings umher, nur in der Ferne heulte ein Kettenhund. Alles war dunkel und düster; selbst am wolkenbedeckten Frühlingshimmel flimmerten nur wenige Sterne. Drüben aber nach Nord und Ost tönte das ferne Gesumme der großen Stadt, über welcher eine lichte Wolke, der Reflex der Tausende von Gaslaternen,

zu schweben schien. Tief aufathmend erfaßte Antoine mit beiden Händen den obern Rand des Plankenzaunes, zog sich an demselben empor und saß bald rittlings auf den scharfen Kanten der Bohlen, auf die er sich jetzt niederlegte, um sich nicht vom Nachthimmel abzuzeichnen. Abermals lauschte und blickte er ringsum. Da sah er drüben an dem einen Kalkofen ein Licht und hörte einige verworrene Stimmen. Außen aber war Alles ruhig. Nun glitt er möglichst geräuschlos auf der andern Seite herab, und blieb noch an den Händen hängen, während seine Fußspitze den Boden suchte, damit er ja kein Geräusch mache. Der Fuß erreichte den Boden und zartes Gestrüpp und dürre Stengel. Ein stiller Fluch glitt Antoine über die Lippen und er sprang seitwärts hinab. Da fühlte er sich plötzlich von einer wahrhaft eisernen Faust an der Kehle erfaßt und eine gedämpfte Männerstimme flüsterte ihm ein „Wer da?“ zu.

„Ein Freund des Volks!“ erwiderte Antoine auf gut Glück und röchelnd, denn der unerwartete Angriff hatte ihn verblüfft.

— „Parole!“ hieß es.

Antoine flüsterte einige undeutliche Worte, griff aber zugleich seinem dunklen Gegner nach der Halsbinde. Allein dieß sollte ihn theuer zu stehen kommen, denn dieser, dessen Auge besser an die Dunkelheit gewöhnt seyn mochte als Antoine, gab ihm mit einem schweren wuchtigen Gegenstand einige gewaltige Schläge auf Stirne und Vorderhaupt daß den Ertappten schon beim zweiten Hiebe die Besinnung verließ und er zusammenstürzte. Sein Gegner beugte sich horchend und tastend über ihn, und bemerkte, daß ihm das Blut heftig aus der Nase strömte. Damit zufrieden, zog er sich in den Schatten des Zaunes zurück und flüsterte vor sich hin: „Er hat genug, sey er nun ein Dieb oder ein Mouchard! Aber warten wir, ob nicht noch Andere kommen!“

Und damit schlang er einen halb armslangen, schmalen, faustdicken Sack von starkem Zwilch, dessen unteres Ende mit feuchtem Sande gefüllt war, wieder fester und zum Schlag bereit um seine Rechte, und erwartete mit dieser Waffe, womit er auch Lefebvre gefällt hatte, pochenden Herzens einen neuen Eindringling.

Diese Schildwache stand natürlich nicht zufällig da. Antoine war gut berichtet gewesen: die Versammlung der Delegirten der geheimen Clubs fand in jenem verlassenen Kalkofen statt, worin er vorhin Licht bemerkt hatte, und darum waren alle Zugänge zu diesem Anwesen mit Vertrauten besetzt, die sämmtlich solche Sandsäcke und für ernstere Eventualitäten einen festen Strang und ein großes Messer führten.

Aber wenden wir uns dem Kalkofen zu, der halb in den Boden versenkt und aus Backsteinen aufgemauert in seinem Innern ungefähr zwanzig Fuß in's Gevierte haben mochte, und nun mit drei düstern Talglichtern beleuchtet war. An den geschwärzten Wänden herum kauern oder lehnen etwa zwanzig Männer, meist in Blousen und Mützen, theilweise auch verkleidet, und an dem einen Ende des Ofens, gerade unter dem Gichtloche, das jetzt mit Bohlen bedeckt und darüber mit Kalksteinen und Erde beschüttet ist, sitzen auf einer rohen Bank fünf Männer, von denen wir zwei am linken Ende als Henriot und de Coucy erkennen. Der in der Mitte ist der zum Vorsitz gewählte Abgeordnete der Buchdrucker-Verbindung, ein herkulischer Schriftsetzer, Namens Meyer, ein geborner Badener, schon ein starker Fünfziger, aber immer noch keck und feurig wie ein Jüngling, und mit einem Augenpaare, aus welchem Geist und eine wilde Entschlossenheit blicken, während die festen Linien des Mundes eine eiserne Thatkraft und Beharrlichkeit verrathen.

„Ihr habt gehört, meine Freunde, was uns die vier Abgeordneten des Bundes der jungen Freimaurer vorgeschlagen haben." sagte der Vorsitzende. „Es gilt nichts geringeres, als eine allgemeine Schilderhebung, die durch ein Attentat auf Ludwig Bonaparte, den Abtrünnigen, den Tyrannen, eingeleitet werden soll. Ihr habt die Einzelnheiten des Plans gehört, welcher mit Umsicht und Thatkraft angelegt erscheint; ihr seyd je von Einer geheimen Verbindung hergesandt worden, welcher bereits von dem Allgemeinen des Vorhabens Kunde zugekommen ist, und euer Erscheinen an diesem Orte beweist, daß eure Brüder diesen Vorschlag in Erwägung gezogen haben. Es handelt sich nur darum, daß von jedem Verein kurz und bündig geäußert werde, was er in dieser Sache zu thun und welche Unterstützung er der Emeute zu leihen gesonnen sey. Ich werde nun die einzelnen Verbindungen nach dieser Liste aufrufen. Keinem Redner aber wird das Wort länger gegönnt als fünf Minuten. Also kurz und bündig — am liebsten Ja oder Nein! — Die Vulkanier!"

„Hier," versetzte eine glockenreine Baritonstimme und ein stämmiger, breiter, junger Mann in dunkler Blouse und mit einem schwarzen Vollbart, der seither am Boden gekauert hatte, stand auf, trat in den Schein der drei Kerzen vor und sagte: „Unser Club zählt sieben Hütten, die sich auf alle Arrondissements der Stadt und die Banlieue vertheilen, und in diesen nahezu zweitausend Köpfe. Die Zeit war zu kurz, um die einzelnen Hütten zu hören; aber die Hütten der deutschen und der flamischen Zunge wollen losschlagen; für die übrigen steht der leitende Ausschuß nicht ein. Die Arbeit ist in allen Maschinenwerkstätten und bei allen Feuergewerken gesucht und gut gelohnt, und wir haben eigentlich keinen Grund, eine Aenderung des Systems

zu wünschen. Das Kaiserreich ist der Freiheit gefährlich, aber es fördert die Industrie, und darum wird wohl die Mehrzahl unserer Hütten sich in Masse nicht bei einer Emeute betheiligen. Glückt diese aber, so fehlen wir Männer vom Feuer und Eisen nicht im Kampfe."

Ein Murmeln des Beifalls ward von einigen Lauten der Mißbilligung übertönt, aber der Vorsitzende gebot Ruhe und rief: „die vom Winkelmaß (équerriers)." Ein riesiger Bursche, dem man an seinem Vollbart und schwarzen Cylinderhut unschwer den Zimmermann ansah, erwiderte von seinem Platze aus: „Auch auf uns ist nicht zu rechnen, die Meinungen sind getheilt, die Mehrzahl der Baugewerke will den Frieden und die Ruhe, welcher die Baulust befördert, und der engere Ausschuß, der die Anfrage in Erwägung gezogen hat, ist der Ansicht, daß Badinguey und seine Regierung jetzt zu stark seyen, als daß eine Emeute glücken kann, und daß der Arbeiter Grund habe, mit der Regierung zufrieden zu seyn, und daß es nicht Sache der Arbeiter ist, zu Gunsten der gottverdammten Advokaten und Zeitungsschreiber und anderer Malcontenten Emeuten zu machen. Wollen diese Herren putschen, so sollen sie selber auf die Barricaden treten. Die Zeiten sind vorbei, wo die Arbeiter so gutmüthig waren, für diese Herren sich todtschießen oder zur trockenen Guillotine von Cayenne schleppen zu lassen."

Ganz in derselben Weise äußerten sich noch mehre der Unions-Delegirten, bis endlich die der Schneider aufgefordert war, deren Sprecher, ein hübscher, gewandter und stattlicher Bursche, sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Wenn irgend ein Gewerbe, so hätte das unsrige allen Grund, mit der Gegenwart sich zu versöhnen, denn es blüht. Aber der Schneider ist nobel: er spricht nicht für seinen Vortheil und für seine eigenen Interessen:

er ist Patriot, er ist Philanthrop, er ist Kosmopolit, er hat Ideen, er liebt die Freiheit, die Schönheit, die Menschenwürde, die Tugend. Die Schneider haben nie gefehlt, wenn die zu Boden getretenen Rechte des Volks die Edelsten der Nation auf die Barricaden riefen. Der Schneider hat seit dem Tage des Sturms der Bastille jeden gerechten Aufruhr unterstützt — und welcher Aufruhr wäre nicht gerecht? — er wird auch dießmal keinen feigen Kompromiß schließen mit seinem politischen und socialen Gewissen, wie so viele Andere," fügte er mit einem entrüsteten Rundblick hinzu; „er wird nicht fehlen, wann der ernste Tanz losgeht, und eine Schaar von sechstausend Schneidern wird ihre Brust den Bajonetten der Linie entgegenwerfen, um Europa aus der Verdumpfung der Reaction aufzuwecken!"

Die Einen murmelten Bravo, Andere lächelten sardonisch, wieder Andere, und darunter auch Henriot, drückten dem abgetretenen Sprecher herzlich die Hand. Als der Präsident den Club der Compagnons du Salut du Peuple aufrief, trat ein kleines dickes Männchen vor und hub mit einem quiekenden dünnen Stimmchen an: „Brüder und liebe Bürger! mein Name ist Valière, Chirurg, permanenter Secretär des Comité unseres Club. Wir sind für die Aktion, denn wir sind Männer. Frankreich ist in fluchwürdige Hände gerathen; nie war die Corruption, die Wollust, die Habsucht, die Fäulniß, die Entsittlichung, die Verdummung so groß als in unseren Tagen. Der Usurpator vergeudet das Leben seiner Unterthanen und den Schweiß der Arbeitenden in nutzlosen Kriegen, um ein Heer von Heloten heranziehen, das er jeden Augenblick auf das Volk loslassen kann, wenn dieses seine Freiheiten und Rechte zurückverlangt und des meineidigen Tyrannen müde ist; Badinguey, an dem der Abfall vom Schwur von Bologna noch nicht gerächt ist, überhäuft

seine Generaale mit Gehalten und Ehrenbezeugungen, um der Truppen sicher zu seyn, besticht die Legitimisten, befördert das Börsenspiel und die grauenhafte Verschwendung und Liederlichkeit, und macht die Nation arm, damit er herrschen könne, denn nur die Armuth fügt sich der Despotie. Wohlstand aber schafft Freiheit und erhält sie. Badinguey hat uns hintergangen und wir wollen ihn stürzen. Wir wollen ein freies Frankreich, eine einige und untheilbare Föderativ-Republik, ewige Verbannung der Napoleoniden und der Bourbons, Zertheilung in Provinzen mit selbstständiger Verfassung; republikanische Selbstverwaltung der Gemeinden; wir wollen die Guillotine für die Aristokratie der Geburt, des Geldes und des Amts, wir wollen Abschaffung des stehenden Heeres, Propaganda für ganz Europa und . . . mit Einem Worte: wir wollen losschlagen!"

„Das sag' ich auch, im Namen meines Clubs: schlagt los, wir sind dabei für die rothe Republik!" rief ein Anderer ungefragt, und da nun Aeußerungen für und wider folgten, drohte die Versammlung tumultuarisch zu werden, bis des Präsidenten Stimme wieder durchdrang, und einen Namen nannte, der sogleich die Ruhe und eine erwartungsvolle Stille wieder herstellte: „Der Abgeordnete oder die Abgeordneten der Marianne!" sagte er. Alles blieb stille, niemand rührte sich, man hätte eine Stecknadel fallen hören. „Ist wirklich kein Abgeordneter der Marianne da?" Keine Antwort. „Man hat die Marianne doch aufgefordert?" wandte sich der Präsident an seine Nebenmänner, die diese Frage bejahten; dann aber fuhr er, weil ihm der entmuthigende Eindruck der Thatsache, daß diese gefürchtetste und geheimste Gesellschaft nicht vertreten sey, leichthin fort: „Ich dachte mir, daß niemand von der Marianne kommen würde Der Club der jungen Freimaurer ist zu wenig bekannt; man

konnte in seiner Aufforderung möglicherweise nur eine Finte der geheimen Polizei sehen, wie es manche Clubs auffaßten, ehe wir sie hierüber beruhigten. Also weiter: die Philosophen der Mansarde und des Souterrain!"

„Hier!" sprach eine dumpfe Stimme, und ein Mann von etwa 40 Jahren trat vor; eine kleine hagere Gestalt mit kleinem Gesicht, dessen Blässe durch den halbergrauten dichten Vollbart und ein Paar unheimlich blitzender tiefer Augen noch gehoben wurde, welche letztere tief in ihren Höhlen lagen. Er trug eine armselige verschossene, bürgerliche Tracht und fuhr etwas verlegen mit der Hand über den ganz kahlen Scheitel, nachdem er den Hut abgenommen hatte. „Ich bin der Abgeordnete dieser Verbindung, die vielen von Euch unbekannt seyn wird. Wir bestehen auch nur aus beiläufig sechzig Mitgliedern, die aber über alle Buchbindereien und Ateliers von Futteralarbeitern und Etuisfabriken von ganz Paris verbreitet sind. Wir üben den Körper und den Geist und haben Waffenübungen und politische Vorträge. Wir sind für die Aktion und werden losschlagen, sobald ihr anhebt, und da jeder von uns verpflichtet ist, dem Bunde fünf neue Mitglieder zuzuführen, wann der Tanz losgeht, und jedem Neuling den Schwur abzunehmen, daß er ebenfalls fünf weitere Mitverschworene beischaffe, so hoffen wir eine schöne Anzahl Streiter zum Aufstand herbeizuschaffen . . ."

— „Bravo!" murmelten einige Stimmen; „Ihr habt es am richtigen Zipfel angegriffen!"

„Ruhe!" gebot der Präsident; „laßt den Redner zu Ende kommen."

— „Nur noch eine Frage, und ich bin zu Ende!" fuhr der kleine Mann mit der großen Glatze fort; „weiß der rothe Prinz, weiß Plon-plon um den Anschlag und ist er dabei?"

Der Präsident blickte fragend auf seine Nachbarn rechts und links, und Herr v. Coucy erwiderte: „Von unserer Seite aus ward keinerlei Verbindung mit dem Prinzen Napoleon gesucht. Es wäre gegen meine Begriffe von Vernunft, Recht und Schicklichkeit, einem Menschen zuzumuthen, daß er sich bei dem Mord eines seiner Verwandten betheilige oder mit den Mördern auch nur in mittelbare Verbindung trete!"

— „Mord? . . . wer nennt ein Attentat gegen den meineidigen Carbonaro, gegen den Usurpator, den Feind der Freiheit Mord?" fragten einige Stimmen murrend. Aber Andere riefen beifällig

„Er hat Recht — Plon-plon muß aus dem Spiel bleiben! Der Henker traue einem Prinzen! Seine rothe Gesinnung reicht nicht weiter als das Ziel seines Ehrgeizes, und stünde er erst an der Spitze einer Republik und eines Heeres, so wäre ein anderer Zweiter December nicht ferne! — Nieder mit dem rothen Prinzen und allen Aristos!" . . .

— „Stille!" rief der Präsident; „die Zeit drängt; Mitternacht ist nahe — vollenden wir die Abstimmung so schnell wie möglich, um ein Resultat zu übersehen!" Und er rief nun rasch noch einige andere von den geheimen Clubs und den Arbeiter-Verbindungen: Seiden- und Bandweber, Wagenbauer und einige andere auf, welche in aller Kürze abstimmten. Dann kam das Scrutinium: eilf Stimmen waren gegen, neun waren für eine Schilderhebung. Die Theilnahme an dem Emeute-Versuch und dem Komplott der jungen Freimaurer war somit von der Mehrzahl der geheimen Verbindungen abgelehnt, und die wichtigste und mächtigste von allen, die Marianne, die auch in der Provinz einen ungeheuren Anhang besitzt, hatte sich selber ausgeschlossen.

„Das Ergebniß ist vielleicht ein unerwartetes, aber im Grunde sehr erklärlich!“ sagte der Präsident, nachdem er das Resultat des Scrutiniums verkündigt hatte; „ein einheitliches Zusammenwirken Aller hätte vorausgesetzt, daß der Plan den Vereinen früher mitgetheilt worden und genauer detaillirt gewesen wäre!“

— „Um alsdann desto sicherer der Polizei verrathen zu werden,“ entgegnete der Vorsteher der zweiten Loge der jungen Freimaurer bitter. „Es lag in der Natur der Sache, daß wir einem solchen Vorhaben das kürzeste Ziel für die Ausführung stellen mußten.“

„Nehmt den Plan zurück!“ rief einer der Abgeordneten; „ich glaube, Ihr rechnet umsonst auf die Arbeiter; sie haben nicht mehr Lust, sich an's Messer zu liefern, damit nur die Spießbürger und Epiciers, die Offiziere, Deputirten und Börsenagenten davon profitiren!“

— „Memmen!“ murmelten Andere.

„Ruhe! Rede-Freiheit!“ ermahnte der Präsident; „will noch jemand das Wort haben, ehe ich die Versammlung schließe?“

— „Ja ich, Bürger Präsident,“ versetzte eine heisere schwache Stimme, und ein ärmlich gekleideter Mann in einer Blouse, mit gewölbtem Rücken und vorgebeugtem Kopfe, trat vor und sah sich langsam im Kreise um. Seine Erscheinung war für einen Arbeiter keine ungewöhnliche; er glich jenen Veteranen der Ateliers, deren Kräfte die Monotonie der langen Arbeit aufgezehrt hat, und die nun dem Fluch der meisten Arbeiter: der Schwindsucht in Folge ärmlicher Nahrung und schlechter Pflege, verfallen. Nur die klare, hohe, gedankenvolle Stirne, ein Paar verständiger blau-grauer Augen und ein Zug von seltener Intelligenz und gehaltener Ruhe machten seine Erscheinung bei

genauerer Betrachtung bedeutsamer. — „Bürger!" hub er an und strich die dünnen grauen Haare aus der Stirne; „übt Nachsicht mit meinen paar Worten, denn ich bin kein Redner, und hört mich geduldig an. Mein Name ist Chevinot, Klaviermacher, — Vater Chevinot bei meinen Berufsgenossen. Ich bin einer von den Wenigen, die noch unter dem ersten Kaiser gedient, auf den Barrikaden der Julitage gestanden und auch die Februar-Revolution mitgemacht haben. Ich bin nicht ungeschickt in meinem Fache und hatte lebenslang Arbeit genug und einen guten Verdienst. Ich habe eine Familie und einige Ersparnisse, von denen ich leben kann, wann mir die Arbeit unmöglich ist. ‚Was thut nun der unter den geheimen Clubs?' werdet ihr fragen. So erfahrt denn, Bürger, was mich zum Verschwörer gemacht hat: — nichts anders, als das Nachdenken über die Lage der Arbeiter. Ich habe hier Aeußerungen gehört aus dem Munde von Arbeitern, die mich entrüsteten und empörten. Weil einzelne Gewerbe von dem gegenwärtigen System profitiren, wollen sie sich ausschließen von einer Schilderhebung, die den Anderen, die ganz Frankreich Gewinn brächte! Thoren, Verblendete, die nicht begreifen, daß es eine Soilbarität der Interessen gibt, die die Arbeiter insgemein umfaßt! Was ist heutzutage der Arbeiter? Eine schlecht bezahlte, verachtete Maschine im Dienste der Spießbürger und der Geldmenschen, ohne bürgerliche Rechte, ohne Ansehen, ohne Geltung. Der Lohn, den er bezieht, reicht nicht mehr hin, um in den Städten und bei der allgemeinen Theurung eine Familie damit zu erhalten und zu erziehen, einen Nothpfennig für das Alter zurückzulegen, ein Häuschen oder ein Stückchen Land zu erkaufen. So hat er den ersten sittlichen Halt, das Heimathsgefühl und den Segen der Familie, verloren. Kein Band der gegenseitigen Neigungen und Interessen verknüpft ihn

mehr mit seinem Brodherrn; seit alle Gewerbe nur im Großen, nur fabrikmäßig betrieben werden, ist ihm die Aussicht auf künftige Selbstständigkeit ohne besondere Glücksfälle benommen, und er ist verdammt, ewig nur als Taglöhner, als fressende Maschine für den Reichen oder Spekulanten zu arbeiten. So ist er losgerissen von der bürgerlichen Gemeinde, von der Wohlthat des Staatsverbandes. Er ist heruntergesunken zum Proletarier, er ist entwürdigt, zu unaufhörlichem, lebenslangen Kampf, Armuth und Abhängigkeit verdammt, ja zum Hungertod, wann schlimme Zeiten, politische Krisen eintreten. Dieser Fluch lastet auf ihm innerlich und äußerlich. Er ist ausgeschlossen und verstoßen von der übrigen bürgerlichen Welt; die Blouse ist das Kleid der Schmach, die Uniform der gefährlichen Klassen geworden, das anrüchige Gewand in den Augen der Bourgeois und Aristo. Die Heloten in der Blouse sind ausgestoßen und verdammt, eine Welt für sich zu bilden. Die Verzweiflung hat sie dem Trunk, das gezwungene Junggesellenleben der Liederlichkeit, der Mangel an gesicherter Existenz der Schwelgerei in die Arme geführt. Wann ein Arbeiter heirathen will, wo muß er sich eine Frau suchen? der Bourgeois fürchtet und haßt, der Bauer verachtet ihn — ihm bleibt nichts übrig, als die Zahl der Fabrikarbeiterinnen, der große Haufe der Grisetten. Aber findet man unter ihnen die Rosenmädchen? Können diese Geschöpfe, die schon von ihrer Kindheit an verführt von Soldaten, Studenten, Ladendienern und Aristos, ihre Ehre um eine neue Schürze verkaufen, können diese Grisetten einen Mann lieben und beglücken, sparsame Hausfrauen, treue Gattinnen, gute Mütter werden? können sie ein bescheidenes Hauswesen führen? — Nein, nein, und abermals nein! Was also folgt daraus? daß die Grisette, die der Arbeiter heirathet, ihn nur noch elender macht, seine Sorgen

und Nöthen vermehrt, seine Töchter zu Maitressen für die Reichen, seine Söhne zu Taugenichtsen erzieht, denen nur die Wahl bleibt zwischen der rothen Soldatenhose, dem Zuchthaus oder dem Atelier. Das ist das Loos des heutigen Arbeiters in Paris, in Lyon, in allen größeren Städten. Die Regierung thut nichts zu unserm Schutz, der Gemeinde sind wir eine Last, der Polizei ein Dorn im Auge — heute feiern unsere Werkstätten aus Mangel an Arbeit, und morgen jagt man uns aus der Stadt, wenn wir kein Heimathrecht darin haben. Höchstens sammelt man für uns, und stopft uns nothdürftig den Mund mit Brod und Versprechungen, damit wir nicht losschlagen. Ist es daher zu verwundern, daß der Arbeiterstand sich nur noch rekrutirt aus dem Abschaum der Menschheit, aus der Hefe der ärmsten Bevölkerung der großen Städte? Ja, murrt nur, Bürger! aber widerlegt einen alten Mann, wann Ihr könnt! einen Mann, der nach fünfzig Jahren harter Arbeit sagen muß, daß ihm das Herz blutet, wann er an die Zukunft seiner Kinder und Enkel denkt, die ebenfalls Arbeiter sind, wie er selbst! — Das muß anders werden, Brüder, und das kann nur anders werden, wann die jetzige Gesellschaft gänzlich umgestürzt und auf den Kopf gestellt wird! Nieder mit den bevorzugten Ständen daher, Krieg der Geldmacht! Freiheit und Gleichheit für alle — Agrargesetze, socialistische Gliederung der Arbeit, Betheiligung des Arbeiters an dem Gewinn des Brodherrn, und eine gleichmäßige Erziehung, eine gleiche Berechtigung der Stände vor dem Gesetz wie im Verkehr, gleiche Schulung, gleiche Rechte an der Regierung! keinen Hof mehr, keinen Adel, keine stehenden Heere, und keine Klassen mehr, die nur träge und wollüstig von dem Schweiß der Andern leben. Einen socialistischen Staat, wo der Arbeit und der Tugend die höchste Ehre vorbehalten sind, und um dazu zu gelangen,

eine allgemeine Umwälzung. Das ist der Angelpunkt, um welchen sich allein die Zukunft der Arbeiter drehen kann, und diesen Zustand herbeizuführen mit allen Mitteln der Gewalt, das ist die solidarische Pflicht aller Arbeiter, gleichviel, welchem Gewerbe, welcher Hand- oder Kopfarbeit sie angehören! . . ."

Ein stürmischer Beifall folgte diesen Worten.

— „Weiter! weiter! das sind goldene Worte!" riefen Einige.

„Ja, und wann Ihr heute zu feig und träge und zu laut und satt seyd, Euer Loos selber zu verbessern und die Reaction und die verworfene Macht der Emporkömmlinge noch gewaltiger werden zu lassen, dann fluchet und knirschet nicht, wann über kurz oder lang die Bourgeois und die Soldatesca, die Börsenkönige und die Emporkömmlinge zusammenstehen und in dem künftigen neuen Paris mit den hundert Kasernen und den breiten Durchfahrten von einem Faubourg zum andern, Euch niederkartätschen wie tolle Hunde, sobald ihr nur zu bitten wagt, wo ihr ein Recht zu fordern habt; und wann ihr aus der Stadt der Pracht, die von eurem Schweiße umgebaut und auf eure Kosten verschönert wird, hinaus logirt werdet in die höhlenartigen nassen Kasematten der Befestigungen von Paris, die man nur euch zur Zwingburg errichtet hat!" . . .

Der Redner hielt inne, halb erschöpft von dem Feuer, zu dem er hingerissen worden, und gezwungen von seiner Engbrüstigkeit, die ihm das Reden erschwerte und die kranke Lunge zu einem Husten reizte. Den neuen Beifallssturm, der losbrechen wollte, unterbrach ein gebieterischer Wink des Vorsitzenden, dessen scharfem Ohr ein Wortwechsel nicht entgangen war, der sich draußen vor der breiten Thüre des Kalkofens erhoben hatte.

„Was gibt es denn draußen? Sehe Einer nach, was diese Stimmen bedeuten!" rief der Präsident. Aber ehe noch einige

Anwesenden etwas beunruhigt und verblüfft sich der Thüre genähert hatten, ging diese auf und Blousenmänner traten eilig und verstört herein.

„Bürger Vorsitzender," hub der eine davon, ein junger kräftiger Mann mit einem kühnen verständigen Gesicht, an; „so eben meldet man mir einen außergewöhnlichen Vorfall. Wie es scheint, werden wir von der Polizei überwacht!"

— „Wie so denn?" fragte der Vorsitzende, und gab sich Mühe, gelassen und fest zu erscheinen.

„Einer unserer Brüder, der in der Ecke gegen die Knochensiederei hin Schildwacht stand, hat vor mehr als einer halben Stunde einen Burschen niedergeschlagen, der über die Zaunplanken gestiegen war und das Losungswort nicht geben konnte. Der fremde Eindringling, auch ein Blousenmann, blieb betäubt liegen, und meine Schildwacht harrte treulich und ruhig auf seinem Posten aus, um sogleich Lärm zu machen, falls auf dieser Seite noch Andere nachkämen. Aber niemand kam von außen, und als unser Bruder Aufseher vorhin die Runde machte, zeigte er ihm den Vorfall an und führte ihn zu dem Andern, der noch in seinem Blute dalag, besinnungslos, aber noch warm und mit schwachem Puls. Beide gingen nun, um eine Laterne zu holen, damit sie sehen könnten, wer sich hier habe einschleichen wollen. Allein als sie mit der Laterne kamen, war der Fremde verschwunden, und die Blutspuren an den Zaunplanken und die blutige Blouse, die er zurückgelassen hatte, zeigten, daß der Bursche auf demselben Wege wieder ausgerissen, auf welchem er gekommen sey. Was ist nun zu thun?"

— „Habt ihr wieder eine Wache auf den Posten gestellt, der gar keinen Augenblick hätte verlassen werden sollen?" fragte der Vorsitzende.

„Ei natürlich!“

— „Nun denn, so wascht die Planken und den Boden ganz rein, daß keine Blutspur mehr zu bemerken sey, und zieht dann den Posten ein,“ entgegnete der Vorsitzende. „Unter solchen Umständen, wo allerdings Verrath möglich wäre, halte ich es für das Klügste, die Sitzung zu schließen, und es den einzelnen Vereinen anheim zu geben, was sie in Bezug auf die Vorschläge des Clubs der jungen Freimaurer thun wollen. Seyd ihr einverstanden, Bürger?“

Alle bejahten — viele furchtsam und verschüchtert, andere verbittert und knirschend, alle aber mit mehr oder minder lauten und drastischen Verwünschungen gegen Badinguey und seine Polizei.

„Mich dünkt, ich kenne den Kerl, der ein paar Pfunde Sand auf den Schädel bekam!“ sagte Henriot leise zu de Coucy. „Ich will wetten, es ist kein Anderer als Lefebvre, der uns nachgeschlichen trotz Eurem Engländer. Der Kerl ist frech und gewandt wie ein Iltiß, und hier herum offenbar revierkundig. Dann wäre das Ganze nur ein blinder Lärm.“

— „Wer weiß?“ erwiderte Coucy; „es wußten so Viele um diese Versammlung, daß auch die Polizei davon Wink haben konnte . . .“

„Noch Eins!“ rief der Präsident, als er alle zum Aufbruch sich anschicken sah; „jeder beobachte bei seinem Eid das tiefste Schweigen über alles was hier vorging!“

— „Ich könnte den Kerl erdrosseln, daß er durch seinen verdammten Fürwitz sein eigen Werk zerstört hat,“ fuhr Henriot gegen de Coucy fort, als sie mit einander einem kleinen Pförtchen zugingen, durch das sie wieder in's Freie kamen. „Verrath fürchte ich nicht, — unsere Vorposten sind zu weit ausgestellt.

Aber Dummheiten fürcht' ich, — Dummheiten von diesem verrückten Lefebvre. Na, im Grunde ist die Versammlung ja doch vergeblich gewesen. Die Clubs wollen der Mehrzahl nach eben nicht, jeder aus Aerger und verletzter Eitelkeit, weil der Anschlag nicht von ihr kam. Wir kennen das. Die ganze Berathung verlief wieder in Deklamationen und Reden, wie gewöhnlich."

„Ich habe ebenfalls nichts anderes erwartet," erwiderte Herr v. Coucy. „Sagte ich Euch nicht, das Ganze sey zu rasch und planlos, und eine wahre Ueberrumpelung? Wäre es nicht besser, noch eine Großloge zu halten und den Plan aufzugeben?"

— „Niemals," sagte Henriot barsch. „Der Streich muß fallen, zu dem wir schon ausgeholt haben, und wenn nur Girardon den Kopf nicht verliert und sein Pistol seine Schuldigkeit thut, so wird die Revolution schon von selbst kommen. Und nun gute Nacht, Bürger Vorsteher! Hier sind wir auf dem Chemin des Fourneaux, und jeder geht nun am besten allein seines Wegs."

„Gute Nacht, Bürger Casse-tout," erwiderte Coucy. Nach wenigen hundert Schritten kam ihm Montague entgegen. „Ist hier alles ruhig?" fragte ihn Coucy.

— „Alles frei, aber kommen Sie hier herüber — wir wollen an den Bahnhof der Westbahn, um einen Wagen zu nehmen."

„Wo ist Lefebvre?" fragte Coucy.

„Mir auf eine schlaue Weise entwischt — ich habe die Verschmitztheit dieses Burschen unterschätzt. Wie steht es mit unserem Anschlag? Was beschloß die Versammlung?"

— „Ich darf nicht reden, aber andeuten will ich Ihnen, daß wir um keinen Fußbreit weiter sind, als vor drei Stunden. Und nun kommen Sie; wir wollen jeder ruhig nach Hause gehen.

Morgen besuche ich Sie dann, und wir wollen uns über die Eventualitäten der nächsten Tage besprechen."

„Sie sind gedrückt und gedankenvoll, mein lieber Freund!" sagte Montague theilnehmend. „Ich achte Ihre Gefühle und füge mich gerne. Sie sind müde und angegriffen. Wollte Gott, wir wären um einige Tage älter!"

Zwanzigstes Kapitel.

Die Familie Ronville.

Paul Montague war nach dieser nächtlichen Expedition erst spät eingeschlafen, und hatte sich unbehaglich und gedankenvoll im Bette herumgewälzt. Das Schweigen seines Freundes de Coucy über den Ausgang der Delegirten-Versammlung war ihm ein böses Omen, das ihn unwillkürlich ernster beschäftigte, als er es je für möglich gehalten hätte. Er hatte sich so viel Muth zugetraut, als er aus bloser negativer Thatkraft und jenem Bedürfniß der Aufregung, welches nur der Müßige fühlt, sich auf diese politischen Umtriebe eingelassen. Allein er sollte nun erfahren, wie erschlaffend eine vage dumpfe Angst, die Ahnung irgend eines bevorstehenden Unheils auch auf den Entschlossensten wirkt, wann er durch den fliehenden Schlaf gezwungen ist, diesem geheimnißvollen drohenden Gegenstande einige einsame Nachtstunden in's Gesicht zu stieren. Er hatte sich dieser Gedanken zu entschlagen gesucht und an alle möglichen anderen Dinge gedacht, unter Anderm auch an das hübsche Käthchen, allein die Unsicherheit der nächsten Zukunft war der fortwährende Schwer-

punkt, zu welchem alle seine Gedanken immer wieder zurückfielen. Und als er endlich beharrlich sich dieser entnervenden Gedanken entschlagen und sich Käthchens Bild vor die Seele gezaubert hatte, bald wie sie auf dem ungesattelten, schnaubenden, wüthend galoppirenden Pferde tollkühn und lächelnd durch den Circus jagte, bald wie sie mit vollendeter Grazie auf einem breiten Sattel tanzte, so sicher und zuversichtlich, als ob sie festen Boden unter sich hätte, bald wie sie im weißen Unterröckchen und Schnürmieder, die Büste in einen Shawl, welcher die herrlichen, ebenmäßigen, jugendlichen Formen mehr abzeichnete als verhüllte, eingewickelt, in ihrem Boudoir zu seinen Füßen saß und wie ein Kind naiv und fröhlich und doch wieder ernst und sinnig mit ihm plauderte, — als er das arme Kind in all' den verschiedenen Lagen und Stimmungen, worin er sie schon gesehen, sich wieder in's Gedächtniß rief, — da fühlte er sich erst recht verstimmt und unglücklich. Er fühlte ein Interesse an Käthchen, das tiefer und sittlicher war, als eine sinnliche Regung oder eine blose Sympathie mit ihrem Unglück; aber Liebe war es doch auch nicht, denn dazu fehlte ihm die Billigung seiner Vernunft, seines Ehrgefühls. Er konnte die Kunstreiterin nicht verdammen, daß sie zur Lorette herunter gesunken, aber er vermochte sie auch nicht zu entschuldigen, noch sich den einzigen Entschluß abzuringen, der sie retten konnte: den Entschluß sie zu heirathen. Nein, nicht blos die Rücksicht auf seine Mutter hielt ihn davon ab, sondern auch ein unbeschreibliches Etwas von sittlichem Widerwillen, das durch alles Mitleid verbietend hindurch klang. Es widerstrebte ihm sogar, sie wieder aufzusuchen, seit er sie in die Equipage des Fürsten Suckinsinow hatte steigen sehen. Sie zu meiden, schien ihm ein Gebot der Ehre, eine Pflicht, die er seiner Familie, seinem Selbstgefühl und seinem Stande schuldete. Es

widerstrebte ihm, den kleinen Dienst, den er dem Mädchen vor einigen Jahren geleistet hatte, gewissermaßen sich bezahlen zu lassen, indem er Käthchens Vertrauen und — Liebe mißbrauchte. Denn daß sie ihn liebte, das hatten ihm ja nicht nur ihre Worte, das hatte ihm noch in höherem Grade ihr ganzes Benehmen bewiesen. Und diese Neigung in dem armen Geschöpfe hatte doch wieder etwas so Naives, Theures, Heiliges, ein solches Gepräge der Wahrheit und Innerlichkeit, daß sie nicht blos seine Eitelkeit kitzelte, sondern einen tiefern Widerklang in seiner Seele fand, der aber gerade jetzt die Verstimmung und Zerrissenheit seines Gemüths vergrößerte und die Quelle weiterer unangenehmer und peinigender Reflexionen war. Der innere Zwiespalt zwischen Gefühl und Vernunft, zwischen Neigung und Pflicht, Ehre und Leidenschaft, welchen die Gedanken an Käthchen in ihm hervorriefen, scheuchte den Schlaf noch weiter von ihm, und so wollte er sich endlich auch dieser Reflexionen entschlagen, und rief sich das Bild von Madeleine de Ronville, der flüchtigen Erscheinung, die dennoch einen solch tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, in seiner regen Einbildungskraft vor das innere Auge; allein auch dieses Bild verwickelte ihn in Zweifel und innere Kämpfe, die sich selbst nach dem Einschlafen noch in seinen Träumen fortspannen.

Müde und mit einem wirren Kopfe erwachte Montague spät am Morgen, und kaum hatte er sich ermuntert, so drangen auch die verstimmenden Gedanken von der vergangenen Nacht wieder chaotisch und verwirrend auf ihn ein. Unmuthig entsprang er dem Bette und klingelte. „Fortuné, was gibt es Neues?“ rief er; „hat Herr v. Coucy noch nicht nachgefragt? Kam gestern kein Besuch mehr? Ich bin so spät nach Hause

gekommen, daß ich Dich nicht wecken wollte und die Thüre mit meinem Schlüssel öffnete."

Fortuné blickte seinen Herrn mit seinen schwermüthigen Augen forschend an. „Monsieur scheint krank zu seyn — Sie sind ganz verstört!" sagte er. „Soll ich nicht ein Bad richten oder einen Arzt rufen lassen?"

„Keines von beiden — beantworte mir lieber meine Fragen! Ich will erst ein Schwimmbad nehmen und dann frühstücken; das wird mich schon wieder munter und stramm machen. Also Herr v. Coucy?"

— „Hat sich heute noch nicht hören noch sehen lassen, Monsieur. Aber gestern Nachmittag war ein Lakai da und wollte einen Besuch melden — die Baronin, den Baron und das Fräulein von Ronville — dort liegen die Karten! Und der Lakai meinte, seine Herrschaft werde ausnahmsweise bedauern, Monsieur nicht getroffen zu haben, denn sie machten Abschiedsbesuche . . ."

„Abschiedsbesuche?" rief Paul und sprang nach dem Krystallkörbchen, worin die Karten lagen. Ja, auf allen drei standen unten rechts in der Ecke die verhängnißvollen Buchstaben: „p. p. c." — „Sie reisen also?"

— „Ja, morgen will der Baron auf seine Güter in der Bretagne zurückkehren, wie der Lakai sagte," berichtete Fortuné.

„Sie verlassen Paris — natürlich die Saison ist zu Ende, und der Frühling kleidet das platte Land in eine größere Pracht, als alle Kunst in Paris hervorzaubern kann," murmelte Montague vor sich. „Fortuné, meinen Morgenanzug und den Thee!" Der Diener ging hinaus, und als Paul allein war, warf er sich in einen Lehnstuhl und betrachtete eine der Visitenkarten mit einem stummen, halb wehmüthigen Lächeln. „Welch' reizende

kleine Handschrift!" murmelte er; „ganz englisch! So klar und sicher und bestimmt, und doch wieder so graziös wie sie selber ist. Nein, ich kann sie nicht so scheiden lassen. Ich muß sie noch einmal sehen, um womöglich noch irgend einen Anknüpfungspunkt für die Zukunft zu finden! Sie ist kein Mädchen, das man so leicht vergißt oder von dem man hoffnungslos scheiden kann!"

Eine Stunde später fuhr er mit einem Fiaker vor dem Hause im Faubourg St. Germain an, wo der Baron de Ronville wohnte, ließ sich melden und ward angenommen. Mit einer gewissen Unruhe und innern Bewegung folgte er dem Lakaien durch das Vorzimmer in den Salon, wo er die Baronin traf, die ihn artig, aber mit jener Zurückhaltung empfing, welche die Damen vom alten Adel so gern denjenigen gegenüber annehmen, deren Ebenbürtigkeit sie nicht anerkennen wollen. Paul drückte sein Bedauern darüber aus, daß er von ihrer Abreise gehört und ihren Abschiedsbesuch verfehlt habe. „Es ist doch hoffentlich kein Unfall in Ihrer Familie, der diesen Entschluß so plötzlich hervorgerufen?"

„Keineswegs, mein Herr! Auch ist der Zeitpunkt nur der gewöhnliche, zu welchem wir wieder in unsere ländliche Einsamkeit zurückkehren. Wir pflegen es stets so zu halten, daß wir Pfingsten oder das Frohnleichnamsfest mit unseren Landleuten daheim feiern, und wenn wir dieses Mal etwas früher abreisen, so geschieht es einigermaßen aus politischen Gründen. Der Baron will der Möglichkeit ausweichen, hier Emeuten mit anzusehen."

„Emeuten?" fragte Montague etwas verblüfft; „und befürchtet denn der Herr Baron solche in diesen Tagen?"

Der Baron zuckte lächelnd die Achsel. „Graf Ludowski hat eine Andeutung fallen lassen, als ob man von einer bevor-

stehenden Emeute munkle, und dieses Gerücht genügt schon, um den Baron zur Rückkehr auf unser Schloß zu bestimmen, wo wir bei unruhigen Zeiten unentbehrlich sind."

„Ich glaube, der gute Graf sieht Gespenster," sagte Montague mit einem erzwungenen Lächeln. „Paris ist so ruhig, aber allerdings kann es auch die Ruhe des Vulkans vor einem Ausbruch seyn!" Bei sich selbst aber verdammte er den Grafen ob dieser Indiscretion. Was konnte Ludowski anders damit bezwecken wollen, als aus Eifersucht Madeleinen aus dem Bereich Montague's entrücken, in welchem er wohl einen Nebenbuhler fürchtete.

„Ich für meinen Theil glaube auch nicht an diese Gerüchte," fuhr die Baronin fort; „allein ich gestehe, daß auch ich lieber in unserem festen Schlosse sitzen, als hier einen Straßenkampf mit ansehen würde. Unter allen Greueln ist mir der Bürgerkrieg der größte."

„Ah, Madame! diese Aeußerung ist edel, aber sie überrascht mich doch von einer bretagnischen Schloßherrin! die Chouannerie ist ja auch nur eine Art Bürgerkrieg!"

„Allerdings, und eben darum habe ich sie auch nie gebilligt und weder mein Gemahl noch ich ihr Vorschub geleistet, — nicht wahr, Madeleine, obschon mit Leib und Seele Legitimisten, haben wir doch nie zu den Chouans gehalten und sie nie unterstützt!" Damit zog sie ihre eintretende Tochter mit in's Gespräch.

Madeleine schien angenehm überrascht von diesem Besuch, doch sicher nicht angenehmer als Paul von ihrem Anblick. Es liegt ein eigenthümlicher Zauber in der häuslichen Erscheinung eines Mädchens, das uns interessirt, und das wir zum ersten Mal inmitten eines behaglichen traulichen Intérieur im Hauskleide sehen. Wie ganz anders, wie weit liebreizender und noch

gewinnender erschien unserm Montague nun Madeleine in diesem einfachen Hauskleid von feinem braunen Wollstoff mit Sammetausputze, das Haar schlicht gescheitelt und mit einem Kamme aufgesteckt, die reichen natürlichen Scheitel über der Stirne von einem dünnen Goldkettchen umschlungen, das vorn von einem Schlößchen mit einem Saphir zusammengehalten wurde! Diese schlichte und doch so kleidsame Tracht lieh der schlanken junonischen Gestalt etwas ungemein Edles, Originelles und doch Graziöses und Würdevolles zugleich, und Madeleinens ganze Erscheinung muthete ihn in weit höherem Maße an, als in dem Ballkostüme bei den Plantagenets oder in der Gesellschafts-Toilette von Atlas und Blonden, wie er sie bei seinem ersten Besuch gesehen hatte. Und sie mochte auch den sieghaften Eindruck ihrer Erscheinung fühlen, denn sie verschmähte jede Entschuldigung über diesen einfachen Aufzug mit dem bis zum Halse und bis an's Handgelenke geschlossenen Kleide.

Die Unterhaltung nahm schnell eine andere Wendung, nachdem auch Madeleine versichert hatte, daß ihr der Heckenkampf der Chouannerie und das nutzlose Blutvergießen ein Greuel sey und daß sie nicht glauben könne, es werde aus den unreinen Elementen, welche jenen Kampf für die Bourbonen allein noch führten, diesen ein Segen ersprießen. —

„Sie scheiden also ohne Bedauern von dem geräuschvollen Paris, mein Fräulein?" fragte Montague unter Anderem.

— „Wie sollt' ich nicht? Meine Heimath ist ja so schön, und — es ist die Heimath — home, sweet home! Und dann," fuhr sie lächelnd fort, und in ihren schönen ausdrucksvollen Augen lag etwas Schwärmerisches, „sehne ich mich wieder aus diesem raffinirten schwelgerischen Luxus zurück in unsere wilde, nackte, ungekünstelte Natur. Der Geist erschlafft zu sehr in dieser

naturwidrigen Lebensweise, in dieser heißen, feuchten, gespannten Treibhausluft der Salons. Ich sehne mich nach der scharfen, kräftigen Luft unserer Haiden, nach dem Harzduft unserer herrlichen dichten Wälder, nach den knorrigen, aber einfachen, biederen, frommen Menschen unserer schönen Bretagne. Sie kennen unsere Provinz noch nicht, Mr. Montague?"

„Leider nicht, aber ich habe ihr einen Besuch zugedacht! Es ist ein Land, das durch Geschichte und Sage meiner eigenen Heimath so nahe verwandt, mich von jeher lebhaft interessirt hat. Vielleicht in wenigen Wochen schon bereise ich die Normandie und Bretagne!"

„Lassen Sie es nicht beim blosen Plan bewenden!" sagte Madeleine; „lassen Sie es nicht eine jener conventionellen Phrasen der Gelegenheit seyn. Sie werden es nie bereuen. Und dann, wann Sie Ihre Reise antreten, so verlassen Sie die Eisenbahnen und Heerstraßen — kaufen Sie sich ein Pferd und sprengen Sie querfeldein in das platte Land, über die Haiden, durch die Wälder, über Hügel und Thal, pochen Sie in der Hütte an wie im Schloß, überall wird Ihnen die älteste gesellige Tugend, die größte Gastfreundschaft, entgegen treten, und man wird Sie empfangen, als ob Sie der Schwelle Ehre und Glück brächten, die Sie betreten, — nicht wahr, Mama?"

„Ganz gewiß — man wird Sie allenthalben festzuhalten suchen und nur mit Schmerz weiter ziehen sehen," entgegnete die Baronin. „Allein ich glaube kaum, daß einem so weit gereisten Herrn, wie Ihnen, unser Land viel Schönes bieten kann! Unsere Natur ist bizarr und nicht lieblich; Sie finden bei uns nicht den azurnen Himmel Italiens, nicht die imposanten Gebirge der Alpen, nicht die rührigen und geistig erregten Bewohner Deutschlands, nicht die reichen Fluren und grünen Parks Ihrer

britischen Heimath. Sie finden ein halbwildes Volk von urwüchsigen Sitten, veralteten Begriffen und einer Sprache, welche Sie nicht verstehen und nie lernen werden!"

„Wenn auch, Mama!" fiel ihr Madeleine lebhaft in's Wort; „ich traue Mr. Montague dennoch zu, daß er die bescheidenen Reize und den grauen Himmel unseres Landes, die Anziehungskraft der braunen Haide und des dunklen Waldes, sowie das Malerische der Strohdächer und der burgartigen alten Schlösser richtig zu würdigen weiß. Mr. Montague ist keiner jener weichlichen sentimentalen Touristen, die nur Aufregungen und Imposantes suchen. Er ist poetisch empfänglich genug für die, ob auch oft etwas düstere Idylle unserer bretagnischen Gegenden und für das Bukolische unsers bäuerlich-wilden ursprünglichen Lebens."

„Ich danke Ihnen für diese gute Meinung und richtige Beurtheilung," entgegnete Paul mit einem dankbaren Blick, denn es erfüllte ihn mit dem innigsten Vergnügen die Wahrnehmung, daß nur eine Art geistiger Wahlverwandtschaft Madeleinen in den Stand gesetzt haben könne, so in seiner Seele zu lesen. „Mich dünkt," setzte er hinzu, „der höchste Genuß des Reisens besteht eben darin, daß wir das lokale Gepräge einer Gegend zu erfassen suchen in seiner Totalität, aus der Wechselwirkung zwischen Natur und Menschenleben, Boden und Sitte, Geschichte und Religion. Und gerade hierin dürfte Ihre Heimath eines der merkwürdigsten Länder der Welt seyn."

Aber diese Unterhaltung, welche so anziehend zu werden versprach, weil der Widerschein des Patriotismus und der dankbaren Liebe zur heimischen Scholle den guten Menschen so sehr adelt und verschönt, ward jetzt durch andere Besuche unterbrochen, welche eine allgemeinere, allein eben deßhalb in banalen breitgetretenen Phrasen sich bewegende Conversation herbeiführten.

Montague saß eine Weile wie auf Kohlen, dann schickte er sich zum Gehen an, und verabschiedete sich von der Baronin, welche die Hoffnung eines Wiedersehens aussprach und ihn bei seinem Besuch in der Bretagne des gastlichsten Willkommens auf Schloß Ronville versicherte.

Madeleine reichte ihm unbefangen nach englischer Sitte die Hand; ihre blasse Wange leuchtete von einem leisen Anflug von Röthe und ihr großes Auge funkelte.

„Auf Wiedersehen, mein Fräulein!" flüsterte er; „meine Gedanken geleiten Sie schon jetzt in Ihre romantische Heimath. Auf Wiedersehen!"

„In der Bretagne!" flüsterte sie; „machen Sie dieses Versprechen wahr!" Und ein leiser flüchtiger Druck ihrer Finger begleitete den feuchten scheuen Blick, der sich vor dem seinigen senkte.

Wie in einem wonnigen Traume, lächelnd und doch mit einem halb zweifelnden Herzen kehrte Montague in seinen Wagen zurück. Was für Loose lagen für ihn im Schooße der nächsten Zukunft!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Attentat.

Nur wenige Tage nach jener nächtlichen Berathung der Delegirten der geheimen Clubs lag über dem gas-erhellten Paris einer jener wonnigen, freundlichen, milden Frühlings-Abende, welche alle Welt auf die Beine bringen und in's Freie locken, —

einer jener Abende, wo der Pariser Spießbürger mit Frau und Kindern auszieht, um einen Gang über die Boulevards zu machen und dann, untermischt mit den eingebürgerten oder nur vorübergehend in Paris anwesenden Fremden und Ausländern, an einem jener eisernen Tischchen mit weißen Marmorplatten, sich niederzusetzen, welche dutzendweise vor den brillanten Kaffeehäusern stehen. Es war eine jener köstlichen Abendstunden, wo jedermann des Tages Last und Mühen abgeschüttelt hat, und sich anschickt, der Ruhe und dem Vergnügen und jener friedlichen Gottlosigkeit zu leben, welche die ganze Atmosphäre der Weltstadt erfüllt!

An diesem Abende allerdings war diese friedliche Gottlosigkeit einigermaßen beeinträchtigt durch eine ungewöhnlich zahlreiche Anwesenheit von Militär auf den Straßen. Nicht als ob der Soldatenstand, in dieser oder jener Form, nicht allezeit auf den Straßen von Paris anwesend und vertreten wäre, denn Piquets und Patrouillen sind ja so häufig oder noch häufiger als Fledermäuse. Allein an jenem Abend war das Betragen des Militärs um so auffallender, weil es sich ganz stille auf die Scene hereinschlich, mit dem sichtbaren Bestreben, der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entgehen, und weil dasselbe, sobald es in den Straßen war, auch daselbst blieb. So sah man denn plötzlich an den verschiedenen Straßenecken Schildwachen mit aufgepflanztem Bajonnet, und an dem Eingang jeder Straße, die auf die Boulevards einmündete, zwei oder drei Seitenposten, während da und dort in aller Stille einige Patrouillen unstet hin und her gingen. Der Bürger Albert fragte den Bürger Benoit verstohlen, was denn diese Entfaltung der bewaffneten Macht zu bedeuten habe, worauf der Bürger Benoit — wo möglich

noch leiser, verstohlener und geheimnißvoller — bedauerte, hierauf keine Auskunft geben zu können.

„Wo ist denn der Kaiser heute Abend?“ fragte der Eine. — „Das weiß der liebe Gott, wenn er nicht in der großen Oper ist,“ war die Antwort. — „Ach ja, dort ist er! Aber was gibt es denn alsdann?“ Allein da die Mouchards lange und feine Ohren haben und die Straßen von ihnen wimmeln, so war es nicht klug, auf diese letztere Frage mit irgend einer Vermuthung zu antworten, und daher gingen die Leute nach Hause und legten sich zu Bette in der zuversichtlichen Erwartung, am andern Morgen von irgend einer émeute zu hören, und nicht wenige schliefen mit der Besorgniß ein, mitten in der Nacht durch Kanonendonner aus dem Schlafe geschreckt zu werden.

Diejenigen aber, welche keine Veranlassung hatten, nach Hause zu gehen, wunderten sich argwöhnisch und drängten sich nach der Thüre des Opernhauses. Hier hielten zwei prächtige Equipagen, deren jede auf den Kutschenschlägen einen Schild mit dem kaiserlichen Adler zeigte. Auf diese beiden Gefährte waren die Blicke der ganzen buntscheckigen Menschenmenge, die sich hier versammelt hatte, gerichtet. Und was für Blicke waren es? Blicke eines Volkes, das seine Freiheit nie hochgehalten hat, weil es sich dieselbe sonst nicht so leicht hätte rauben lassen; — Blicke gedankenloser Bewunderung, serviler Werthschätzung, kindischen Entzückens! Dem Franzosen macht jede öffentliche Entfaltung von Glanz uud Pracht, jede Gelegenheit zum Gaffen eine kindliche Freude. Es gibt dreierlei Dinge, durch welche die unteren Klassen des französischen Volkes sich bändigen lassen, aber auch nur diese drei: nämlich ein Witzwort, ein glänzendes Schaugepränge und die Mündung von Kanonen. Der gegenwärtige Kaiser hat zu den beiden letzteren schon mehrmals ge-

griffen; viel Witz und Humor hat ihm noch niemand nachgerühmt, allein es kann noch eine Zeit kommen, wo vielleicht mindestens sein Leben, wo nicht sein Thron, von seinem schlagfertigen Witze abhängt. —

Unter dem Haufen müßiger Gaffer, welcher die sich bäumenden englischen Pferde, die reichen Livreen der Dienerschaft und den überladenen Prunk in den Zierrathen der Equipagen anstierten und auf den großen Mann warteten, der Frankreich so glücklich gemacht hatte, das jährliche Deficit im Staatshaushalte in's Unglaubliche zu steigern, — befanden sich auch zwei Männer, die von ihren eigenen Geschäften allzusehr in Anspruch genommen erschienen, als daß sie um die übrigen Dinge sich bekümmert hätten.

„Wie ist Euch nun zu Muthe, Freund?" fragte der Eine seinen Begleiter, ein kleines, schwächliches Männchen mit sehr bleichem Gesicht.

— „Ich fürchte ordentlich, es werde Alles schief gehen!" versetzte dieser kleinlaut.

„Wie könnte das seyn? Es ist ja Alles im Voraus schon angelegt!"

— „O ja! Wie aber, wenn Einer von diesen Gendarmen mich niederhaut!"

„Bah, das werden sie nicht thun! sie haben ihre Weisung!"

— „Wie? auch diese sogar? .... Das kann ich nicht glauben!"

„Aber ich sage Euch, Mensch, es ist doch so!" versetzte der Erste ungeduldig; „ich sage Euch, Ihr seyd sicher, vollkommen sicher! Kommt, Freund! seyd kein Thor!"

— „Aber die Volksmenge, wird sie nicht über mich herfallen?"

„Was? die Volksmenge? Ihr seyd nicht bei Trost! Gaubt Ihr denn, ein einziger Mensch hier werde für ihn einen Finger rühren?"

— „Nehmt Euch in Acht," flüsterte der schwächliche Mann; „dort drüben steht Henriot und verwendet kein Auge von uns!"

Legrand — denn er war es — wandte sich um und sah Henriot's düstern, drohenden Blick auf ihn und seinen Begleiter gerichtet. — „Kommt, Girardon!" flüsterte er; „wir wollen uns näher zu den Wagen hin machen. Doch halt! ist die Pistole auch schußfertig? Ihr wißt, was Ihr zu thun habt! Sobald Ihr den Schuß gethan, müßt Ihr zurückweichen und Euch flink aus dem Staub machen. Springt jedoch nicht, und wenn Ihr ergriffen werdet, so laßt kein Wort hören. Ich werde in der Nähe seyn, um Euch nöthigenfalls zu schützen!"

— „Gut; ich merke mir Alles. Aber ich möchte wohl wissen, ob nicht noch Andere von den Unsrigen außer Henriot hier sind?"

„Nein, ich glaube nicht. Sie sind alle über verschiedene Theile der Stadt vertheilt, um die Arbeiter aufzuwiegeln!"

— „Um so besser! Hoffentlich wird noch Alles gut werden!" sagte Girardon, drängte sich näher zu den kaiserlichen Equipagen hin, und nahm eine Stellung in der vordersten Reihe der Zuschauer, gerade zwischen dem Hauptwagen und der Treppe, welche zum Eingang der kaiserlichen Loge hinaufführt, dicht hinter dem einzigen Gendarmen auf dieser Seite, welcher hier die Menge zurückhalten sollte. Legrand folgte ihm auf dem Fuße und drängte ihn von Zeit zu Zeit vorwärts. Girardon fuhr mit der Hand in die Brusttasche seines Rockes, erfaßte krampfhaft seine Pistole und murmelte vor sich hin: „Ach, mein armes Weib!" Dieß war

der Angelpunkt von all' seinem Dichten und Trachten; kein Mensch ist ja ganz schlecht.

Just in diesem Augenblicke entstand eine Bewegung unter der Menge, zum Zeichen, daß der Kaiser erwartet wurde. Alles streckte die Hälse aus und riß die Augen auf, um den Mann zu sehen, der sich so schlau zu dieser hohen Stellung empor gearbeitet, um unter dem Vorwand der Wiederherstellung der Ruhe, Frankreich einem stärkern Druck zu unterwerfen, als es ihn jemals unter der absolutesten Herrschaft erfahren hatte. Ein großer, stattlicher Lakai in glänzender Livree kam von der Eingangsthüre des Theaters nach dem Wagenschlage herunter, wo ein anderer Lakai bereits stand.

„Hier kömmt er," flüsterte die Menge, als ob sie sich fürchte, in Gegenwart einer solchen Größe laut zu reden.

»Vive l'empereur!« rief eine einzige bezahlte Stimme in dem Haufen, und die Gendarmen allein wiederholten den Ruf.

In diesem Augenblicke schritt der Mann mit den breiten Schultern und den kurzen, dünnen Beinchen, den wir schon in den Tuilerien gesehen haben, die Treppenstufen herab, gefolgt von einem General in voller Uniform und zwei Herren in einfacher Abendtoilette. Er trat mit festem aber leichtem Schritte auf, und in seinen kleinen Aeuglein spielte ein Blick, der etwas von einem erzwungenen Lächeln hatte. Gerade als er sich anschickte, sein Auge über die versammelte Volksmenge hingleiten zu lassen, — just als dieselbe Stimme nochmals in ihrem Zehnsous-Enthusiasmus ihr Vive l'empereur schrie, und der Mann mit den breiten Schultern und dünnen Beinchen sich nach der Seite verbeugte, von wannen der Ruf kam, und auf den Wagentritt zuging, stieß Legrand von hinten Girardon an den Ellbogen. Just dann funkelte der Lauf der Pistole einen Augenblick im Gaslicht,

und ein lauter Knall und eine Rauchwolke machten die Zuschauermasse ganz versteinert. Die Weiber schrieen laut auf, die Männer drängten sich vorwärts, die Gendarmen sprangen gierig auf Girardon los, und einer von den Herren aus dem Gefolge des Kaisers stürzte sich auf ihn und ergriff ihn bei der Kehle.

„Meine Freunde," rief der Kaiser, sich auf dem Wagentritt noch einmal umwendend, und sprach mit vollkommener Ruhe; „gebt euch zufrieden, ich bin unverletzt!"

Wie gütig, wie herablassend von diesem kleinen Avatar! Allein dieser anscheinende Muth des Mannes entzückte den Pöbel, der in ein lautes Geschrei der Bewunderung ausbrach, sich in buntem Wirrwarr zu den Equipagen hindrängte und dann sein Möglichstes that, um die Verwirrung noch zu vermehren.

Die Pferde bäumten sich und bockten, der Kutscher knallte mit der Peitsche über die Köpfe der Volksmenge hin und schrie: „Platz! macht Platz!" und inmitten all' dieser Bestürzung ritt noch ein Trupp Dragoner rücksichtslos in die Menge hinein und hieb Allen, die ihm in den Weg kamen, mit flacher Klinge über Köpfe und Schultern hinein.

„Der Kaiser ist getödtet!" rief Einer von den Außenstehenden und eilte mit dieser Nachricht davon.

— „Er ist nicht einmal verwundet," murrte ein Anderer.

„Schade!" murmelte ein Dritter, und das Wort war noch nicht über seine Lippen, so ward er schon verhaftet und hinweggeschleppt. Jetzt erst kam die eigentliche Bestürzung, und der kleine Krieg zwischen den Soldaten, die darauf erpicht sind, einen Volkshaufen zu zerstreuen, und einem Pöbel, der sich nicht vertreiben lassen will, gerade weil es das Militär verlangt.

Mitten unter diesen Vorgängen, welche Henriot sämmtlich mit angesehen hatte, war er, nachdem er das Ergebniß beob-

achtet, erbleicht und mit einem wilden Fluch in der Richtung gegen das Faubourg St. Antoine davon gerannt. Legrand dagegen schritt mit einem vergnügten Lächeln den Tuilerien zu, und Girardon, der Urheber dieses namenlosen Schrecks, war verschwunden. Wohin er gekommen, das war das große Räthsel, worüber die ganze Volksmenge sich die Köpfe zerbrach. Einige hatten gesehen, wie er schoß, Andere, wie er ergriffen worden; allein in dem Getümmel und der Verwirrung, die darauf folgten, hatten nur sehr Wenige wahrnehmen können, daß er sammt dem Herrn, welcher ihn gepackt hatte, und einem Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonnet, in den zweiten Wagen gestiegen und in demselben nach den Tuilerien gebracht worden war, um bis auf weitern Befehl als Königsmörder behandelt zu werden.

Den ganzen Rest dieser Nacht hindurch tönte das Pflaster von Paris, namentlich in denjenigen Straßen, welche zu dem Faubourg St. Antoine führten, von dem Musketenklirren und den Hufschlägen der auf- und niederziehenden Patrouillen, während von Zeit zu Zeit die friedlichen Bürger aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckt wurden durch den Lärm eines blitzschnell dahinfahrenden Fiacres und den raschen Hufschlag der um denselben her reitenden Begleitung von Gendarmen. Diejenigen, welche schon mit Angst und Beben zu Bette gegangen waren, standen dann auf, streckten den Kopf in der Nachtmütze aus dem Fenster, zogen ihn aber rasch wieder herein, und sprachen kleinlaut zu ihren Frauen: „Ich möchte nur wissen, was schon wieder los ist! Man nimmt bereits wieder von Neuem Verhaftungen vor!“ — Worauf dann die schläfrigen Hausfrauen mürrisch und brummend erwiderten: „Wenn es sonst nichts ist, so mach' das Fenster zu, Alter! Du

hast ja nichts zu fürchten; Du hast nicht den Muth, ein Verschwörer zu werden!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein ungewöhnliches Wettschwimmen.

Als Legrand sich aus dem Gedränge herausgearbeitet hatte, bemerkte er nicht, daß ihm ein hagerer schattenhafter Mann mit einem höchst wehmüthigen und nun von großer Seelenangst ganz blassen Gesicht auf dem Fuße folgte. Dieser Mann war Fortuné, der Leibdiener von Paul Montague; er hatte Legrand seit jener ersten räthselhaften Begebenheit mit dem Kabinet nie mehr getraut, und sein Argwohn gegen den verkleideten Polizeispion war in der letzten Zeit noch bedeutend gestiegen, seit er seinen Gebieter und Herrn v. Coucy von solch ernsten Besorgnissen erfüllt sah. Unter dem Eindruck seiner bangen Ahnungen hatte er sich heute Abend ebenfalls auf den Schauplatz der großen Begebenheit geschlichen, um, wie auch immer das Ergebniß derselben ausfallen sollte, seinem Herrn die erste Kunde hievon zu bringen. Der wackere Bursche hatte für eine Weile seine bejahrte Mutter und blinde Schwester vergessen und in inniger Anhänglichkeit an seinen Herrn sich nicht gescheut, Leben und Freiheit auf's Spiel zu setzen, indem er sich unter eine Volksmenge mischte, die möglicherweise der Kern einer neuen Revolution seyn konnte.

Mittlerweile hatte sich Graf Ludowski schon lange vor der anberaumten Stunde am Orte des Stelldicheins eingefunden,

denn der Graf, obschon nie ein Schwärmer für Träume und Ideale, hing doch zuweilen einer Spekulation nach, und dieser Handstreich war für ihn ein Anlaß zu gewissen Luftschlössern, die er darauf baute. Als nämlich alle Anordnungen zu diesem kühnen Staatsstreich vollendet waren, schien die Möglichkeit eines Fehlschlagens dieser Plane so sehr beseitigt, daß Ludowski voll der besten Hoffnung sich bereits einen festen Plan über die Handlungsweise vorgezeichnet hatte, welche er unmittelbar nach diesem Ereigniß einschlagen wollte. Dieser Operationsplan verrieth seine ganze angeborne Selbstsucht und die wahre Natur seines politischen Ehrgeizes. Er hatte das Komplott sorgfältig vor seiner Partei geheim gehalten und sich nur zwei Vertraute beigelegt in der Person von zwei jungen, gescheidten Adeligen, welche weniger an den alten, unzeitgemäßen Vorurtheilen des Faubourgs hielten als ihre Stammgenossen. Diesen hatte er das Geheimniß anvertraut und sie durch Drohungen und Versprechungen dahin gebracht, daß sie ihre Verschwiegenheit und Mithülfe gelobten. Dieses Triumvirat komplottirte mit einander und reifte seine Pläne aus. Alle ihre Anschläge verhießen den besten Erfolg, wenn nur der Streich gegen den Kaiser gelang. Mißglückte derselbe, so war auch nichts verloren und sie selber wenigstens sicher, denn sie waren ja Legitimisten und das Komplott ein socialistisches. Die Polizei wußte nichts von ihrer Betheiligung, und für das Uebrige konnte kein Argwohn auf sie fallen, und der Argwohn allein war die Seele der Gefahr.

Trotzdem aber erachtete Graf Ludowski es für rathsam, sich an dem ereignißreichen Abend von dem Schauplatz der Thätigkeit fern zu halten, und hiezu lieferte ihm seine Abrede mit Legrand den willkommensten Anlaß.

Eine Viertelstunde nach Mitternacht verließ er den Salon eines jener edlen Marquis von alter Herkunft und historischem Namen, die es für keine Sünde erachtet hatten, aus der Hand des zweiten Kaisers eine Senatorenstelle mit einem Jahresgehalt von dreißigtausend Franken anzunehmen, und dabei doch in ihrem Herzen all' die loyalen Gefühle ihrer Ahnen zu behalten. An jedem Arm hatte Ludowski einen seiner jungen Vertrauten, und so schritten sie in der kühlen, stillen Nacht in der Rue du Bac hinan, bis sie zur Brücke kamen. Hier verließ der Graf sie, und die Beiden zündeten sich ihre Cigarren an, und gingen an dem einen Ufer der Seine auf und nieder, um seine Rückkehr abzuwarten.

Der Graf fühlte die Kühle nicht, die vom Flusse heraufkam; er nahm die vielen hellen Lichter nicht wahr, die noch in den Fenstern der Tuilerien glänzten und sich in den dunklen Wellen der Seine spiegelten; noch weniger aber bemerkte er die beiden Soldaten mit aufgepflanztem Bajonnet hinter einer der schwerfälligen Figuren, welche die verschiedenen großen Städte von Frankreich darstellen sollen und auf dem Concorde-Platz stehen. Allein hätte er sie auch gesehen, was hätten sie ihn gekümmert? Er hätte ja ihren Auftrag doch nicht zu errathen vermocht, um so mehr als sein Geist nur von einem einzigen Gedanken erfüllt war, — von der Hoffnung nämlich, beinahe allein oder wenigstens ohne die Hülfe seiner Partei jene hervorragende Stellung zu erreichen, welche er erstrebte.

Er war schon geraume Zeit hier auf- und abgegangen und hatte seinen schmeichelhaften Hoffnungen nachgehangen, als plötzlich eine Hand auf seine Schulter gelegt wurde. Er drehte sich rasch um und sah Legrand neben sich.

„Nun? was gibt es Neues?" fragte er gespannt.

— „Neues?“ wiederholte der Bretagner mit herausfordernder Ruhe; „von wem denn? worüber denn?“

„Jenun, Mensch, Ihr versteht doch, was ich damit meine!“

— „Ich? meiner Treu', Graf Ludowski, ich weiß nicht, was Sie wollen,“ versetzte Legrand im langweiligsten Tone; „außer etwa wenn Sie jene Geschichte da meinen von . . .“

„Freilich, freilich! Diese mein' ich eben!“ versetzte Ludowski; „wie ist sie ausgefallen?“

— „Sehr schlecht; sie beharrt auf ihrer Weigerung . . .“

„Sie? welche ‚Sie' denn? was wollt Ihr denn damit sagen? seyd Ihr nicht recht bei Sinnen?“

— „Ich? meiner Treu', ich denke, ich bin ganz bei Sinnen; allein Sie scheinen es nicht zu seyn, Graf, denn sonst würden Sie nicht auf Ihrer Werbung beharren, wenn das Mädchen Sie doch einmal nicht will! . . . .“

Ludowski war vor Zorn außer sich, allein er wagte kaum, eine offene und gerade Frage wegen der Sache, die er eigentlich wissen wollte, an Lefebvre zu richten — es war zu gefährlich.

„Kommt, Freund, und laßt den Scherz beiseite. Ihr wollt mich nur zum Besten haben! Dazu ist es jetzt keine Zeit. Darum sagt mir rund heraus, ob der Streich Erfolg gehabt hat?“

— „Ich sag' Ihnen, Graf Ludowski,“ versetzte Legrand mit düstrem Ernst; „dort hilft kein Streich mehr, den Sie führen werden. Das unschuldige Mädchen, welches Sie Ihrer Habsucht opfern wollen und Ihrer sinnlichen Bewunderung seiner Schönheit, wird niemals Ihrem Drängen nachgeben!“

„Bursche!“ rief der Aristokrat wild, „wägt Eure Worte besser ab, und treibt den Scherz nicht zu weit, oder Ihr sollt mir fürwahr . . . .“

— „Nur keine Drohungen, Graf! Was ich Ihnen da sage, das ist, nach meiner innigsten Ueberzeugung, wahr. Fräulein v. Ronville haßt und verachtet Sie!"

Der Graf prallte einen Augenblick voll Verwirrung zurück; da er sich jedoch nie etwas an seiner Würde vergab, so gewann er ebenso schnell seine Selbstbeherrschung wieder und entgegnete in leichtfertig gutmüthigem Tone: „Aha, ich durchschaue nun Euern Scherz, mein guter Lefebvre; der Engländer hat Euch dazu abgerichtet. — Aber brechen wir jetzt davon ab, mein Freund! lassen Sie mich lieber hören, wie es mit dem Komplott steht!"

— „Gemach, Graf Ludowski! ich muß Sie zuvor noch über einen Irrthum aufklären. Schon mehre Jahre, bevor der Engländer Ihre Bekanntschaft in Paris machte, wußte ich um Ihre angebliche Verlobung mit Fräulein v. Ronville, Jahre bevor ich Sie an Schlüssellöchern lauschend fand!"

„Ha, Schurke! war es darauf abgesehen?" rief der Graf, dem nun die Galle überlief; „Ihr erfrecht Euch, so mit mir zu reden?" fuhr er fort und ergriff ihn bei der Kehle, aber der vierschrötige Celte schleuderte ihn von sich wie einen Spielball.

— „Nehmt Euch in Acht, Graf!" rief er; „ich könnt' Euch, wenn ich wollte, in meiner Faust im Nu zerdrücken, aber ich bewahre Euch für einen langsamern Tod auf!"

„Wirklich? das ist sehr gütig von Euch!" versetzte Ludowski achselzuckend, wandte seinem Gegner den Rücken und lachte höhnisch.

— „Ja, Graf, ich habe Euer Leben in meiner Hand," fuhr Legrand fort; „und nur unter Einer Bedingung will ich es schonen!"

„Oho! sehr freundlich! Kuriose Vögel, diese Socialisten!

Aber laßt mich Eure Bedingung hören, guter Freund! sie wird vermuthlich sehr originell seyn!"

— „Originell? Keineswegs; sie besteht einfach darin, daß Ihr mir in einer schriftlichen, eigenhändig unterzeichneten Urkunde bei Eurem Glauben als Katholik und Eurer Ehre als Edelmann versprecht, für immer auf die Hand des Fräuleins v. Ronville zu verzichten, Euer Verlöbniß, wofern ein solches existirt, aufzulösen, und Eure Bewerbung niemals wieder aufzunehmen, weder bei ihr selbst noch bei ihren Eltern!" Der Bretagner sprach die letzten Worte mit solch tiefer und aufrichtiger Gemüthsbewegung, daß seine Stimme unwillkürlich davon zitterte.

Der Graf aber that, als ob er dieß nicht bemerkt habe, und rief lachend: „Haha, das ist ja wahrhaft melodramatisch! In der That, Lefebvre, an Euch ist ein Schauspieler verloren gegangen! Ihr würdet an der Porte St. Martin im ersten besten blutigen Rührstück Furore machen, und Eure Talente fänden dort mehr Anerkennung als bei mir! . . . ." Seine Galle kochte und er würde mit diesen Worten weggegangen seyn, wenn er nicht vor Begierde gebrannt hätte, das Ergebniß des Komplotts zu erfahren; so aber hielt er Geduld für die beste Politik, und harrte auf weitere Aeußerungen des Bretagners. Dieser wartete ebenfalls, weil er dem Grafen Zeit lassen wollte, zu einem Entschluß zu kommen. Während daher Ludowski ungeduldig auf und ab ging, lehnte der Andere mit verschränkten Armen an dem Brückengeländer und behielt ihn fest im Auge. „Nun, Graf, nehmen Sie meine Bedingungen an?" fragte er endlich.

„Laßt mich ungeschoren mit diesem Unsinn!" versetzte Ludowski ungeduldig; „sagt mir lieber, wer Euch gedungen hat,

hieher zu kommen und mir auf solche kopflose Weise zu drohen? Es war der Engländer, nicht wahr?"

— „Fehlgeschossen, Graf; der Mann, der seit Jahren Euer Feind ist, steht vor Euch! Betrachtet ihn aufmerksam, denn Ihr kennt ihn," fuhr er fort, riß sich dabei Hut und Perrücke ab und trat in den vollen Schein der Gaslampe.

Der Graf beschaute ihn forschend und sagte dann spöttisch: „Ich habe wirklich auch jetzt nicht die Ehre, Euch besser zu kennen! Die einzige Wahrnehmung, die ich jetzt zum ersten Mal mache, ist die, daß Ihr eine Perrücke getragen habt, während Euer eigenes Haar Euch besser gekleidet haben würde."

— „So will ich mich Euch denn zu erkennen geben, Herr Graf," erwiderte der Bretagner mit bebender Stimme, aber ohne sich um das Gelächter des Andern zu kümmern. „Ich bin der Sohn des Försters des Barons v. Ronville, von Baud gebürtig und in Madeleine v. Ronville verliebt!"

Der Graf riß bei dem ersten Theile des Satzes die Augen weit auf, allein bei den letzten büßte er seine Selbstbeherrschung ein und rief: „Wie? Ihr, ein Diener, habt die Unverschämtheit, die Tochter Eures Brodherrn zu lieben, und die Frechheit, mir dieß noch zu gestehen?"

— „Ja, mein Herr," entgegnete Legrand, der nun ganz kalt zu bleiben vermochte; „und ich habe sogar die noch größere Kühnheit, der Nebenbuhler des Grafen Ludowski zu seyn, jenes ehrenhaften Edelmannes, der an Schlüssellöchern horcht!"

„Schon gut, schon gut, Bursche!" rief Ludowski ganz heiser vor Ingrimm. „Euer Brodherr soll dieß erfahren, Ihr Wicht! . . . ."

— „Oho, Herr Graf, Ihr werdet mir doch nicht so davon-

laufen wollen?" rief Legrand und erfaßte ihn am Arme. „Ihr seyd mir noch den Bescheid auf meine Bedingungen schuldig!"

„Geht mir mit Euren Bedingungen zum Henker . . . und zu dem schuftigen Engländer, der Euch geschickt hat!" rief der Graf und riß sich los mit einer wilden Verwünschung.

Legrand that einen leisen Pfiff, und im nächsten Augenblick traten die beiden Soldaten aus ihrem Versteck hervor, der Eine vor den Grafen, der Andere hinter ihn.

„Ha, tausend Teufel! Also Verrätherei im Spiele?" rief Ludowski, der im Nu wahrnahm, daß er verrathen war. Er fuhr mit der Hand in die Brusttasche, holte eine Pistole hervor, die er der Vorsicht halber mitgebracht hatte, und jagte als geübter Schütze dem Soldaten vor ihm eine Kugel durch den Leib. Dann sprang er auf das Quai hinaus, schwang sich über die Brustwehr und stürzte sich verzweiflungsvoll in's Wasser hinab. Der andere Soldat hatte seine Muskete angeschlagen, um auf den Flüchtigen zu feuern, ehe er noch das Ufer erreichte, aber der Bretagner hielt ihn zurück. „Halt! schießt nicht," flüsterte er ihm zu, „sondern begebt Euch hinüber auf das andere Ufer, während ich ihm nachschwimme. Aber nur rasch! sputet Euch!" Damit schwang er sich ebenfalls auf die Brustwehr und sprang dem Grafen nach.

Jetzt galt es ein Wettschwimmen ungewöhnlicher Art, wobei es sich zunächst um möglichste Ausdauer handelte. Der Graf war ein vorzüglicher Schwimmer und sich bewußt, daß er sein Aeußerstes thun mußte, wollte er dadurch sein Leben retten; er griff tüchtig aus und ließ den schwereren Bretagner weit hinter sich. Allein es ist keine Kleinigkeit, mit Oberrock und Stiefeln in einer kühlen Frühlingsnacht durch die rasche Strömung der Seine zu schwimmen; und ehe sie noch halb drüben waren, man-

gelte beiden Männern die Kraft. In der Mitte aber ward die Strömung reißender und wurde daher für den Grafen ungünstiger und seinem Verfolger günstiger, so daß dieser ihn bald bis auf wenige Armslängen eingeholt hatte. Die Strömung trug Ludowski rasch gegen den mittleren Brückenbogen, allein der Bretagner durchschaute dieß, schwamm in der Diagonale und holte seinen Gegner dadurch so ein, daß die beiden Männer den schwarzen Strudel unter der Brücke ziemlich gleichzeitig erreichten. Der Bretagner, ohnedieß der stärkere, raffte jetzt all' seine Kraft zusammen und war mit drei wuchtigen Streichen dicht hinter dem Grafen, als dieser, auf's Aeußerste getrieben, den bestiefelten Fuß etwas erhob, und, mittelst einer geschickten Bewegung, seinem Verfolger mit der Ferse einen Tritt auf den Kopf gab. Trotz der Schwierigkeiten, womit dieser Stoß verbunden gewesen, hatte er doch seinen Zweck vollkommen erreicht — der Bretagner war betäubt und versank wie Blei. Ludowski athmete wieder auf, raffte all' seine Kraft zusammen und griff wieder aus — es gelang ihm, um den Brückenpfeiler herumzuschwimmen und sich auf einige Minuten an das Steingesims desselben anzuklammern. ‚Wenn ich nur noch so viel Kraft aufwenden kann, um zurückzuschwimmen und dem Soldaten zu entwischen,‘ dachte er.

Inzwischen tauchte auch Legrand wieder empor, der sich ebenfalls an der entgegengesetzten Ecke des Brückenpfeilers angeklammert hatte. Von dem Stoß hatte er sich wieder erholt, allein seine Stirnhaut war ganz aufgeritzt, und das reichlich fließende Blut schwächte und blendete ihn. Er machte zwei weitere Ruderschläge mit den Armen, dann fühlte er, daß seine Kräfte schwanden. Es war ein verzweiflungsvoller Augenblick . . . . Ein oder zwei weitere Ruderschläge hätten ihn an das andere Ende des Brückenpfeilers gebracht. Er griff aus, allein die

Strömung war zu schnell und zu gewaltsam für ihn und riß ihn eilends mit sich fort. Er kämpfte und zappelte, um sich über dem Wasser zu erhalten, aber seine Arme versagten ihm den Dienst. Es war ein furchtbarer, verhängnißvoller Moment!... Schon fühlte er, wie er untersank, — da verspürte er plötzlich, wie jemand ihn an den Haaren packte, ungestüm emporzog und an den Boden eines Nachens warf, wo er einen Augenblick halb todt vor Erschöpfung lag.

In diesem Nachen befand sich nur ein einziger Mann, und dieser war Fortuné, der Diener Montague's, der Mann mit dem Leichenbittergesicht. Der treue Diener hatte von seinem Lauerposten aus den größten Theil der Unterredung zwischen dem Grafen und dem Bretagner mit angehört; er hatte wenigstens soviel vernommen, um inne zu werden, daß Ludowski durchaus nicht freundlich auf seinen Herrn zu sprechen war, denn er begriff, daß man diesen unter dem Engländer verstand. Dennoch fiel es ihm nicht entfernt ein, sich an der Sache auf die eine oder die andere Weise eher zu betheiligen, als bis er die beiden Männer mit der Strömung kämpfen sah und für ihr Leben bangte. Dann erst eilte er an das Ufer hinunter, sprang in das erste beste Boot, welches er hier fand, schnitt den Strick entzwei, womit es angebunden war, und stieß vom Lande — gerade noch zeitig genug, um den Bretagner vom Ertrinken zu retten. Nun hatte aber Fortuné ein gutes Herz und trug niemanden etwas Böses nach, so daß es ihm gar nicht einfiel, den andern Mann im Stiche zu lassen, nachdem er den Einen gerettet hatte. Als er daher aufblickte und Ludowski noch an dem Gesims des Brückenpfeilers angeklammert sah, ruderte er sogleich auch zu diesem hin. Der Graf sah diese Bewegung; da er sie aber für eine Verfolgung in feindlicher Absicht hielt, so tauchte

er sogleich wieder in den Fluß. Fortuné zog seine Schaufelruder ein, bis der Graf wieder zum Vorschein kam; dann ruderte er abermals auf ihn zu.

„Halt da! wartet, ich will Euch im Nu aufnehmen!" rief er. „Fürchtet Euch nicht vor mir!"

— „Mit nichten; ich werde kein solcher Narr seyn!" versetzte Ludowski und schwamm weiter.

Fortuné verfolgte ihn nun in der wohlwollendsten Absicht, und der Graf wich ihm mehrmals aus, indem er unter- und in entgegengesetzter Richtung wieder auftauchte, bis er endlich das jenseitige Ufer erreicht hatte, wo er sich triefend an's Land schleppte. Der arme Graf! es war hart, nach solch' einem Wettschwimmen durch einen stämmigen, jungen Soldaten voll glühenden Diensteifers bewillkommnet zu werden, der ihm die geladene Muskete mit dem aufgepflanzten Bajonnet entgegenhielt! Allein so ist einmal das Leben!

Mittlerweile hatte sich Antoine Legrand wieder so weit erholt, daß er sich bei Fortuné bedanken und aus dem Boot springen konnte; Ludowski ward nun ergriffen. Vergebens kamen seine beiden Freunde herbei und zwar eben jetzt, wo sie ganz nutzlos waren, und fingen einen Wortwechsel mit dem Soldaten an. Allein Legrand zog nur seinen Verhaftsbefehl hervor, rief eine Patrouille herbei, und Ludowski ward abgeführt, während Fortuné sich längst in den Schatten gedrückt hatte und eilends nach Hause lief. —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Freunde in der Noth.

Einige Stunden vor dieser Verhaftung des Grafen saß Herr v. Coucy in tiefes Sinnen und waches Träumen versunken in seinem Studierzimmer. Er gefiel sich zwar gewöhnlich am besten in dieser Einsamkeit, allein gerade heute war sie ihm doppelt unleidlich. Am Vorabend eines großen Ereignisses pocht auch den philosophischesten und gesetztesten Menschen Herz und Puls voll Unruhe und Ungeduld, bis ihnen die Einsamkeit peinlich und beinahe unerträglich wird. Beinahe jedes größere Ereigniß kündigt sich dem Geiste Derer, die es betrifft, durch einen gewissen Schatten und Druck an, welchen es in ihre Stimmung hineinwirft. Ahnungen sowohl, als jene unerklärlichen Erscheinungen von Angezogen- und Abgestoßen-werden, die wir gegenüber von manchen Menschen empfinden, sind ja Andeutungen eines geheimnißvollen Fernsehens oder Vorausfühlens, wenn man so sagen darf, das in unserem Nervensystem vor sich geht und beim Menschen etwa dem Instinkte der Thiere analog ist. Es muß irgend ein Zusammenhang zwischen dem geistigen Fühlen und dem natürlichen und all' jenen Erscheinungen von Vorliebe und Abneigung, welche den individuellen Charakter bilden, in unserem Wesen vorhanden seyn. Die Prophezeihungen, welche wir bisweilen im Traum oder in der noch reizbareren Stimmung der Visionen u. s. w. haben, müssen von dieser Art seyn, und der Prophetenberuf von manchen Menschen läßt sich vielleicht aus dieser Ursache herleiten. Jedenfalls hat die Wissenschaft erst noch das interessante psychologische und physiologische Problem der

Ahnungen zu lösen, und die Lösung wird über manches vermeintliche Wunder aufklären, das uns jetzt noch ein Staunen abnöthigt.

Unter derartigen Vorgefühlen litt auch Herr v. Coucy in seinem Studierzimmer heftig, als er an seinem Pulte lesend saß und sich Aufzeichnungen über das Gelesene zu machen versuchte. Alles um ihn her verkündete den schlichten Sinn und die beinahe puritanische Einfachheit dieses Mannes. Die Straße, worin er wohnte, grenzte an das Faubourg St. Antoine, und war daher nicht nur gar nicht fashionabel, sondern bot eben darum sehr billige Miethwohnungen. Er hatte allerdings ein ganzes Stockwerk inne, weil ihm an Stille und häuslicher Zurückgezogenheit besonders viel gelegen war; allein seine Wohnung bestand nur aus drei Zimmerchen: einem Schlafstübchen, einem Zimmer, worin er seine Besuche empfing, und seinem Studierzimmer. Die Möblirung des letztern war überaus einfach und sogar unbehaglich, denn Herr v. Coucy, streng gegen sich selbst, fürchtete nichts so sehr als Trägheit, und wußte wohl, daß ein Mensch, welcher sein Leben nur mit Studieren verbringt, gar leicht in dieses Laster verfallen kann. Er hatte daher nicht einmal einen gepolsterten Lehnstuhl in seinem Studierzimmer, sondern bediente sich an seinem Schreibtische von gefirnißtem Eichenholz eines gewöhnlichen, rohrgeflochtenen Stuhls. Nur dem Schreibtisch gegenüber stand ein kleiner, harter, mit Roßhaarzeug überzogener Sopha, auf welchem jetzt ein kleiner, rauhhaariger, schottischer Dachshund zusammengekauert lag, und mit seinen klugen, schwarzen Augen durch die zottigen Haare der Stirne und Schnauze hindurch von Zeit zu Zeit seinen Herrn aufmerksam betrachtete.

Die übrigen Möbeln des Zimmers waren von der einfachsten Art. Etliche eingerahmte, gute Kupferstiche nach Overbeck

dienten eher dazu, die Nacktheit der Wände zu zeigen, als sie zu verbergen, und über dem Schreibtische hing ein schöngeschnitztes Krucifix aus Elfenbein und Ebenholz, das in dem Studierzimmer eines Calvinisten sonderbar genug erschien. Allein Coucy sah in dem Kreuz kein Parteizeichen, sondern das ewige Symbol des Friedens zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Menschheit; darum war es ihm heilig, lieb und werth.

Das Buch, worin Herr v. Coucy in diesem Augenblick las, war merkwürdig genug eine Geschichte der ersten französischen Revolution. Er glaubte am Vorabend einer neuen nationalen Umwälzung zu stehen; er wußte, daß wenn eine solche zu Stande käme, er eine hervorragende Rolle darin zu spielen haben würde, und er studierte sich seine Rolle jetzt nicht ein, damit er sie sicher und ohne Anstoß durchführen könne, sondern er suchte sich Winke und Andeutungen über diejenigen Gefahren zu sammeln, die am allerwahrscheinlichsten einer solchen Krisis folgen, und wollte daher gegen diese am meisten gerüstet seyn. Ein Mann von weniger schlichtem Sinne würde über einer derartigen Vorbereitung vor sich selbst erröthet seyn und gesagt haben: „Ich habe Jahre lang gestrebt und gerungen, eine andere Regierungsform einzuführen, und werde gewiß jetzt, wo die Zeit dazu kommt, auch im Stande seyn, ihren Anforderungen zu genügen.“ — Allein Herr v. Coucy dachte nicht so: er besaß jene seltenste Tugend der Patrioten — Bescheidenheit. Allein trotz alledem konnte er seine Gedanken doch nicht bei seinem Thema behalten. Er las bald diese, bald jene Stelle, begann mit Eifer und Interesse, allein ehe er mit einer halben Seite fertig geworden war, spitzte er die Ohren und lauschte, ob niemand klingle; und obschon seine Augen mechanisch von einer Zeile zur andern liefen, fand

er doch, so oft er eine Seite zu Ende gelesen, daß er auch nicht von einem einzigen Satze den Sinn erfaßt hatte.

Endlich warf er die Feder fort, schlug das Buch zu und murmelte: „Es ist umsonst; ich kann meine Gedanken nicht beisammen behalten; ich will lieber mit Smog spielen!"

Der zottige Hund auf dem Sopha hörte kaum seinen Namen, so warf er den Kopf in die Höhe, und als er seinen Herrn aufstehen sah, sprang er ebenfalls auf, streckte seine kleinen Hinterläufe aus, wedelte rüstig mit seinem buschigen Schweife und machte seinem zum Sopha herantretenden Herrn eine Art Kompliment.

„Smog, du kleiner Schelm! ich will mit dir spielen!" sagte Herr v. Coucy.

Smog verstand zwar die Worte nicht, begriff aber ihre Meinung, wedelte höchst energisch mit dem Schweif und begann auf's vergnügteste auf dem Sopha herumzuspringen, als sein Herr näher kam.

Das Hündchen war Coucy's liebster Freund und sein einziger beständiger Gesellschafter. Montague hatte das Thier, als es noch ganz klein war, seinem Freunde und Genossen geschenkt, und der Hund hatte gethan, was man von den Christen stets verlangt hat, und was sie doch nicht thun: er hatte Vater und Mutter und die ganze Familie Smog verlassen und vergessen und sich an seinen Herrn allein angeschlossen. Den ganzen Tag folgte er ihm auf Tritt und Schritt, und hätte ihn sein Herr zu Hause gelassen, wenn er ausging, so würde Smog vor Jammer gestorben seyn. Bei Nacht schlief er auf dem Fußende von Coucy's Bett, und Morgens früh um sechs Uhr pflegte er so regelmäßig, als ob er unter seinem zottigen Haar eine Uhr bei sich trüge, sachte zu seines Herrn Gesicht herauf zu kriechen, ihn

einen Moment mit seinen schwarzen Augen anzuschauen, dann den Kopf höchst komisch auf die eine Seite zu legen, und ihm dann leise, leise die Wange zu lecken. Dieß weckte gewöhnlich Herrn v. Coucy, der dann wußte, daß es Zeit zum Aufstehen war.

Wie anhänglich war Smog an diesen Mann! wie betete er ihn an! wie konnte er Stunden lang ruhig dasitzen und auf sein hübsches Gesicht blicken mit Augen, die den vollen Ausdruck des Genius in sich trugen und doch nichts ausdrückten.

„Komm', Smog!" sagte Coucy, und streckte sich auf dem Sopha aus; „ich bin heute Abend sehr verstimmt — heitere du mich auf!"

Im Nu tanzte der Hund, als ob er jedes Wort verstanden hätte, um die Brust seines Herrn herum und machte einen verzweifelten Angriff auf sein Gesicht in der Absicht, es zu lecken. Coucy suchte ihn mit den Händen abzuwehren, allein die Liebe des Thieres wollte keine Verweigerung leiden, und Smog leckte daher Coucy's Hände. Alsdann versuchte er seinen Kopf unter besagten Händen hindurch zu zwängen, und als er auch dieß unmöglich fand, tanzte er wie toll herum und wedelte auf höchst unceremoniöse Weise seinem Herrn mit dem Schweif in's Gesicht, stieß ein halblautes Gebell aus, als ob er sich hiedurch verständlich machen wollte, und wiederholte dieß Bellen ungeduldig, als sey er ärgerlich darüber, daß er sich nicht verständlich machen könne. Herr v. Coucy drehte sich auf die Seite und that spielend dem Hund den Gefallen, ihn herumzurollen und zu wälzen.

Es war ein anmuthiger Anblick, zu sehen, wie diese beiden Geschöpfe einander liebkosten, und zu bemerken, um wie viel die Liebe des Hundes diejenige des Mannes überstieg. Seine Stellungen waren trotz seines langen häßlichen Körpers und seiner

kurzen Beine graciöser, als die eines Ballettänzers. Bald auf dem Rücken liegend, den Kopf scherzend nach der einen Seite gewandt, um gleichsam seinen Herrn aufzufordern, daß er wieder komme, — bald auf den Beinen kauernd, die Vorderläufe weit vorgestreckt und den Kopf darauf gedrückt, mit einem eigentlichen Lächeln auf seinem Hundegesicht, — dann nach seines Herrn Gesicht schnappend und seine schwarze, kalte Nase in Coucy's Haar einwühlend, — so spielte der zottige Dachshund fortwährend mit seinem Herrn, dem dieß ausnehmend gefiel und ein herzliches Lachen abnöthigte, bis endlich Mensch und Hund des Scherzes müde wurden.

„O Smog, Smog!" sagte Herr v. Coucy, als der Hund dasaß und ihm ernsthaft in's Gesicht blickte; „worauf gründet sich all' deine Liebe zu mir? was hab' ich denn für dich gethan, daß du mir so gewogen bist? Du könntest sagen, ich habe dir deine tägliche Mahlzeit gegeben, wenn ich selber aß und du herbeikamst, deinen Kopf auf mein Knie legtest und mich demüthig und schweigend um die Krumen anbetteltest! Du könntest sagen, ich habe dich nie geschlagen. Allein habe ich nicht mehr als das Zehnfache für manchen meiner Brüder, meiner Mitmenschen gethan, der dann im Nu sich gegen mich wendet und mir knurrend die Zähne weist? Das würdest du niemals thun, guter Smog! . . . ."

Und der Hund hörte nicht sobald seinen Namen nennen, so streckte er wieder den Hals aus und leckte als stumme Bejahung seinem Herrn das Gesicht.

„Ja, Smog, du bewachst mich Tag und Nacht, und wenn jemand mir etwas anhaben wollte, so würdest du auf ihn losfahren, ohne an deine eigene Sicherheit zu denken; und ohne dich um die Schläge und Fußtritte zu kümmern, die du bekom-

men könntest, würdest du für mich einstehen. Aber du weißst nicht einmal, wie schön diese deine Liebe ist, Smog, weil man sie unter Menschen so selten findet. Du erräthst nicht, wer diese Anhänglichkeit in dich gelegt und wer dich und deinesgleichen uns Menschen gegeben hat, nicht blos zu Freunden und Tröstern für uns, sondern auch damit ihr dem Einsamen den Umgang, dem Junggesellen das Weib, dem Kinderlosen das Kind, dem Verstoßenen den Freund ersetzen und uns Allen beständig das ewige, heilige Gebot der Liebe lehren sollt! Du weißst nicht, Smog, daß der Gott, der mich und dich geschaffen hat, mich durch dich an die Liebe und Dankbarkeit ermahnen wollte, die ich Ihm schuldig bin! Ach, um wie viel mehr hat er für mich gethan, als ich dir erwiesen habe, und vergesse ich alle meine weltlichen Interessen um der seinigen willen? greife ich seine Feinde an und liebkose ich seinen Verehrern? Bete ich zu ihm mit der dankbaren Treue, die du mir beweisest? Vertraue ich Ihm, daß er mir mein tägliches Brod gebe, und jage und ringe ich nicht vielmehr selber gierig darnach? und wenn es dann kömmt, bitte ich ebenfalls demüthig darum, ohne Hast und vermessene Ansprüche, wie du mich um das deinige? O Smog, du bist eine lebendige Predigt, und doch mache ich sie mir so wenig zu Nutze! . . . ."

Herr v. Coucy hätte vielleicht stundenlang in diesem Tone fortgefahren, wenn nicht Smog plötzlich aufgesprungen und nach der Thüre gelaufen wäre, an welcher er schnüffelte und bellte. In diesem Augenblick ward die Klingel an der Vorthüre gezogen, und Coucy nahm die Lampe und ging hinaus, um zu öffnen. Es konnte kein Bekannter seyn, denn Smog bellte zornig.

„Was seh' ich? Sie, Doctor? zu dieser Stunde?" fragte Herr v. Coucy betroffen, als er den Eintretenden erkannte.

— „Stille! keinen Namen! Sind Sie allein?"

„Ja," sagte Coucy, schloß die Vorthüre wieder ab, und führte den Gast in sein Studierzimmer. „Was führt Sie zu mir, Doctor Kahn?" fragte er neugierig.

— „Der Wunsch, Sie zu retten, mein lieber de Coucy," entgegnete der Arzt. „Es ist ein Gewitter am Himmel unserer Pariser Atmosphäre; die Stadt wimmelt von Truppen, und die Polizei ist auf den Beinen. Man fürchtet — oder besser gesagt, die Regierung wünscht eine Emeute, ein Attentat. Ich habe dieß schon seit Wochen gewittert. Der Schlag geht von einer der geheimen Gesellschaften aus, zu denen wohl auch Sie gehören, de Coucy, vielleicht von Ihrer eigenen! Ich bin jetzt doppelt überzeugt davon, weil Sie es nicht leugnen. Und Sie sind so ruhig zu Hause?"

„Ich habe keinen Theil daran," erwiderte Coucy offen, „aber ich weiß, daß etwas im Werke ist. Ich habe den Plan als wahnsinnig mißbilligt . . ."

— „Bah, wahnsinnig sind nur die Werkzeuge, die sich blindlings dazu hergeben!" sagte Kahn lebhaft und bitter. „Thoren, die noch in diesem Augenblick vielleicht nicht einsehen, daß der Anschlag, wo nicht von dem Polizeiministerium oder einem noch höheren Orte ausgeht und nur durch agents provocateurs eingeleitet ist, so doch nur dem Manne des Staatsstreichs nützen wird! Tollköpfe, die nicht begreifen wollen, daß die Polizei Alles erfährt, was einmal zehn Menschen wissen, da ja der fünfte Mensch hier ein Affiliirter der geheimen Polizei ist! Aber nun zu etwas Anderem, mein lieber Herr v. Coucy! Reden Sie offen: fürchten Sie wirklich, in die Strudel der Folgen eines Attentats oder einer Emeute verwickelt zu werden, falls diese losbricht und

schon jetzt verrathen ist und von der herrschenden Gewalt erwartet und ausgebeutet wird?"

„Ich glaube, daß mir eine Verhaftung drohen dürfte, wenn ich auch mit gutem Gewissen behaupten kann, dem Ereigniß, welches heute Abend Paris beunruhigen wird, ganz fremd zu seyn," entgegnete Coucy. „Ich kann nicht leugnen, daß der Anschlag dazu in meiner Gegenwart zuerst auf's Tapet gebracht wurde."

— „Und Sie sind noch hier?"

„Warum schon fliehen?" sagte Coucy. „Noch ist nichts entschieden. Ich verschmähe zwar den Meuchelmord als Förderung der Bestrebungen meiner Partei und habe nach Kräften dagegen gesprochen, allein wenn der Handstreich gelingt, so bin ich es mir selbst und meiner Sache schuldig, mich bei der unausbleiblichen Wendung der Dinge zu betheiligen!"

— „Eitle Hoffnung! der Streich wird nicht gelingen, er ist im Voraus vereitelt, anticipirt, nach meiner festen Ueberzeugung," entgegnete Kahn lebhaft. „Es wird ein mißglückter Versuch bleiben und nur dazu dienen, die strengen Maßregeln der Regierung scheinbar zu rechtfertigen und einige weitere Dutzende Unglücklicher an die Bevölkerungen von Mazas, Lambessa und Cayenne abzuliefern!"

„Aber wer bürgt Ihnen dafür, daß der Streich mißlingen wird?" fragte Coucy.

— „Wer? meine Welt- und Menschenkenntniß, meine Erfahrung, mein Instinkt, wenn Sie wollen, — vor Allem aber meine beiden offenen Augen und Ohren und meine Kunde von dem Volkscharakter und den Zuständen. Kein Mensch hat weniger Talent zu einem Verschwörer, als der Franzose mit seiner Eitelkeit, Geschwätzigkeit, Prahlerei, Ungeduld und seiner überstürzten That-

kraft. Allein wozu hierüber streiten wollen? Ich kam hieher, um Sie zu retten, Herr v. Coucy, nicht um Sie zu bekehren, wenn Ihre Ansichten und Hoffnungen irrig sind. Gesetzt, der Anschlag mißglückt, wollen Sie Ihre Rettung aus meiner Hand annehmen?"

„Mein Herr . . . mein Freund! wie habe ich dieß verdient?" rief Herr v. Coucy mit Wärme.

— „Davon ein andermal! Also Sie wollen meine Hülfe annehmen?"

„Wenn ich ihrer bedürfen sollte, sehr gerne, mit aufrichtigem Danke. Und worin soll sie bestehen?"

— „Hören Sie mich an!" entgegnete Kahn. „Seit einigen Wochen schwante mir, daß sich etwas Derartiges vorbereite, und da ich im Stillen eifriger als irgend Einer zu der Partei halte, der auch Sie persönlich angehören, so habe ich mir durch einen Bekannten, einen höhern deutschen Beamten, in aller Ruhe und Unverfänglichkeit einen Gesandtschaftspaß von der Ambassade eines deutschen Mittelstaats zu verschaffen gewußt, welcher seinen Besitzer wenigstens außerhalb Paris vor allen Plackereien der Polizei schützen dürfte. Dieser Paß steht Ihnen zu Diensten, und liegt in meinem Hause bereit. Sie können damit nach der Schweiz oder nach Deutschland entkommen."

Herr v. Coucy drückte dem Arzt auf's wärmste die Hand und sagte: „Wie soll ich Ihnen danken? Sie sind so freundlich, so aufopfernd gegen mich, daß Sie sich sogar um meinetwillen kompromittiren wollen, und doch sind wir uns niemals im Leben näher gestanden. Welchem Motiv soll ich dieß Wohlwollen beimessen, edler Mann?"

— „Dem aufrichtigsten Gefühl des Wohlwollens und der Hochachtung für Sie und Ihren Charakter, Herr v. Coucy,"

versetzte Kahn, „und meiner Hingabe an eine Sache, der ich mit Leib und Seele angehöre und Vaterland und Lebensglück geopfert habe. Die Sache, der wir Beide dienen, macht uns zu Brüdern, de Coucy! Sie sind mir besser bekannt, als Sie ahnen; ich ehre in Ihnen einen der wenigen echten und edlen Demokraten, und es würde mich in der innersten Seele schmerzen, wenn Sie das unschuldige Opfer dieses gemachten Komplotts würden!"

„Aber wie wußten Sie um mein Treiben und meine Bestrebungen?"

— „Lassen Sie das mein Geheimniß seyn, lieber Coucy! Denken Sie, es verhalte sich so: wie die Regierung Allem aufbietet, um das Treiben und die Ziele der geheimen Clubs und der aktiven Demokratie zu überwachen und zu ermitteln, so verfolgt eine kleine Zahl von Gesinnungsgenossen, die außerhalb eurer Clubs stehen, euer Gebahren mit ebenso viel Aufmerksamkeit und Scharfblick, um in Fällen der Noth warnen, rathen, retten zu können. Gewarnt habe ich Sie neulich, als wir den brodlosen Arbeiter aus seiner Kellerwohnung erlösten. Gerathen habe ich Ihnen so eben, und die Hülfe, die ich Ihnen leisten kann, kennen Sie nun auch. Raffen Sie das Nothwendigste an Geld, Wäsche und Kleidern zusammen, und folgen Sie mir unverzüglich!"

„Wohin denn?"

— „In meine Wohnung. Noch sind die Straßen für Sie frei, und ich habe einen Miethwagen vor Ihrer Hausthüre. Kommen Sie, — noch ist es Zeit, sich zu verstecken; in einer Stunde könnte es zu spät seyn!"

„Und wenn der Streich gelingt? . . ."

— „Schon wieder diese eitle Hoffnung?" sagte Kahn. „Nun

denn, falls er gelingt, so sind Sie ja in wenigen Schritten von meiner Wohnung aus auf den Boulevards. Kommen Sie nur schnell!"

„Sogleich? das ist unmöglich! Ich habe ein Rendez-vous mit einem Freunde verabredet, — mit dem jungen Engländer, den Sie neulich an meiner Seite sahen. Er will mich noch heute Abend besuchen und mir das Ergebniß mittheilen; wir haben uns gegenseitig das Wort gegeben, einander in Glück und Unglück nicht zu verlassen, namentlich aber für den Fall, in welchem ich Ihre Hülfe begehren müßte . . ."

— „Aber ich kann nur Einen retten," fiel ihm Doctor Kahn lebhaft in's Wort. „In solchen Fällen ist ein Gefährte eine Last, und jeder sich selbst der Nächste. Und ist Ihr Engländer ebenfalls bedroht?"

„Allerdings — er ist ebenso schwer gravirt in den Augen der Polizei als ich. Halten Sie es nicht für Undank und störrisches Wesen, wenn ich Ihnen nicht sogleich folge," fuhr Herr v. Coucy dann sanft und freundlich fort; „aber ich muß Herrn Montague noch sprechen, ihn warnen, mich überzeugen, daß für seine Sicherheit gesorgt ist; und wenn er mir dann mein Wort zurückgibt, so werde ich kommen uud Ihr edles Anerbieten annehmen. Sie sehen ein, ich kann nicht anders handeln."

— „Allerdings, aber Gott gebe, daß dieß nicht meinen ganzen Plan über den Haufen wirft!" sagte Kahn ungeduldig. „Lieber Freund, ich hätte Sie für praktischer gehalten; ein Mann in Ihrer Lage kann keine solche Verpflichtungen eingehen und muß isolirt dastehen. Gut und Blut, Geist und Leben gehören nur der Sache, — jede andere Rücksicht muß fallen, denn Sie müssen sich der Sache der Partei erhalten. Ihr Engländer mag ein guter Mensch seyn, aber zu einem Verschwörer taugt er

nichts, wie keiner dieser verwöhnten Herren der großen Welt. Es war ein Mißgriff, daß ihr euch jemals solche Dilettanten beigesellt. Aber nun genug, ich muß fort! Hier ist meine Adresse! Sie sollen die ganze Nacht hindurch erwartet werden. Es ist halb eilf — ich muß nach den Boulevards! Adieu einstweilen, mein Freund! lassen Sie mich nicht vergebens hier gewesen seyn!"

„Wackerer, großmüthiger Mann, ich werde kommen!" entgegnete Herr v. Coucy mit einem warmen Händedruck und noch wärmern Dankesblick in das ernste, treuherzige Auge des Arztes, hinter welchem sich bald die Thüre wieder schloß.

Wieder allein, ging Coucy in tiefer Bewegung im Zimmer auf und ab. Die Unterredung mit dem Doctor hatte seltsame Nachklänge in ihm hinterlassen. Die Zuversicht, womit derselbe die Vereitelung des Attentats vorausgesagt hatte, war ebenso erschreckend und verwarnend, als sein Anerbieten tröstlich. Ein echter Freund zeigte sich ihm unerwartet in der Stunde, wo er eines solchen vielleicht dringend bedurfte, und zwar in der Person eines Mannes, welchen er kaum näher kannte als aus gelegentlichen geselligen Berührungen, — eines Mannes, dessen Charakter und Erfahrung ihm ein wunderbares Vertrauen einflößten und der von den Umtrieben der Parteien beinahe ebenso gut unterrichtet schien als die Polizei, denn wie hätte er sonst gerade auf ihn, de Coucy, als einen der vorzugsweise Kompromittirten der Demokratie, rathen können? Herr v. Coucy war in einer seltsamen Unruhe und Spannung — es drängte ihn in's Freie, sich von dem Stande der Dinge zu überzeugen, und doch fesselte ihn der Wunsch, daß Montague ihn nicht verfehlen möchte, wieder an seine Wohnung. Die Gefahr einer Verhaftung, welcher er seit Jahren mit Ruhe entgegengesehen hatte,

trat jetzt ihm näher, und zum ersten Mal beschlich ihn unwillkürlich ein Grauen davor, von dem er sonst keine Ahnung gehabt hatte. Es bangte ihm nicht sowohl für sich, als für Montague, für die vielen Opfer eines tollkühnen, frevlen Entschlusses, zu welchem sie, wenn anders Doctor Kahn's Vermuthung oder Kenntniß richtig seyn sollte, durch einen schmählichen, tückischen Verrath getrieben worden waren. Es schnitt ihm tief in's Herz, daß durch diesen Verrath das Ansehen seiner Partei blosgestellt und eine Anzahl leidenschaftlicher Männer rettungslos in's Verderben gestürzt werden sollte.

Jetzt kam ihm plötzlich ein Gedanke: ‚Halt! noch ist nichts geschehen! noch läßt sich die That vielleicht vereiteln!' dachte er, und griff nach seinem Hut. Da klingelte es wieder an der Vorthüre. ‚Sind es die Häscher?' fragte er sich. Doch nein, es mußte ein Bekannter seyn, denn Smog bellte nicht, obschon er an der Thüre des Studierzimmers kratzte.

Es war Montague, der durch die geöffnete Thüre eintrat.

„Mein lieber Freund, Sie kommen wie gerufen!" sagte Herr v. Coucy nach der ersten Begrüßung. „Ich bin in einer heillosen Stimmung, die ich Ihnen nicht beschreiben kann. Lassen Sie uns fortgehen und das Attentat verhindern!"

— „Wo denken Sie hin?" entgegnete Montague; „wie sollten wir dieß zu thun im Stande seyn? Die Würfel sind ausgeworfen; laßt sie rollen wie sie wollen, aber wenigstens unsern Einsatz zurückziehen! . . . Sehen Sie auf die Uhr — es ist halb zwölf, der Streich ist schon gefallen, aber nutzlos, denn das Ganze war . . . eine polizeiliche Spiegelfechterei!"

„Wie? auch Sie wissen schon?"

— „Allerdings," versetzte Montague mit einer kalten Ruhe, welche seltsam von de Coucy's fieberischer Aufregung abstach;

„das Possenspiel ist nun wahrscheinlich vorüber, die Zuschauer gehen erschüttert nach Haus, die Polizei hat jetzt alle Hände voll zu thun und kann in einer halben Stunde hier seyn!"

„Sie sprechen so bestimmt, Paul, so apodiktisch gewiß. Sagen Sie mir um's Himmels willen, wie Sie dazu kommen?"

— „Einfach auf folgende Weise: ich habe erfahren, daß der angebliche Sendling aus Nantes ein Betrüger, jedenfalls ein Mouchard ist. Das ganze Komplott ist von den Tuilerien aus angezettelt, und jener elende Mensch, den wir unterstützten, ist von der Polizei bestochen worden, die Rolle des Mörders zu spielen . . ."

„Und Sie wissen dieß gewiß?" fiel ihm de Coucy in's Wort.

— „Gewißheit habe ich nicht, aber einen Argwohn, der beinahe an Ueberzeugung grenzt!" versetzte Montague. „Lesen Sie einmal diesen Brief hier. Er ist von Bernard, dem Meister vom Stuhl unserer Tochterloge in Nantes. Er zieht ganz in Abrede, irgend etwas von diesem Lefebvre zu treffen, und weist nachdrücklich die Idee zurück, daß er uns einen Rath und Antrag hätte übersenden können, wie ihn jener Mensch in seinem Namen zu überbringen vorgab."

„Wann haben Sie diesen Brief erhalten?"

— „Er kam heute Abend an, als ich ausgegangen war, aber ich fand ihn erst vor einer halben Stunde vor. Ich hatte schon am Tage nach unserer letzten Versammlung an Bernard geschrieben, weil ich jenem Lefebvre unwillkürlich mißtraute, nachdem er so zu sagen der Dämon unseres Clubs geworden war. Ich wollte Allem aufbieten, um dieses Attentat zu vereiteln; allein die Enthüllung kam zu spät, wie Sie sehen!"

Herr v. Coucy überlas den Brief, ergriff dann Montague's Hand und sagte feierlich: „Paul, ich bin nun überzeugt, daß wir verrathen sind. Auch ich bin gewarnt worden erst vor einer Stunde! . . ."

— „Erzählen Sie mir dieß ein ander Mal, und lassen Sie uns jetzt auf Flucht denken, de Coucy!" fiel ihm Montague in's Wort. „Noch sind wir frei und nicht persönlich bedroht, und ich habe Alles zur Flucht eingeleitet. Sobald ich diesen Brief gelesen hatte, eilte ich zu einem Engländer, welcher Pferde verleiht, in der Nähe der elysäischen Felder, und bestellte einen Einspänner mit einem starken Pferde — angeblich um nach Chantilly zu fahren, wo, wie Sie wissen, morgen ein Wettrennen stattfindet. Ich sagte ihm, ich müsse noch heute Nacht hinfahren, weil ich nach einem Rennpferde dort zu sehen habe. Es war eine Nothlüge — aber sie kam mich sauer genug an. Der Einspänner erwartet mich zehn Minuten vor Mitternacht vor meiner Wohnung, und ich kam zu Ihnen, zunächst um Ihretwillen, sodann wegen Fortuné, den ich hieher bestellt habe, damit er uns Bericht über das Attentat abstatte. Er wird in wenigen Minuten hier seyn, und in der Zwischenzeit können Sie das Nöthigste einpacken, und dann wollen wir sogleich fort!"

„Und wohin denn?"

— „In die Bretagne. Es ist eine sichere, abgelegene Provinz, und man kann nöthigenfalls von einem ihrer kleinen Häfen aus leicht nach England entwischen."

„Aber Sie können doch nicht in einem Einspänner dahin fahren?" sagte Coucy unbefangen, als ob der Schwall von neuen Eindrücken ihm das klare Bewußtseyn getrübt hätte.

— „Das ist auch nicht meine Absicht," gab Montague kalt zur Antwort. „Ich habe alle meine Vorkehrungen getroffen.

Allein lassen Sie uns nun keinen Augenblick mehr verlieren; es ist die höchste Zeit. Versehen Sie sich mit Wäsche, nur eine kleine Reisetasche voll, und mit Geld, und dann auf und davon!"

Herr v. Coucy saß noch immer unbeweglich, stützte die eine Hand auf den Kopf und murmelte tief erschüttert vor sich hin: „Unsere Pläne so vereitelt zu sehen! Paris in dieser Weise verlassen zu müssen, wie eine Memme, wie ein Deserteur! durch eine so plumpe List verrathen worden zu seyn!"

— „Kommen Sie!" rief Paul ungeduldig; „es ist jetzt keine Zeit, über Mißgeschick zu klagen. Wo sind Ihre Papiere? Wollen Sie sie nicht verbrennen? Soll ich sie einpacken? oder kann ich selbst etwas für Sie thun?"

„Ach ja, meine Papiere, Sie haben Recht!" stammelte Herr v. Coucy und trat vor eine altmodische Schreibkommode, schloß ein halbes Dutzend Schubladen auf und warf ihren Inhalt mit einem tiefen Seufzer auf den Kaminrost. „Zünden Sie sie für mich an, Paul!" sagte er zu diesem; „ich kann es nicht selbst über mich gewinnen; es geht über meine Kräfte! Die Arbeit von sieben Jahren wird hier in einem Augenblick zerstört!"

— „Es ist ein Auto-da-fé in bester Form," sagte Montague sarkastisch.

Inzwischen begab sich Herr v. Coucy in sein Schlafzimmer und kehrte in einigen Minuten mit einem kleinen Reisesack zurück, den er nur mit der allernöthigsten Wäsche und einigen ihm theuren Andenken an Verstorbene oder Abwesende gefüllt hatte.

„Paul!" hub er plötzlich in wehmüthigem Tone an, „ich habe meine Hausmiethe noch nicht bezahlt!"

— „Bah, Mensch, das können Sie jetzt nicht mehr besorgen. Aber Sie können ja das Geld auf dem Tisch liegen lassen oder noch besser, es vom Lande aus einschicken!“

„Nein, ich will es lieber hier zurücklassen,“ sagte Coucy, zog seine Börse, nahm zehn Goldstücke heraus und wickelte sie in ein Stück Papier, das er an den Hauseigenthümer adressirte und auf dem Tisch liegen ließ. — „So,“ fuhr er fort, „nun ist wenigstens mein Gewissen beruhigt. Sind sie alle verbrannt?“ fügte er hinzu, starrte in die verkohlten Papiere im Kamin und schürte die glimmende Masse wieder auf; — „gut, nun bin ich fertig; wir wollen gehen, und unterwegs sollen Sie erfahren, Paul, was für ein Rettungsmittel sich mir darbietet!“

Leise schlichen die beiden Freunde die Treppe hinab; sie fanden, daß man das Gas schon ausgelöscht hatte, so daß die Treppe in vollkommene Dunkelheit gehüllt war. Am Fuß der Treppe war ein langer, schmaler Hausgang, der auf die Straße hinausführte und ebenfalls vollkommen dunkel war bis auf die nächste Umgebung der offenstehenden Hausthüre.

„Wer sind jene Männer dort an der Hausthüre?“ fragte Herr v. Coucy auf dem untersten Treppensatz und blieb plötzlich stehen.

— „Ein paar Soldaten, die auf eine Köchin oder irgend ein Frauenzimmer warten,“ entgegnete Montague.

„Aber sie haben ihre Bajonette aufgepflanzt!“

— „Allerdings, aber dieß hat nichts zu bedeuten . . .“ sagte Paul, verstummte aber plötzlich, denn es regte sich etwas hinter ihnen, und sie konnten bemerken, daß jemand aus einer Nische der Wand heraustrat.

„Halt! Sie sind Herr von Coucy?“ fragte eine barsche Stimme.

— „Der bin ich allerdings, mein Herr, und wer sind Sie?“ versetzte dieser.

„Daran ist wenig gelegen. Haben Sie die Güte, mit mir nach der Helle dort vorzutreten, damit ich Ihnen einen Verhafts-befehl zeigen kann, denn Sie sind mein Gefangener,“ war die Antwort.

Herr v. Coucy erwiderte kein Wort; er hatte zwar diesen Schlag erwartet, aber nicht so rasch, und er war darauf gefaßt, obschon ihn die beiden letzten Besuche vorübergehend in dieser Fassung etwas gestört hatten. Montague war in einer andern Stimmung. Er wußte, daß ihn höchst wahrscheinlich in seiner Wohnung seine eigene Verhaftung erwartete, und daß er, obschon ein Engländer, leiden würde wie die Uebrigen, weil sein Vergehen ein politisches und jede Einmischung seiner Regierung zu seinen Gunsten vergeblich war. Er wußte aber auch, daß auf das Benehmen der Gefangenen im Augenblick ihrer Verhaftung sehr viel ankam, und um Herrn v. Coucy's willen beschloß er, sich sehr erstaunt und überrascht zu stellen.

„Wie? man will Sie verhaften, lieber Freund?“ rief er und drängte sich zwischen den Sergeanten (denn ein solcher war der Mann, der aus der Wandnische hervorgetreten) und seinen Freund; — „was soll dieß bedeuten? Haben Sie Schulden oder sonstige Verbindlichkeiten? Reden Sie, ich werde Allem aufbieten, um Ihnen die Schmach des Gefängnisses zu ersparen!“

— „Ich danke Ihnen, mein lieber Freund,“ erwiderte Coucy, welcher die Absicht seines Freundes sogleich begriff; „ich weiß in der That nicht, weßhalb ich verhaftet werden soll, und muß diesen Herrn hier selber um Auskunft darüber bitten, die er vermuthlich uns wird geben können!“

„Ich? Keineswegs!“ erwiderte der Sergeant grob. „Sie

sehen, hier ist der Verhaftsbefehl, vom Herrn Polizeiminister selbst unterzeichnet, und dieß ist hinreichend. Sie werden den Grund der Verhaftung schon anderswo erfahren!"

— „Du lieber Himmel, was ist dieß für ein Land!" rief Montague, dem vor Allem daran gelegen war, seinen Freund bei voller Fassung zu erhalten. „So für nichts und wider nichts verhaftet zu werden und nicht einmal wissen zu dürfen, aus was für einem Grunde man Einen verhaftet!"

Der Sergeant mochte wahrscheinlich der Wichtigkeit der ihm übertragenen Pflicht sich bewußt seyn, denn er warf dem Engländer einen Blick höchster Geringschätzung zu und wandte sich dann an Herrn v. Coucy mit den Worten: „Haben Sie die Güte, mein Herr, mir Ihre Wohnung zu zeigen, wo ich Haussuchung vorzunehmen habe!" Hierauf sandte er einen der beiden Soldaten nach einem Fiacre fort, und hieß den Andern, ihm die Treppe hinauf zu folgen.

— „Kommen Sie, Freundchen!" sagte Montague und nahm seinen Gefährten unter dem Arme; „wir werden eine hübsche kleine partie carrée haben. Diese ausgezeichneten Gäste werden uns hoffentlich das Vergnügen schenken, mit uns zu soupiren!" Damit wollte er ihn davon führen, aber der Sergeant faßte ihn am Arm. — „Zurück! Hand weg!" rief Montague unwillig und schüttelte die Hand des Sergeanten ab, welcher nun sagte:

„Mein Herr, Sie können diesen Herrn hier nicht die Treppe hinauf begleiten!"

— „Um Vergebung, ich habe ebenfalls ein Paar Beine, und zwar in trefflichster Verfassung!" erwiderte Montague.

„Sie dürfen aber nicht mitgehen!" rief der Sergeant, dem nachgerade die Geduld auszugehen schien; „Sie haben sich sogleich zu entfernen!"

— „Oho! sachte, sachte, guter Mann!“ sagte Montague kalt und stolz; „wißt Ihr auch, mit wem Ihr sprecht? Erlaubt mir, daß ich mich selber Euch vorstelle! Ich bin ein Engländer und ein vertrauter Freund des ‚großen Palmerston.‘ Wenn Ihr also nicht auch für mich einen Verhaftsbefehl habt, so will ich Euch rathen, in Eurem Betragen gegen mich behutsamer zu seyn, denn sonst wird Palmerston hinter Euch kommen und Euch guillotiniren lassen! — Ich erkläre Euch, daß ich diesen Herrn hier begleite, weil ich überzeugt bin, daß seiner Verhaftung ein Mißverständniß oder eine Namensverwechslung zu Grunde liegt, und weil ich es für nöthig halte, Euren weiteren Schritten anzuwohnen, um die späteren Reclamationen dieses Herrn hier mit meinem Zeugniß zu unterstützen!“

Herr v. Coucy warf seinem Freunde einen bittenden Blick zu, der Sergeant brummte etwas in den Bart, allein Paul kümmerte sich um Beide nicht, sondern zog seinen Freund am Arm die Treppe hinan, und der Sergeant, der ob dieser Kühnheit verblüfft war und halb befürchten mochte, er könnte seine Befugniß überschritten, folgte mit dem Soldaten schweigend den Beiden.

Der Sergeant hatte längst eine brennende Blendlaterne unter seiner Capotte hervorgenommen und der Soldat trug eine Kerze, die er an der Laterne angezündet hatte. Als sie in Coucy's Wohnung traten, zündete der Sergeant die Lampe auf dem Flur an, und zog dann ein Bleistift und Notizbuch heraus. Paul wollte es sich nicht nehmen lassen, die Honneurs des Hauses zu machen, öffnete dem Sergeanten die Zimmerthüre und lud ihn mit der herausforderndsten Höflichkeit zum Eintritt ein.

„Bitte, betrachten Sie sich hier wie zu Hause, mein wackerer Veteran!“ sagte er zu ihm. „Dieß hier ist der Salon oder das

Besuchszimmer meines Freundes. Untersuchen Sie die Schränke und Kommoden dieses Kabinets recht genau, denn ich zweifle sehr, daß Sie hier einen Prägestock oder falsches Geld oder die Kupferplatten von nachgeahmten Banknoten finden werden. Oder fahnden Sie etwa nach irgend einem gestohlenen Schatz? — Bitte, spazieren Sie hier herein! dieß ist das Studierzimmer meines Freundes, wo er seine Papiere aufzubewahren pflegt!" — Die Augen des Sergeanten funkelten bei diesen Worten. „Sehen Sie, dort in jener altväterischen Schreibkommode. De Coucy, Freundchen! geben Sie mir Ihre Schlüssel, wenn ich bitten darf. Hier, mein Herr, öffnen Sie selber diese Schubladen; ihr Inhalt muß ein höchst interessanter seyn — vermuthlich Liebesbriefe und Haarlocken in großer Anzahl und einige Porträts in Miniature!" Und so fuhr er fort, während er sich mit dem Rücken gegen den Kamin stellte, worin die niedergebrannten Papiere noch glimmten. Allein der Sergeant ließ sich nicht irre führen; als er die erste, die zweite Schublade leer fand und vielleicht den Geruch von verbranntem Papier bemerkte, trat er ebenfalls zum Kamin, schob Montague unsanft bei Seite, und griff mit der Hand entschlossen in den verkohlten Haufen des Papiers; allein im Nu schlug eine kleine Flamme wieder auf, und der Sergeant zog mit einem leisen Fluche die Hand zurück.

„Ihr habt die Hand verbrannt, guter Freund, nicht wahr?" fragte Paul lächelnd. „Ja, das hat man davon, wenn man allzu neugierig ist!"

Der Sergeant behauptete eine merkwürdige Ruhe, und machte schweigend eine Notiz über die verbrannten Papiere in sein Schreibbuch.

In diesem Augenblick pochte man an der Thüre und For-

tuné trat todesbleich und verstört ein. Montague eilte sogleich auf ihn zu und erkundigte sich ganz leise nach den Neuigkeiten, die er bringe. Fortuné erzählte alles, was er mit angesehen hatte, und wollte ein düsteres Bild von den Zuständen entwerfen. Allein Paul verwies ihn sogleich mit einem Blick zum Schweigen, und das trübselige Gesicht des Dieners erheiterte sich sogar, als er endlich die Absicht von seines Herrn guter Laune begriff. Plötzlich wandte sich nämlich Montague zu dem Sergeanten und rief ihm in englischer Sprache zu: „Heda, mein guter Sergeant! dieser Herr hier hat trefflichen Bordeaux im Hause; wollen wir nicht zusammen eine Flasche ausstechen?"

Herr v. Coucy, welcher geläufig Englisch sprach, stand ganz verblüfft über dieser neuen Wendung, welche die Frivolität seines Freundes nahm; allein der Unteroffizier achtete gar nicht auf die Bemerkung, und fuhr ruhig mit dem Aufzeichnen seiner Wahrnehmungen fort.

„Aha!" fuhr Montague in derselben Sprache fort und äußerte seine Zufriedenheit durch einen komischen Seufzer, „ich weiß nun gewiß, daß der rauhhäärige Bursche kein Wort Englisch versteht. Ich kenne den französischen Soldaten; mag solch' ein Bursche auch noch so dumm und brutal seyn, so spitzt er doch sogleich die Ohren, wenn er von einem Glase Rothwein hört, und ich schlug daher diesen Weg ein, um ihn auf die Probe zu stellen. Jetzt kann ich Ihnen die Neuigkeiten dieser Nacht mittheilen, mein Freund! Das Attentat ist mißglückt und alle meine Verdachtsgründe bestätigt!"

„Ah!" sagte Coucy bitter; „ich war beinahe darauf vorbereitet!"

„Mein Diener," erzählte Montague, „war so eben Augenzeuge der Verhaftung jenes Grafen, den Sie kennen — ich will

natürlich keinen Namen nennen! — und der Mann, welcher ihn gefangen nahm, war kein Anderer, als jener Eindringling, derselbe, auf welchem mein Argwohn ruhte . . ."

„En route! aufgebrochen!" rief der Sergeant in diesem Augenblicke, da er mit seiner Haussuchung zu Ende war.

Paul sprang auf, als ob ihn eine Viper gestochen hätte, und wollte sich noch einmal in's Mittel legen; allein der Sergeant würdigte ihn keiner Antwort, schickte den Gemeinen voran und erfaßte Herrn v. Coucy an der Schulter.

Smog hatte mittlerweile höchst verächtlich an den Beinkleidern des Sergeanten herumgeschnüffelt, und schien denselben für nichts weniger als einen guten Freund seines Herrn zu halten; als er ihn nun aber gar denselben am Arme ergreifen sah, konnte sich der treue Hund nicht länger halten, sondern packte unter lautem Gebell den Sergeanten an der Wade. Dieser war ohnedieß schon übelgelaunt und stieß nun ganz wüthend mit der Ferse nach dem Thier, um es auf die Schnauze zu treten; allein vergebens. Der zottige Dachshund tanzte ihm um die Beine herum und hatte den Soldaten schon zweimal empfindlich in die Wade gebissen, als sich Herr v. Coucy in's Mittel legte, den Hund zur Ruhe verwies, und dann auf den Arm nahm.

„Sie können den Hund nicht mitnehmen!" rief der Sergeant zornig.

— „Und warum nicht?"

„Weil es nicht erlaubt ist!"

— „Aber eine solche kleine Kreatur, wie dieses Thierchen, kann doch niemanden belästigen!" sagte Paul. „Es ist ja stumm, Herr Unteroffizier, obschon es so laut bellt! Es kann ja den Gefangenen keine Botschaft zutragen, noch den Behörden irgendwie im Wege seyn!"

„Mir einerlei, aber es ist eben nicht erlaubt, sag' ich!" rief der Sergeant donnernd.

— „Aber ich bitte Sie inständig!" sagte Coucy.

„Den Hund herunter, sag' ich, und nun vorwärts!"

Coucy war tief betrübt. „Meinen besten Freund, meinen einzigen Umgang soll ich zurücklassen?" murmelte er. „Jenun, es muß seyn! Paul, mein Freund, wollen Sie sich des armen Thierchens annehmen? Behandeln Sie es gut um meinetwillen!" Dann ergriff er Montague bei beiden Händen, sah ihm wehmüthig in's Gesicht und sprach: „Wir scheiden jetzt, Freund, und wie mich dünkt auf Nimmerwiedersehen!"

Paul vermochte nicht zu sprechen. Jetzt, wo der Augenblick der Trennung da war, versuchte er vergebens heiter und zuversichtlich zu seyn. Die beiden Freunde drückten einander stumm die Hände: dann schleppte der Sergeant Herrn v. Coucy mit sich fort zu dem Fiacre, der unten stand, umgeben von drei Soldaten. Coucy's Ahnung trog ihn nicht: die Thüren eines Kerkers schlossen sich in dieser Nacht hinter ihm, und öffneten sich nie wieder. Doctor Kahn und seine alte Wirthschafterin in der Rue ** warteten bis zu Tagesanbruch vergebens auf ihn.

Eine Stunde nach dieser Trennung fuhren Montague und Smog im schärfsten Trabe auf der Chaussee nach Sceaux und St. Cyr dahin; aber wo war Fortuné? Montague wußte es nicht; er war verschwunden, verschollen. Vielleicht war er unter den eilf Verhafteten, deren der ‚Moniteur' in seiner nächsten Morgennummer erwähnte! Er war von seinem Herrn, als dieser schon auf dem Bocke des Einspänners saß, weggegangen, um in einer Weinschenke um die Ecke ein Goldstück umwechseln zu lassen, und war nach mehr als einer Viertelstunde nicht zurückgekehrt, so daß Montague vermeintlich nicht ohne die größte Gefahr für

seine Sicherheit länger warten konnte. Paul ließ daher einige Zeilen mit den nöthigsten Weisungen für ihn zurück, und zwar in maurerischen Chiffern geschrieben, so daß wenigstens die Richtung und das Ziel seiner Flucht nicht verrathen wurden.

Tief erschüttert von dem Schicksal, welches seinen edlen, wackern Freund betroffen hatte, saß er auf der einsamen nächtlichen Fahrt neben dem treuen Hunde, der winselnd sein Heimweh und seine Sehnsucht nach seinem Herrn kundgab; und Montague dachte mit tiefem Schmerz an das Schicksal, welches de Coucy bevorstand und auch ihm drohte, da ja seine eigene Schuld eben so groß war als die seines Freundes; er dachte an die Gefahren, denen er entgangen war, und machte sich doch wieder bittere Vorwürfe über die Selbstsucht, die ihn sein Heil in der Flucht suchen ließ, während seine Freunde und Mitschuldige im Kerker schmachteten. Er haderte mit dem Schicksal über den leidigen Zufall, welcher ihn durch Coucy's eigenes Zögern gehindert hatte, diesen zu retten.

„Er ist der beste, edelste Mensch, groß von Geist und Charakter," murmelte er vor sich hin; „aber er ist zu weich und human zum Verschwörer!"

Etwa vier bis fünf Meilen von Paris erreichte er vor Tagesanbruch das Städtchen Rochefort, wo er einkehrte, sein Pferd und Gefährt einstellte und sich etwas Essen geben ließ. Dann verlangte er ein Zimmer und Bett, und that, als ob er sich schlafen legte. Allein kaum merkte er, daß das Haus wieder ruhig geworden, so schlich er sich aus dem Hause und wanderte rastlos einer benachbarten, größern Stadt zu, nahm hier einen Miethwagen nach Epernon, setzte sich hier auf die Eisenbahn und fuhr nach Chartres und La Louppe. Hier angekommen, ging er wieder einige Stunden zu Fuße, bis er einen Wagen antraf,

mit welchem er nach Mortagne gelangte. Von dieser Stadt aus nahm er die Diligence bis Rennes, und als er erst einmal in der Bretagne war, dünkte er sich verhältnißmäßig sicher.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Beglückwünschungs-Audienz.

Seine kaiserliche Hoheit Prinz Napoleon geruhten sehr unruhig und sehr wenig geschlafen zu haben, seit Hochdenselben die Nachricht von dem Attentat auf den kaiserlichen Vetter und Herrn eine Partie fine im Palais-Royal verdorben hatte.

Prinz Plon-plon war weder vermöge seiner militärischen Talente, von denen er im Krimmkriege gerade nicht die glänzendsten Proben abgelegt, noch wegen seiner Anhänglichkeit an das Kaiserhaus im Allgemeinen und seinen Vetter Badinguey insbesondere damals so sehr in Gnaden bei Hofe oder so sehr unter den Eingeweihten, daß man ihm Nachricht von dem Handstreiche gegeben hätte, welcher an diesem Abend angeblich gegen den Kaiser hätte gewagt werden sollen, eigentlich und in Wahrheit aber von der kaiserlichen Polizei gegen die geheimen Gesellschaften geführt wurde. Vielmehr hatte Herr v. Maupas und nebst ihm wohl auch mancher Andre von des Kaisers engeren Vertrauten den geheimen Argwohn, der „rothe Prinz", der mit solcher Augenfälligkeit den Republikaner und Demokraten spiele, stehe mit mehren der geheimen Clubs in mehr oder minder inniger Verbindung oder doch in Connivenz, weßhalb Herr v. Maupas wahrscheinlich mit Absicht und Bewußtseyn, um möglicher-

weise Se. kaiserl. Hoheit den Prinzen Plon-plon etwas „auf dem fahlen Roß zu finden," es unterlassen hatte, dem Prinzen einen Wink von den vorauszusehenden Ereignissen dieser Nacht zu geben. Und der Prinz, der sich doch sonst für sehr gut von Spionen und Zuträgern bedient glaubte, aber von keinem derselben einen Wink über das bevorstehende Attentat erhalten hatte, erschrack daher um so mehr, als die Kunde von dem Mordversuch wie eine Bombe in den fröhlichen Kreis von Herren und Damen hereinfiel, den er bei sich sah, und als ihm berichtet wurde, daß auch die verschiedenen Zugänge des Palais-Royal und der anstoßenden Straßen mit Militär besetzt seyen. Natürlich zerstob die kleine Gesellschaft auf diese Nachricht hin, und der Prinz versuchte niemand zurückzuhalten, da seine eigenen Gedanken durch diese Kunde unwillkürlich etwas ernster und nach verschiedenen Seiten hin zu gewichtigen Reflexionen angeregt wurden.

Es ist selbst für einen kaiserlichen Prinzen, und wenn er sich noch so großer Popularität in den Faubourgs und bei den Damen der Halle erfreut, keine besonders ermuthigende Aussicht, daß bei einem Streiche gegen die geheimen Gesellschaften möglicherweise Aufzeichnungen, Briefe oder auch nur Aeußerungen zu Tage kommen könnten, die ihn mittelbar oder unmittelbar kompromittiren möchten, denn der Satan ist ein Schelm, und konnte doch trotz aller Vorsicht des Prinzen und seines Sekretärs einmal ein Papier oder eine verdrehbare Aeußerung in die unrechten Hände gespielt haben. Und Prinz Plon-plon kannte seinen Vetter Kaiser genugsam, um ihm den übrigens berechtigten Egoismus zuzutrauen, er könnte je nach Maßgabe der Umstände dem rothen Prinzen die Weisung zugehen lassen, in einem solchen Falle auf der Citadelle von Ham oder sonst irgendwo fern von Paris über einen solchen falschen Tritt nachzudenken, was

für einen lebenslustigen unvermählten Prinzen mit einer schönen Apanage durchaus nicht angenehm gewesen wäre.

Ja diese Eventualität rückte dem Prinzen Plon-plon sogar scheinbar um ein verzweifelt gutes Stück näher. Als er sich nämlich in Eile seine breite Napoleonsstirne in Eiswasser und Eau de Cologne gebadet, um sich die Champagnerdünste etwas zu vertreiben, und in seine Uniform geworfen hatte, um nach den Tuilerien zu fahren und dem Kaiser seinen Degen zur Verfügung zu stellen, trat der Oberst D., einer der Adjutanten des Kaisers, bei ihm ein, und bedeutete ihm, daß er von Seiner Majestät abgesandt sey, den Prinzen von der wunderbaren Rettung Seiner Majestät zu benachrichtigen und Seiner kaiserl. Hoheit mitzutheilen, daß Seine Majestät in der Nacht noch mit allzu wichtigen politischen Akten beschäftigt sey, um die Glieder seiner Familie empfangen zu können; daß Seine Majestät dagegen am Morgen sich freuen werde, alle erlauchten Häupter seiner Verwandtschaft um sich versammelt zu sehen, — eine Meldung, welche Oberst D. auch Seiner Majestät dem Könige Jerome von Westphalen zu überbringen den schmeichelhaften Auftrag habe.

Prinz Napoleon bestand zwar anfangs darauf, dem Kaiser seine beeiferte Ergebenheit und sein Wonnegefühl über die Rettung Seiner Majestät noch in der Nacht zu Füßen zu legen, allein der Oberst erkühnte sich dieß auf solch' bestimmte Weise zu widerrathen, daß der Prinz davon abstand und den Adjutanten mit der größten Artigkeit entließ. Sobald er aber wieder allein war, konnte er sich nicht enthalten, etwas verdüstert und gedankenvoll im Zimmer auf und ab zu gehen und einige kleine Monologe zu halten, wie z. B.: „Was heißt dieser späte Besuch des Adjutanten? Bin ich verdächtig? Bin ich confinirt? Sollte

wirklich irgend ein verwünschter Zwischenfall einen schlimmen Schein auf mich geworfen haben? Man munkelt schon seit einigen Monaten von neuen Umtrieben, aber ich habe nichts damit zu schaffen gehabt, und dieses Attentat kommt mir ganz unerwartet und ungeschickt, ꝛc. ꝛc."

Hierauf wollte der Prinz wieder Civilkleider anlegen und ausgehen, um in Cafés oder bei Bekannten etwas Näheres über die Vorgänge des Abends zu erfahren: allein reiflichere Erwägung brachte ihn von diesem Gedanken ab in der Ueberzeugung, daß Herr v. Maupas, der nicht zu den Gönnern oder Günstlingen des rothen Prinzen zählte, sicher schon dafür gesorgt haben werde, daß ihm kein Schritt des Prinzen Plon-plon begegne, und daß, im Fall irgend ein Argwohn auf ihn weise, dieser nächtliche Gang in die Stadt den Prinzen noch weit mehr verdächtigen würde. Er zog also vor, einen seiner vertrautesten Diener und seinen Sekretär auf Kundschaft in die Stadt zu schicken, und sich zu Bette zu begeben, obschon eine gewisse innere Unbehaglichkeit und Unruhe ihm nicht eben die süßesten Träume versprach.

Allein auch die bängste Nacht nimmt ein Ende, und beim Erwachen fand der Prinz nicht nur seine eigenen Leute seiner gewärtig, sondern noch einige beeiferte Schützlinge vom Civil und Militär, die vor Begierde brannten, ihm das Erschaute und Gehörte über das wichtige Ereigniß des vergangenen Abends mitzutheilen.

Aus Allem aber, was Prinz Napoleon auf diese Weise hörte und in einen gewissen Causalnexus zu bringen bemüht war, glaubte er die Ueberzeugung gewinnen zu können, daß der Streich ein vorhergesehener, wo nicht begünstigter war, denn der Aufwand von Militärmacht und die Folgenlosigkeit des verunglückten Attentats vergewisserten ihn, daß Polizei und Militär auf das

Attentat gerüstet gewesen, und daß man dasselbe, wann man es nicht als ungefährlich für das Leben des Kaisers gekannt hätte, leicht zu verhindern vermocht haben würde. Und da ferner keine der Morgenzeitungen davon sprach oder auch nur eine Andeutung erhielt, so sah der Prinz darin eine augenfällige Bestätigung seines Argwohns.

Nun die dringendste persönliche Gefahr für den Prinzen beseitigt war, kehrte auch ein gut Theil seines Leichtsinns und Uebermuths schleunigst zurück, und er machte in einem und demselben Athem faule Witze über das Attentat und bemitleidete die Narren, welche sich hatten von der Polizei in's Garn locken lassen. „Die armen Wachteln! sie begriffen nicht, daß man sie mit ihrem eigenen Lockrufe köderte!" sagte er mit einer seltsamen Lustigkeit, die noch etwas erzwungen klang. „Und es waren nicht die schlechtesten von den Ouvriers und Studenten, die sich dazu hergaben. Es waren wenigstens Männer der That." (Und in Gedanken mochte der Prinz hinzusetzen! ‚Leute, die ich ein Mal bei schicklicher Gelegenheit besser hätte verwenden können!') „Haben wohl viele Verhaftungen stattgefunden?"

„Man spricht von einigen Hunderten," entgegnete der Sekretär; „auch sind es nicht blos Ouvriers, sondern auch Leute von Stande. Man spricht von dem Baron von Coucy und einem andern ehemaligen Deputirten von 1848, sowie von den Mitgliedern eines geheimen Clubs, der sich den Orden der jungen Freimaurer nannte und von dem der Anstoß zu dem Attentat ausgegangen seyn soll."

— „Die jungen Freimaurer?" wiederholte der Prinz nachdenklich; „diesen Namen höre ich zum ersten Male, aber er ist nicht schlecht gewählt. Und was für eine Tendenz hatte dieser Club?"

Der Sekretär zuckte die Achseln. „Offenbar eine sehr extreme und socialistische, denn man erfährt nichts Näheres über ihn," gab er zur Antwort; „die Polizei ist merkwürdig schweigsam und verschlossen über ihren Fang, was doch sonst ihre Sache nicht ist, so daß man meinen möchte, sie sey mit ihrem Erfolg nur halb zufrieden!"

„Ah, das ist sehr möglich — entweder war das Netz nicht groß genug, oder es gingen nicht alle Wachteln auf die Locke!" entgegnete der Prinz mit ironischem Lachen; „man kennt nachgerade die Vogelstellerkünste des Herrn v. Maupas, und sieht die Fäden. Was einmal gelang, gelingt nicht immer zum zweiten Mal. — Aber wie ist Paris? wie sieht es in den Faubourgs aus, in den Ateliers? Feiern die Arbeiter?"

— „Keineswegs," berichtete ein Anderer; „alle Läden sind geöffnet, in allen Werkstätten wird gearbeitet; außer den Chiffonniers und den Gamins war heute früh niemand auf den Beinen."

„Gestern Abend soll es im Faubourg St. Antoine sehr kritisch ausgesehen haben," bemerkte ein dritter Herr; „man bemerkte Gruppen, die sich leise und lebhaft unterhielten, — das gewöhnliche Vorspiel von Zusammenrottungen. Einige Individuen, welche sich herzudrängten und von den Arbeitern für Mouchards gehalten wurden, bekamen tüchtige Schläge. Aber sobald verstärkte Patrouillen auf der Scene erschienen, verschwanden die Gruppen mit Einem Schlage, und es ging wie ein Lauffeuer durch das ganze Arrondissement, daß an der Place du Trône Reiterei und Artillerie halte."

— „Und das Quartier-latin und die polytechnische Schule?" fragte der Prinz gespannt.

„Unter den Studenten soll es zu einigen Demonstrationen

gekommen seyn, als sich im lateinischen Viertel das Gerücht verbreitete, der Kaiser sey erschossen," berichtete der Sekretär; „man hörte die Rufe: A bas Badinguey! Vive la république! aber die Rufe wollten nicht zünden, und man hat nicht viel Studenten verhaftet. Die Polytechniker aber blieben ruhig!"

— „Sie haben feinere Nasen als die Bengel aus den Werkstätten, die nur ihre Fäuste erproben wollen," sagte der Prinz ironisch; „mich freut es, daß die Studenten und Zöglinge der polytechnischen Schule weggeblieben sind; sie geben gewöhnlich das Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung, und sind nun für ein ander Mal nicht verschüchtert. Und von den Ausländern, den Polen, den Deutschen, den Italienern hörte man nichts?"

„Das Ganze schien vereitelt zu seyn, als man den Kaiser wohlbehalten von der Oper wegfahren sah," sagte ein Offizier in Civil. „Ich stand mit meinen Leuten in der Nähe, ganz schlagfertig, wir hatten unsern Soldaten auf Befehl Branntwein und Wein gereicht, und sie brannten vor Begierde, über die pekins und gamins herzufallen. Wir hatten bei jeder Compagnie einen Wagen mit den antibarricades, den mobilen Schilden, und waren so gut vertheilt, daß wir auf den ersten Kanonenschuß alle Straßenkreuzungen besetzt hätten. Allein ich sah auch nicht die leiseste Spur von Trotz von Seite der nach Hause eilenden Menge, und hörte nur ganz in der Ferne gegen den Montmartre hin den vereinzelten Ruf: ‚Vive la république!' und ‚Aux armes, citoyens!' — Ah, die Pariser von heute sind Schlafmützen geworden; und ich bin daher mehr als je überzeugt, daß keine Revolution mehr in Frankreich gelingen wird, als eine militärische. Die Geschichte weist zur Genüge aus, daß nur die Militär-Revolutionen zu allen Zeiten erfolgreich gewesen sind," setzte er mit einem sehr bedeutsamen Blicke auf den Prinzen hinzu.

Allein Prinz Plon-plon hatte offenbar in diesem Augenblicke nicht Lust, einen solchen Wink zu verstehen und gebührend zu würdigen, sondern geruhte sich jetzt zu erinnern, daß er zum Lever in den Tuilerien erwartet werde, und entließ daher seine Anhänger mit dem artigsten Danke für ihre Beeiferung und mit der Bitte, ihn von allen etwa verlautenden näheren Umständen und genaueren Ermittelungen zu unterrichten.

Der Prinz hatte sich schon in Gala-Uniform geworfen und gefrühstückt, als ihm General J. gemeldet wurde, einer der wenigen höheren Militärs, die sich dem Prinzen näherten. General J. galt für einen Demokraten und deßhalb für zurückgesetzt — obwohl er den Grund seiner Ungunst besser kannte: er war nämlich ein gewandterer Intriguant als Soldat, ein enragirter Spieler und Roué und in sehr zerrütteten Verhältnissen, auch bei den Offizieren seiner Brigade nie beliebt gewesen. Da er aber den Namen einer angesehenen alten Familie führte, so hatte man ihn einstweilen nur etwas beiseite gerückt, denn es war ja Grundsatz des zweiten Kaiserreichs, mit den historischen Namen nicht zu brechen, sondern möglichst viele glänzende Namen der alten Geschlechter an den neuen Hof zu ziehen. Man begnügte sich daher damit, den „excentrischen J.", wie man ihn entschuldigend nannte, auf einem Bureau des Kriegsministeriums zu beschäftigen, wo er am besten zu überwachen war. General J., ein angehender Sechsziger, kurz und stämmig, war für sein Alter noch ziemlich rüstig und mobil, und schloß sich noch mit vieler Hingebung der lustigen Tafelrunde an, welche Prinz Napoleon hielt, und bei welcher namentlich im Trinken und in Calembourgs von einem gewissen Fumet Außerordentliches geleistet wurde; und da J. von einer sehr bedeutenden potatorischen Kapazität und liebenswürdigen Ruchlosigkeit war und einen Scherz vertrug, auch

wann derselbe nicht gerade attisches Salz enthielt, so war er bei dem Prinzen beliebt und durfte sich ab und zu auch ein freies Wort erlauben, so daß er, weil ihn der Prinz in Momenten guter Laune seinen „Falstaff“ nannte, den Prinzen hinter dem Rücken seinen Heinz hieß.

„Ah, sieh' da, mein alter J.!“ rief ihm der Prinz in seiner muthwilligsten Laune entgegen; „Sie haben wohl heute Nacht ebenfalls Ihre Division gegen unser armes Volk geführt? Nun, wie viel Barrikaden haben Sie erstürmt, wie viel arme Blousenmänner zu Spitzkugeln begnadigt?“

— „Ich, Hoheit? gottlob keinen einzigen,“ versetzte der General und suchte dem Prinzen in den Augen zu lesen: „Ich hatte ein Rendez-vous mit einer allerliebsten kleinen Deutschen, die erst seit einigen Tagen hier ist und eine Gouvernantenstelle sucht, — ein reizendes Mädchen, mein Prinz! ein wunderhübscher Balg und noch so unverdorben, von einer wahrhaft entzückenden polizeiwidrigen Naivität . . .“

„Halten Sie ein, Papa J.! oder ich berste vor Lachen!“ rief der Prinz lustig; „man kennt Ihre Eroberungen. Wenn man Sie hört, so sind es lauter Mädchen, die noch kaum ihre erste Communion gethan haben, und besieht man sich diese Jungfrauen dann genau beim Licht, so tanzen sie schon den zügellosesten Cancan auf der Chaumière! Also eine Deutsche? eine Gouvernante? brachte sie keine Zeugnisse von der Mutter Laubober in Strasburg mit?“ Und er lachte laut auf.

— „Ja, lachen Sie nur, mein Prinz, und zweifeln Sie meine Eroberung an,“ entgegnete J. gutmüthig; „aber wann Sie sie erst gesehen haben, werden Sie aus einem andern Tone pfeifen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

„Sehr weise gesprochen, Papa J.! und vor lauter Schäferstündchen haben Sie also das Attentat verschlafen?"

— „Im Gegentheil, mein Prinz, ich bin durch den verwünschten Allarm gerade in meinen zärtlichsten Werbungen gestört worden," entgegnete der General. „Ich wollte hieher eilen, allein ich fand die Posten verdoppelt, und in der Nähe der Treppe standen einige Herren in sehr eleganten Paletots, die sicher nicht Flanirens wegen da waren, und während ich mir noch das Terrain recognoscirte, fuhr ein Hofwagen mit dem Obersten D. an und machte mir beinahe etwas bange, denn ich fürchtete kaum etwas Anderes, als eine Art Vorladung vor einen Familienrath."

„Sehr gütig! Sie muthmaßten also, Papa, ich habe bei der Emeute ein wenig die Hand im Spiele gehabt?"

— „Oder vielmehr Sie seyen darum beargwöhnt worden, denn wenn man den Besuch des Obersten D. in solch' tiefer Nacht des conventionellen Deckmantels entkleidet, so lief er wohl im Grunde auf nichts anderes hinaus, als auf einen Versuch, sich zu überzeugen, wo denn Seine kaiserliche Hoheit der rivalisirende Prinz und Vetter stecke, während draußen möglicherweise der Aufstand beginne. Sind Sie nicht auch dieser Meinung, mein Prinz?"

„Nun ja, etwas Aehnliches habe ich mir allerdings auch gesagt," erwiderte der Prinz. „Allein so plump und thöricht würd' ich mich nicht haben fangen lassen, auch wenn ich um die Sache gewußt hätte, was aber auf Ehre nicht der Fall war. Vielmehr bin ich überzeugt, daß man nur einen falschen Allarm erhob, um wo möglich die letzten Reste der geheimen Clubs mit Stumpf und Stiel auszurotten!"

„Gewiß, es ist eine erwiesene Thatsache, daß die ganze

Geschichte angezettelt war. Ich sprach heute früh einen Augenzeugen, der darauf sterben will, daß die Pistole, die der arme Teufel von Marterholz abfeuerte, nicht geladen war. Mein Gewährsmann will es am Knall erkannt haben, und er ist ein geübter Pistolenschütze. Es sey eine plattläufige Reiterpistole und mindestens mit 20 Grammes Pulver geladen gewesen. Auch habe der Kaiser offenbar unter dem Frack sein Panzerhemd von Stahldraht getragen, wie aus seinem etwas unbehülflichen Gang und der linkischen Haltung der Arme hervorgegangen sey. Sein ganzes Air habe beinahe muthmaßen lassen, daß er den Knall erwartet . . ."

„Echtes pariser Geklatsche!" fiel ihm der Prinz mit geringschätzigem Lächeln in's Wort; „man riecht meilenweit, daß Ihr Gewährsmann im vorliegenden Fall ein Legitimist oder ein armer Journalist ist. Das ist die Tonart, über welche man in den Salons des Faubourg St. Germain Variationen spielt, oder in welcher man die Correspondenzen in der Indépendance oder im Journal de St. P. abfaßt! Die armseligen Narren! sie wollen aus meinem Vetter nun auch noch einen schlechten Schauspieler machen, und doch hätten die Bourbonen von ihm zu lernen. Unter ihnen allen, außer Philippe la Poire, war kein einziger, den ich auch nur zum Präfekten des kleinsten Departements tauglich fände! — Elende Hohlköpfe! der Kaiser mag seyn wie er will, aber selbst der Neid wird zugeben müssen, daß er die Franzosen zu bearbeiten, zu beurtheilen und zu führen versteht, wie kein Anderer vor ihm! Ich selbst gestehe, daß er mich überrascht hat durch die thatsächliche und wohl ausgebeutete Entdeckung, daß man die Franzosen für sich gewinnen kann, wann man ihnen nur etwas Gloire, viel liebenswürdige Liederlichkeit und Schwelgerei und etwas äußeren Flitter und innere Ruhe gibt!

Wir haben davon Akt genommen für gewisse Eventualitäten! Und so ist auch der Handstreich von gestern Abend nicht so schlecht angelegt als vielleicht deßhalb mißlungen, weil man zu weit ausgreifen wollte! Qui trop embrasse mal étreint!" *)

— „Sehr wahr, mein Prinz! man staunt über Ihren Scharfblick!" . . .

„Plumpe Schmeichelei, alter Papa J.! aber Sie sind ja ebenfalls in Gala, um zur Gratulationscour zu fahren! Allons, ich nehme Sie im Wagen mit!" —

In den Tuilerien waren schon alle Salons und Galerien gefüllt mit Gesandten, Ministern, Marschällen, Generälen, Senatoren, hohen Geistlichen und Beamten, Hofschranzen und andern Spitzen der Gesellschaft. Die Gesichter waren in die ernsthaftesten, feierlichsten, erbaulichsten Falten gottesfürchtiger Dankbarkeit gelegt, um die wunderbare Rettung aus solch augenscheinlicher Todesgefahr zu preisen, und man flüsterte nur fromme Dankesworte oder verdammte halblaut in den stärksten Ausdrücken das niederträchtige Treiben der Rothen und ihrer geheimen Clubs.

„Man muß ein Exempel statuiren," war der ewige Refrain, als gebe es noch kein Cayenne und Lambessa.

Der Mann des Jahrhunderts, der Europa vor der Revolution gerettet, erschien, um die Glücks- und Segenswünsche seiner Getreuen entgegenzunehmen. Lag auch in dem sonst trüben Auge heute ein sieghafter Glanz, spielte auch ein Lächeln um seine Lippen, die emsig bemüht waren, überall ein verbindliches Wort zu spenden, so zuckte doch noch etwas wie Verstimmung oder Sorge um die Falten seiner Stirne, und man hätte vermuthen können, er wolle die leere Ceremonie möglichst

---

*) Wer zu viel auf einmal anfaßt, umspannt es schlecht.

schnell beendigen, so rasch und cursorisch behandelte er diese Audienz.

Dem Prinzen Napoleon entging nicht, daß diese räthselhaften Augen des Kaisers ihn heute ungewöhnlich scharf fixirt; er hatte in dem frostigen gezwungenen Lächeln der Kaiserin und in den lauernden Blicken des Polizeiministers etwas wie geheimen Argwohn gelesen, allein dennoch wußte er sich sicher. Ein bedeutsamer Blick der Prinzessin Mathilde hatte ihm diese Ueberzeugung gegeben, und all' seine Laune wiedergebracht.

„Geben Sie Acht, Papa J., ich werde Herrn v. Maupas ärgern," flüsterte er diesem zu, und machte dann die Runde unter den hohen Würdenträgern, bis er zu dem Polizeiminister kam.

„Gestatten Sie mir, Excellenz, Ihnen den Zoll meiner Bewunderung zu Füßen zu legen," redete er ihn an und seine dunklen Augen blitzten vor Ironie.

„Weßhalb, kaiserliche Hoheit, wenn ich mich erkühnen darf zu fragen?" fragte Herr v. Maupas mißtrauisch.

— „Wegen der ungemeinen Natürlichkeit, womit Sie Se. Majestät vorhin über deren Rettung beglückwünschten," entgegnete der Prinz; „man erzählt sich doch von den beiden Auguren, die sich auf der Straße begegneten . . ."

— „Ah, mein Prinz! Sie thun mir große Ehre an, indem Sie mich für einen Seher halten," versetzte der Polizeiminister; „aber meiner Treu, kaiserliche Hoheit, es gehört nicht viel Sehergabe dazu, um zu bemerken, daß gewisse Leute dem Zufall eine stolze Kerze schuldig sind, weil das Mißglücken eines Attentats, das ihnen hätte möglicherweise Vortheil bringen können, sie nicht gerade kompromittirt hat."

Damit verneigte er sich vor dem Prinzen, der sich mit einiger Verblüffung entfernte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein Familien-Rath.

Das Schloß Beaufort war nur ein geräumiges Landhaus, kaum so groß, als der Herrensitz auf manchem deutschen Edelhofe; allein der kleine Herr v. Beaufort pflegte, wie in Allem, so auch dann den Mund voll zu nehmen, wenn er von dem Schlosse seiner Väter sprach. Die Familie Beaufort gehörte zwar zu dem alten französischen Adel und rühmte sich sogar einer gewissen entfernten Verwandtschaft mit der herzoglichen Linie dieses Namens, aber ihr Ahnenschloß war sehr unbedeutend, und bedurfte dringend der umfassendsten Reparaturen, die je länger desto nothwendiger, aber auch desto unmöglicher wurden, weil das Vermögen von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr herunter kam. Herr und Frau v. Beaufort hatten jedoch ihr Möglichstes gethan, um es elegant, wenn auch nicht prächtig zu machen. Ein Theil des sogenannten „Parks", der aber eigentlich nichts andres war als eine große, mit Alleen und Bäumen umgebene Wiese, war von dieser durch eine Hecke abgezäunt und mit Wegen ausgelegt und in einen sehr hübschen französischen Blumengarten verwandelt worden, welcher für das Auge um so wohlthuender war, als das Haus selbst von außen trübe, räucherig und schmutzig aussah. Auch hatte man vor dem Schlosse einen großen Thorweg mit zwei Thürmchen angebracht, welcher größere Erwartungen auf das Innere erweckte.

Der große Salon oder das Empfangszimmer hatte einen schönen, reichen Parquetboden, welcher stets frisch gebohnt erhalten wurde, so daß man der kostbaren Fußteppiche entbehren konnte. Die alten reichgeschnitzten Möbeln waren aufpolirt und neu überzogen, so daß sie im Verein mit den Portièren über den Thüren und den Fenstergardinen einen hübschen, freundlichen Eindruck machten. Ein Speisesaal und ein Billardzimmer, beide von unbehaglicher Kahlheit, waren die einzigen anderen Zimmer, welche der ganzen Familie gemeinsam dienten; allein zur Entschädigung hiefür hatte jedes Mitglied der Familie neben seinem Schlafzimmer oder Kabinet noch ein hübsches, trauliches Wohnstübchen, woselbst es, wenn man nur unter sich war, beinahe den ganzen Tag zubrachte.

Paul Montague hatte Wort gehalten und der Familie Beaufort einen Besuch abgestattet, indem er von Paris aus zu ihnen flüchtete. Es war am zweiten Tage nach seinem Eintreffen, als die kleine Madame de Beaufort im Salon in einem Lehnstuhle saß und eine ihr gegenüber sitzende alte Dame betrachtete, welche etwas engherzig und knauserig, mürrisch und verblüht aussah, ganz in Schwarz gekleidet aber ein Muster von tadelloser Reinlichkeit war. Ganz am Ende des Zimmers saß nahe beim Fenster ein junges Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, das man nicht gerade hübsch nennen konnte, weil die Züge des stark brünetten Gesichts nur ein verjüngtes Conterfei von denen des Herrn v. Beaufort zeigten, das aber dennoch nicht unangenehm war, weil von Zeit zu Zeit ein rasch aufblitzender Ausdruck von Fröhlichkeit und Muthwillen das dunkle Antlitz verklärte. Das junge Mädchen war so eben in ein Buch vertieft, allein seine Aufmerksamkeit mochte nicht so ganz und gar davon in Anspruch genommen seyn, denn ab und zu blickte die Kleine mit einem

Lächeln auf und mit einem unbewußten Erröthen nach dem Garten hinaus.

„Und was halten Sie von Mr. Montague, liebe Schwägerin?“ fragte Frau v. Beaufort die Stiftsdame.

Die beiden älteren Frauen wähnten, Clothilde sitze ihnen zu ferne, um ihre Unterhaltung zu hören; allein einem aufmerksamen Beobachter wäre nicht entgangen, wie bei Erwähnung des Namens von dem Engländer Clothildens Blicke von ihrem Buch nach der jenseitigen Ecke hinüber schweiften.

— „Ich halte ihn für einen ganz charmanten jungen Mann,“ erwiderte die schwarzgekleidete Kanonissin leise, aber in trockenem, dogmatischem Tone. „Seine Manieren sind sehr convenabel für einen Engländer, und seine Unterhaltung ist sehr angenehm. Allein ich fürchte, meine liebe Schwägerin, Herr Montague ist allzu sehr Weltmann, um sich positiv in ein so junges Mädchen wie Clothilde zu verlieben. So jung er auch noch ist, so hat er doch schon eine Nonchalance und eine Gewandtheit des Benehmens, die mich überraschen und betrüben.“

„Und doch,“ wandte die kleine Baronin ein und arbeitete emsig an ihrer Stickerei, — „und doch findet man meines Erachtens gerade unter diesen Männern der großen Welt oft die eifrigsten Bewunderer dieser jungen, frischen Wesen, die so unschuldig und unbefangen und so ganz und gar nicht mit demjenigen vertraut sind, was solche Herren am meisten treiben.“

— „Zu diesem Schluß bin ich durch meine lange Erfahrung nicht gelangt,“ erwiderte das Stiftsfräulein v. Beaufort herb. „Aber außerdem betrachte ich in der That mit Entsetzen den Plan, Clothilden einem Ketzer und einem Ausländer aufzuopfern, wie angenehm derselbe auch immer seyn mag!“

Frau v. Beaufort stieß einen leichten Seufzer aus. Dieß war der Punkt, an welchem beider Ansichten schon seit dem Tage auseinander gingen, wo der Plan dieser Heirath zum ersten Mal aufgetaucht war, und sie wußte wohl, wie furchtbar eigensinnig ihre alte Schwägerin in Sachen der Religion seyn konnte. Allein das Stiftsfräulein war eine passionnirte Heirathsstifterin, und ihre kleine Schwägerin wußte dieß und setzte ihre Hoffnungen darauf.

„Aber Madame," versetzte sie, „wir werden wohl kaum wieder eine Parthie finden, welche vom pecuniären Gesichtspunkte, der am Ende doch der wichtigste ist, für Clothilden so günstig wäre. Denken Sie nur an die Anwartschaft auf eine jährliche Rente von hunderttausend Franken!"

Die schwarzen Augen der Stiftsdame blitzten bei der Erwähnung dieser Summe. Eine vage Vision von einer eigenen Equipage und einer unbeschränkten Menge Roben von Moire-antique in Paris anstatt dieses Lehnstuhls und des stark getragenen schwarzseidenen Kleides stieg vor dem Geiste einer Frau auf, welche durch die profanste und weltlichste Beschäftigung in der Welt: das Heirathsstiften, zur Habsucht und Lüsternheit versauert war.

„Ah! wenn dieß gewiß wäre, meine Liebe," entgegnete sie rasch, „so würde ich meine Einwilligung nicht versagen. Allein ich habe einige Erfahrungen in solchen Dingen erlangt und weiß daher, daß über nichts so große Irrthümer und Uebertreibungen im Schwange gehen, als über das Vermögen der Leute."

Die kleine Baronin seufzte abermals, sie wußte wohl, daß die Stiftsdame trotzdem ganz darauf erpicht war, den Engländer für ihre Nichte einzufangen, daß sie ihre Bedenklichkeiten nur

geltend machte, um ihren Ruf von Umsicht und Schlauheit in solchen Dingen zu befördern, und sie fühlte, daß die leidenschaftliche Heirathsstifterin nun ein specielles Interesse hatte, welches alle ihre früheren weit übertraf. Sie erwiderte daher, um die Gegnerin zu entwaffnen, gleichmüthig: „Wenn Sie aber so sehr gegen diese Heirath eingenommen sind, meine Liebe, so würden wir vielleicht besser thun, unsern Gast so bald wie möglich wieder los zu werden, denn es wäre nicht klug noch recht, Clothildens Interesse für einen Mann zu erwecken, mit dem sie doch niemals vereinigt werden kann."

„Madame, Sie wollen mich nicht verstehen, wie es scheint," entgegnete die Stiftsdame. „Ich war gar nie ganz entschieden gegen diese Verbindung eingenommen; ich habe mich niemals in dieser Weise geäußert. Vielmehr, obschon er ein Ausländer ist, obschon wir über seine Familie und sein Vermögen nichts Gewisses wissen, obschon er — was das Schlimmste von allem — ein Ketzer ist, kann und will ich gar nicht die Vortheile in Abrede ziehen, welche eine derartige Verbindung für Clothilden darbietet. Ich mache blos den Vorschlag, wir sollen erst genauere Erkundigungen anstellen und unsern Entschluß nicht übereilen. Ich verlange nur, daß Herr v. Beaufort in billiger Rücksicht auf meine Nichte alle seine Freunde und Bekannte über die Verhältnisse des jungen Engländers aushole. Ich bedinge mir nur aus, daß man mir Zeit gebe zu beobachten, mich zu erkundigen, mir die Sache zu erwägen, ehe man mich um meine Meinung fragt!" setzte sie mit einer kalten Würde hinzu, strich damit die Falten ihres schwarzen Seidenkleides glatt und richtete sich in ihrem Lehnstuhle auf.

— „Dieß Alles wird aber vergeblich seyn, wenn wir Herrn

Montague keine Gelegenheit geben, eine Neigung für Clothilde zu fassen," warf Frau v. Beaufort ein.

„Hierüber dürfen Sie außer Sorgen seyn, meine Liebe," gab die Stiftsdame zur Antwort. „Meine Erfahrung setzte mich in den Stand, schon gestern Abend bei unserer ersten Begegnung meine Wahrnehmungen zu machen. Ich beobachtete deutlich eine Verlegenheit bei dem jungen Mann, welche unzweifelhaft nur Ergebniß der Bewunderung und einer angenehmen Ueberraschung von seiner Seite war. Herr Montague muß als Mann von Welt unfehlbar die Absicht durchschaut haben, in welcher Ihr Gemahl ihn hieher einlud. Er kann sich nicht einbilden, daß es nur um des Genusses seiner Gesellschaft willen sey. Daher seine Freude, als er an seiner Zukünftigen so viele jugendliche Frische und Schönheit, gepaart mit aller Anmuth und Eleganz einer vortrefflichen Erziehung, entdeckte."

— „Wie steht es aber mit Clothilden?"

„Meine Liebe, sie ist noch ein Kind. Dieser Engländer ist der erste Herr, der je hier sich aufgehalten hat; sie muß sich unfehlbar zu ihm hingezogen fühlen. Ueberdieß setze ich ein besonderes Vertrauen in Clothilde. Sie ist von mir allzu gut in Demjenigen unterrichtet worden, was sich für ein junges Mädchen schickt, um sich in einer solch' hochwichtigen Angelegenheit den Wünschen ihrer nächsten Anverwandten zu widersetzen. Sie würde nie die Effronterie gehabt haben, sich einzubilden, daß man sie um ihre Meinung fragen müsse."

— „Wohlan, so wollen wir sie ein wenig ausholen," sagte die kleine Baronin. „Clothilde, mein Kind, was liesest Du denn?"

Das Mädchen erröthete und versetzte stammelnd: „Ich übe mich im Englischen, liebe Tante!"

Die beiden älteren Damen warfen sich einen bedeutsamen Blick zu und die Kanonissin rief: „Komm' hieher, mein Kind!"

Clothilde, welche nicht wußte, was nun kommen würde, zwang sich, auf die alte Dame zuzuspringen und ihr jenen Kuß auf die Stirne zu drücken, mit welchem man in französischen Familien alle Tage so freigebig ist, als ob man durch den Schein einer innigen Zärtlichkeit der Familienglieder unter einander den Mangel an deren Wesen und Wahrheit ersetzen wollte.

„Liebst Du die englische Sprache, meine Liebe?" fragte die Stiftsdame, nachdem sie den Kuß würdevoll hingenommen und erwidert hatte.

— „Ei gewiß, beste Tante, ich liebe sie sehr."

„Und glaubst Du, Du könntest auch an den Engländern selbst Gefallen finden, meine Liebe?"

— „Ganz gewiß, ja!" entgegnete Clothilde erröthend und kichernd, und setzte dann, weil sie zu viel gesagt zu haben wähnte, hinzu: „das heißt, wenn sie alle so hübsch und artig und lieb sind, als unsere gute Miß Jones, die wir in Rennes gekannt haben!"

Diese Miß Jones war eine Sprachlehrerin, eine sauertöpfische alte Jungfer, welche der unglücklichen Clothilde unter Ach und Weh einige englische Haupt- und Zeitwörter eingepaukt hatte; allein junge Damen dürfen in Frankreich keinerlei Abneigung haben, und müssen wenigstens äußerlich Engel seyn.

„Ei nun, meine Liebe," versetzte die finstre, alte Dame; „Du hast ganz Recht, Dein Englisch wieder hervor zu suchen; man kann es zu Zeiten besser gebrauchen, als Du wohl ahnen magst!"

— „Ach ja, es ist so hübsch!" meinte die kleine Heuchlerin, welche die ganze Zeit über sich mit der begierigen Hoffnung

trug, mit Paul, für welchen sie ein ungemeines Interesse gefaßt hatte, in einer für die Anderen unbekannten Sprache zu plaudern.

„Aber merke Dir wohl, mein Kind," erwiderte die Stiftsdame, „Du darfst mit Herrn Montague nicht in englischer Sprache kokettiren."

Dießmal erröthete Clothilde in wirklichem Ernste, kicherte unmäßig, um ihre Verwirrung zu verbergen, und sagte: „Aber liebe Tante! wie spaßhaft Sie doch sind!"

„Weil er ein hübscher Mann ist und Du Dich in ihn verlieben könntest!" setzte die Stiftsdame hinzu.

Clothilde schlug in der sittsamsten Form die Augen nieder und erwiderte nichts, worauf Frau v. Beaufort den Faden aufnahm: „Glaubst Du, mein Kind, Du würdest wohl gern nach England gehen?"

„O gewiß; sehr gerne. Aber dennoch könnte ich es dann nicht über mich gewinnen, Sie und Tantchen zu verlassen!"

Tantchen war sehr befriedigt; sie war zwar zu alt und gerieben, um zu glauben, daß ihr Zögling im Ernste rede, allein es freute sie doch, ihren Unterricht solche Früchte tragen zu sehen. „Du bist ein gutes Kind, Clothilde! Allein wie dann, wenn Du irgend jemand hättest, der unsre Stelle in Deinem Herzen einnehmen würde?"

Das junge Mädchen blickte abermals zu Boden und lächelte albern. Die beiden Damen warfen sich wieder einen bedeutsamen Blick zu, denn wenn Clothilde sich nicht bereits sehr für Montague interessirt hätte, so müßte sie in der beliebten Form geäußert haben, niemand könne in ihrem Herzen die Stelle ihrer Verwandten einnehmen u. dgl. m. Die Stiftsdame ergriff daher die Hand ihrer Nichte, schaute sie sentimental-sauer an und

entgegnete: „Ah, mein Kind, ich sehe nun, wohin Deine Neigungen sich wenden!"

„Nein, fürwahr, ich versichere Sie . . ." stammelte Clothilde ganz betreten.

— „Mit nichten, meine Liebe, leugne es nicht! Ich empfehle Dir nur, vergiß nie, was sich für die Bescheidenheit eines jungen Mädchens schickt! Du weißst, daß Herr v. Beaufort, Deine Tante und ich diese Verbindung gutheißen, daß wir vor Allem Deine eigenen Wünsche zu Rathe ziehen, meine Liebe; aber Du darfst auch nicht vergessen, daß Du noch ein Kind bist. Ein junges Mädchen sollte sich nie bezaubern lassen. Und vor Allem mußst Du Herrn Montague niemals auch nur im Mindesten ahnen lassen, daß Du etwas anderes als völlig gleichgültig gegen ihn bist!"

In diesem Augenblick hörte man jemand an's Fenster pochen. Es war Herr v. Beaufort, welcher mit Montague von einer langen Fischfangs-Expedition zurückkehrte. Der kleine Baron erschien in dem allerwunderlichsten Aufzug, denn bei ihm, wie bei den meisten Franzosen, welche den englischen Sport bewundern, war die Kleidung immer der wesentlichste Theil des Vergnügens, und er brauchte, wenn er sich zur Jagd oder für den Fischfang ankleidete, länger dazu, als eine Dame zu ihrer Balltoilette. Und wie die Franzosen in Allem übertreiben, so hatte der kleine Mann ebenfalls sein Fischerkostüm wirklich in's Lächerliche übertrieben. Obschon er nur vom Forellenangeln kam, so trug er ein Paar Wasserstiefeln, die ihm fast bis zur Hüfte reichten und den Kleinen beinahe ganz und gar verschlangen. Ueber diese trug er eine sehr weite und span-neue Jacke von Sommerstoff mit gewaltigen Taschen, die er mit allem möglichen Geräthe zum Angeln u. s. w. angefüllt hatte. Eine Weste von

gleichem Stoff und auf dem Kopfe ein breitrandiger Filzhut vervollständigten ein Kostüm, welches bei einem riesigen Engländer wohl erträglich gewesen wäre, aber an dem winzig-kleinen Französchen mit seinen Marderäuglein und seinem Schnurrbärtchen lediglich absurd erschien.

Montague, der weit mehr einem Sportsmann gleich sah, trug blos dicksohlige Stiefeln und einen alten, weiten Sommerrock, — ein Aufzug, der seinem kleinen Wirthe am Morgen das unverholenste Erstaunen abgenöthigt hatte, obschon Clothilde mit Erröthen gefunden, daß der Vortheil ganz auf Seiten des Engländers lag.

Die beiden Angler traten in den Salon. Clothilde erröthete, lächelte verlegen und erglühte wieder. Sie war schon ganz verliebt in den Engländer, und zwar ohne wie die Kanonissin an die Behaglichkeiten und Genüsse des pariser Lebens zu denken.

„Nun, mein Herr," wandte sich Frau v. Beaufort an Montague, „hoffentlich haben Sie uns einige Fische für das Diner mitgebracht? Sie wissen, wir haben heute Freitag, und je mehr Fische wir haben, desto besser werden wir speisen."

— „Madame," erwiderte der Engländer und zeigte ein Körbchen voll der herrlichsten Forellen, „ich wollte nur Ihren Befehl — und den Wechsel meiner Toilette abwarten, um Ihnen meine Beute zu Füßen zu legen!"

„Er ist charmant," flüsterte die kleine Dame dem Stiftsfräulein zu, und erwiderte dann laut: „Nicht doch, mein Herr, als echter galanter Ritter sollten Sie Ihre Beute der jüngsten und schönsten unsers Kreises anbieten!"

Zum Glück für Paul zog jedoch Herr v. Beaufort seinen Fischfangsgefährten in diesem Augenblicke mit sich fort, und sie gingen sich umzukleiden.

Ein französisches Fasttags-Diner ist in der Regel ein ganz vorzüglicher Gaumenkitzel für den Verächter der Fleischkost, und Montague brachte einen gewaltigen Appetit dazu mit. Clothilde saß natürlich neben ihm und sorgte, wie es die Sitte den jungen französischen Damen erlaubt, emsig für alle seine Bedürfnisse. Sie nahm jede Gelegenheit wahr, ihm den Wein, das Brod, das Salz, das Wasser zu reichen, und versorgte seinen Teller, bis Paul sich endlich seiner eigenen anscheinenden Hülflosigkeit schämte und es sich angelegen seyn ließ, sie in dieser Höflichkeit vermittelst einer Art von Nothwehr zu überbieten, wodurch er aber an dem Genuß der Mahlzeit verkürzt wurde.

Nach dem Essen verschwand Herr v. Beaufort auf eine geheimnißvolle Weise, und die Uebrigen begaben sich in den Garten und ohne zu wissen wie, kam es dazu, daß Clothilde und Paul plötzlich ganz allein mit einander durch den Garten spazierten. Paul amüsirte sich an den vermeintlichen Naivetäten des jungen Mädchens, welches lachte und scherzte und albern lächelte und sich genau nach den Weisungen der Tante richtete; und Clothilde war nicht minder amüsirt von der steifen Solidität des Engländers. Als sie sah, daß er ihr leichtes Entgegenkommen entweder nicht einzusehen vermochte oder nicht anerkennen wollte, veränderte sie ihre Taktik und spielte die Sinnige.

„Sie sind heute Abend so gedankenvoll, mein Fräulein!" sagte er.

— „Finden Sie? Ach, wie hart ist es, seine tiefsten Gemüthsbewegungen verbergen zu müssen!"

„Darf ich, ohne unbescheiden zu seyn, mir die Frage erlauben, woher Ihre Melancholie rührt?"

— „Ich dachte — o gewiß haben Sie ein gutes Recht zu

einer solchen Frage! — ich dachte an . . . an die gemeinsame Bekannte, von welcher meine Tante über Tische sprach!"

Ein boshaftes Lächeln spielte um Montague's Lippen. — „Wie? an Frau von St. Amand?"

— „Nicht doch — nicht an eine Frau!"

„Also an Fräulein v. St. Amand?"

— „Ebenso wenig; — ich dachte an Fräulein v. Ronville."

„Ah! und darf ich fragen, was Sie von ihr dachten, mein Fräulein?"

— „Ich beneidete sie!"

„Beneiden? und weßhalb denn?"

— Weil sie so schön, so reizend ist."

„Ah, da haben Sie Recht," versetzte Paul und begann dem Mädchen gut zu werden, weil es Madeleinen's Schönheit bewunderte.

Aber Clothilde war gekränkt; er hatte also keine Neigung für sie, denn sonst hätte er ihr sagen müssen, sie habe keinen Grund zum Neide; sie hatte darauf hingearbeitet und erwartet, daß er sagen werde, Fräulein v. Beaufort könne sich an Schönheit und Anmuth nicht nur mit Fräulein v. Ronville messen, sondern übertreffe diese sogar noch. Es war eine so schöne Gelegenheit zu einer artigen Schmeichelei, und dieser Barbar war entweder zu linkisch oder zu kalt, um dieselbe zu ergreifen. Allein Clothilde hielt es nicht mit dem Grundsatz: ‚Entweder Alles oder nichts'; sie konnte sich allerdings nicht damit begnügen, Montague's Vertraute zu seyn; aber sie begriff, daß wenn sie sich in sein Vertrauen einschleiche, sie eine gewisse Geltung bei ihm erlangen und dadurch auch einen bestimmten Einfluß auf ihn bekommen würde.

— „Ah,“ flüsterte sie schelmisch; „ich freue mich, einen Bewunderer von Fräulein v. Ronville in Ihnen zu sehen.“

„Und warum denn?“

— „Weil sie eine meiner besten Freundinnen ist.“

Paul war betroffen; er hatte zwar heute gehört, daß die Beauforts die Ronvilles kannten; allein er vermochte nicht zu glauben, daß ein Mädchen von Madeleinen's Geist und Charakter sich ein solch' thörichtes, kicherndes Geschöpfchen zur Busenfreundin erwählen sollte. Er konnte sich nicht enthalten, „Unmöglich!“ vor sich hin zu murmeln.

„Warum unmöglich?“ fragte Clothilde. „Ich versichere Sie, daß wir uns sehr häufig sehen; Sie müssen nämlich wissen, daß wir sehr nahe Nachbarn sind, nur zwei Lieues auseinander, und daß sie mir Alles anvertraut.“

„Wirklich?“ rief Paul, freundlicher werdend, da er nun eine willkommene Gelegenheit vor sich sah.

— „Ja,“ fuhr Clothilde fort; „alle ihre Herzensangelegenheiten theilt sie mir mit; alle Bewerbungen, die ihr zu Füßen gelegt werden, kurz alles Interessante und Angenehme, was ihr nur immer begegnet!“

„Ah! und das Fräulein hat wohl schon viele Freier gehabt?“ fragte er, glühend vor Eifersucht, die er sich selber noch nicht eingestanden hatte.

— „Allerdings, die Arme ist ordentlich von ihnen bestürmt worden; aber sie theilt allen und jedem einen Korb aus!“

„Aha, weil sie schon verlobt ist, nicht wahr?“

— „Verlobt? Nicht doch! Sie meinen verlobt mit dem Grafen Ludowski? Oh, an diesem ist ihr gar nichts gelegen; sie haßt ihn sogar!“

„Sie hat also wohl ihre Neigung anderwärts verschenkt?“ fragte Paul unbehaglich.

— „O ja, Sie haben es errathen; wie konnten Sie dieß nur ahnen?“

„Ich ahne nichts, sondern ziehe nur Schlüsse aus Ihren Mittheilungen, mein Fräulein!“

— „Dann ist Ihr Schluß ein richtiger; die arme Madeleine hat schon seit vielen Jahren eine Liebschaft, die zwar sehr romantisch seyn mag, aber auch ganz außerordentlich ist,“ setzte Clothilde gedehnt hinzu.

„Wie so denn? Ist es etwas Außerordentliches bei jungen Damen in Frankreich, wenn sie sich verlieben?“

— „Aber, mein Herr, Sie wissen doch, daß es sehr unrecht ist, irgend eine Neigung zu fühlen, welche die Eltern nicht billigen können!“

„Nun ja, nach dem französischen Sittenkodex dürfte dieß so seyn! Allein wer ist denn der Gegenstand dieser so sehr verpönten Empfindung?“

— „Ja fürwahr, verpönt, sehr verpönt war diese Liebe,“ entgegnete das junge Mädchen, das seines Erfolges schon ganz gewiß zu seyn glaubte. „Denken Sie sich nur: der Mann, welchen Madeleine liebte, war nicht einmal ein Herr, sondern ein ganz gewöhnliches Geschöpf!“

„Du lieber Himmel, das ist ja in der That entsetzlich!“ sagte Paul und lachte in sich hinein. „Männer von gewöhnlichem Stande sollten also wohl keinerlei Empfindungen einflößen können?“

— „Gewiß nicht, denn sie sind ganz verächtlich, so lange sie nicht von Stande sind,“ entgegnete Clothilde entschieden.

„Ich bin überzeugt, mein Fräulein,“ entgegnete Paul bos-

haft, „daß Seine Majestät König Heinrich V. keine Ahnung davon hat, was für eine begeisterte Anhängerin seiner Sache er in dieser fernen Ecke Frankreichs besitzt. Er würde, wenn er diese Ihre Aeußerung gehört hätte, Ihnen sicherlich sein Bild en miniature mit Brillanten senden!"

Clothilde war gefangen und wollte sich als eine enthusiastische Royalistin geben, darum klatschte sie in die Hände und rief: „Oh, ich bin froh, daß auch Sie ein Legitimist sind! Ich liebe meinen König so sehr. Aber Papa sagte mir doch, alle Engländer seyen Republikaner, und wie kommt es denn, daß Sie nicht auch ein solcher sind?"

„Ach, Mademoiselle," versetzte Montague, welcher immer noch mehr enttäuscht aus Ironie galant seyn wollte, — „wie könnte ich ein gemeiner Republikaner seyn, wann ich in Ihnen eine Königin sehe?

Aha! dachte Clothilde, erglühend wie eine Pfingstrose; er hat es im Ernste auf mich abgesehen; er ist schon in mich verliebt! — Sie streckte ihm schon die Hand entgegen; da sie aber gleichzeitig den schwachen Vorsatz faßte, ihm die Werbung nicht so leicht zu machen und ihre Freude darüber nicht allzu sehr zu Tage treten zu lassen, so zog sie die Hand wieder zurück und sagte lächelnd: „So knieen Sie vor Ihrer Königin, mein Herr!"

„Unter Einer Bedingung will ich knieen," versetzte Paul grausam, ließ sich aber doch gleichgültig auf ein Knie nieder.

— „Jede sey Ihnen gewährt," erwiderte Clothilde, vor süßen Hoffnungen ordentlich bebend; „und worin besteht Ihre Bedingung?"

„Darin, daß Sie mir den Namen Dessen sagen, welchem Fräulein v. Ronville ihr Herz geschenkt hat!"

In diesem Augenblick bogen der kleine Baron und die verschrumpfte Stiftsdame, welche seit einiger Zeit schon die jungen Leute gesucht hatten, um die Ecke eines Gartenweges und sahen dieses lebende Bild. Der kleine Mann war vor Freuden ganz außer sich, ergriff den Arm seiner Schwester heftig, richtete sich auf den Zehenspitzen auf und flüsterte ihr emphatisch in's Ohr: „Er hat ihr seine Liebe erklärt; es ist richtig; habe ich es Dir nicht gesagt?"

Clothilde und Paul drehten sich gerade im selben Augenblicke um und erblickten das freudestrahlende, triumphirende Gesicht des kleinen Mannes und die steife, mißbilligende Miene des Stiftsfräuleins. Clothilde entsprang in das Lustgehölz; Montague schämte sich beinahe, in einer solchen Situation ertappt worden zu seyn, beschloß aber, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Seyn Sie außer Sorge, mein lieber Freund!" hub er an; „die Sache war nicht so ernst gemeint . . ."

— „Ach, mein Sohn!" rief der kleine Baron und streckte seine Aermchen so weit wie möglich aus; „kommen Sie an mein Herz, lassen Sie sich umarmen!"

Montague schien von diesem wohlwollenden Anerbieten keine Notiz zu nehmen und sagte: „Ich wollte nur ein Geheimniß aus Ihrem Fräulein Tochter herauslocken."

— „Ah, ein Geheimniß?"

„Ja, in Beziehung auf Fräulein v. Ronville!"

Der kleine Baron machte plötzlich ein ganz langes, verdrüßliches Gesicht; die Stiftsdame warf ihrem Bruder einen Blick voll triumphirender Schadenfreude zu, und äußerte dann steif: „Jenun, mein Herr, Sie werden in einigen Tagen Ge-

legenheit haben, Fräulein v. Ronville selbst um ihr Geheimniß zu befragen!"

„Wirklich? und wie so denn?"

— „Wenn Sie so gütig seyn wollen, uns zu Herrn Dumesnil's Feste zu begleiten!"

„Mit dem größten Vergnügen!" sagte Paul eifrig. —

„Wie albern doch diese Engländer sind!" sagte der kleine Mann an diesem Abend spät zu seiner kleinen Frau. „Herr Montague hat heute Clothilden seine Liebe erklärt und um ihre Hand angehalten und will es nicht gestehen!"

— „Aber das war nur Ihre Schuld, mein Lieber, wie Clothilde sagt," entgegnete die kleine Baronin. „Sie versichert mich, Herr Montague sey auf dem Punkt gewesen, ihr einen Heirathsantrag zu machen, als er Sie erblickte und dem Gespräch eine andere Wendung gab. Sie haben die Sache zu undelikat behandelt!"

Der Baron schlief in der Nacht auf diese Zurechtweisung sehr wenig.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Herr Vicomte.

Monsieur Dumesnil war Junggeselle und mäßig wohlhabend, Besitzer einer Rente von etwa achttausend Franken, mittelst deren er zwei Monate des Jahres in Paris und die übrige Zeit auf seinem Gute in der Bretagne verlebte. Wenn seine Einkünfte wirklich die genannte Summe betrugen, so kostete ihn sein zwei-

monatlicher Aufenthalt in Paris vielleicht viertausend Franken, und mit dem Reste seiner Rente wußte er so zu ökonomisiren, daß er in der Provinz noch eine Rolle spielte und im Sommer, während er auf dem Lande lebte, acht bis zehn Bälle, Dejeuners oder Picnics zu geben im Stande war. Junggesellen können, wenn sie von einem gewissen Alter sind und auf ihren Erbgütern leben, in Frankreich sehr wenig Geld brauchen. In ihrem Aufzuge z. B. gewährt ihnen die Sitte die größte Freiheit; sie erscheinen überall in Kleidern, auf welche längst die Würmer Anspruch hätten — ihres halb ausgehungerten Gesindes gar nicht zu gedenken. Sie entblöden sich gar nicht, in den allerältesten Rumpelkarren von Cabriolets herumzukutschiren, weil ja die ganze Nachbarschaft weiß, daß es Monsieur Dumesnil ist, und sich mehr um ihn als um seine Equipage kümmert. Und wenn sie endlich ihre Bekannten im eigenen Park oder Garten versammeln, so liegt ihnen wenig daran, daß kein Pariser Geschmack oder Luxus bei solchen Festen präsidirt; sie haben keinen andern Zweck im Auge, als ihren Bekannten einige Belustigung zu verschaffen, gleichviel wie diese auch immer arrangirt seyn mag. Und man macht auch faktisch keine allzu großen Ansprüche an den Glanz ihrer Gastlichkeit, denn es sind ja eben Junggesellen.

Dumesnil's Festlichkeiten machten stets ein großes Aufsehen in der ganzen Umgegend; er verschmähte zwar alle ehrgeizigen, neidischen Auszeichnungen und lud jedermann, von der Frau des Maire bis zur Herzogin, dazu ein; allein seine Feste waren so heiter und angenehm, daß auch die Exclusivsten eine Einladung dazu nicht ausschlagen mochten. Seine Residenz war zwar nur ein altes, weitschichtiges und baufälliges Landhaus mit etwa fünfzehn geräumigen Zimmern, von denen nur unge-

fähr drei möblirt, die anderen aber mit dem Gerümpel von früheren Zeiten angefüllt waren. Sein Park war groß und so dicht und geschickt angepflanzt, daß man sich immer darin verirrte, stand aber beinahe verwildert, die Wege voll Unkraut, die Lustgehölze ungeschnitten, die Rasenflächen ungemäht. Allein es lag eine natürliche Schönheit auf diesem Ort, welcher einigermaßen seine Verwahrlosung entschuldigte, zumal da sie in diesem Fall aus der Mittellosigkeit des Besitzers entsprang.

Am Morgen des Tages, wo Herr Dumesnil sein Fest gab, erwachte der den Siebzigen nahe Greis schon um sechs Uhr in der Frühe und betrachtete sich ängstlich den Himmel. „Ah," murmelte er vor sich hin, „wenn nur dieser Sonnenschein anhält, so werden die jungen Leute Spaß genug haben!" Dann stand er auf, kleidete sich rasch an und berief sein ganzes zahlreiches, aber sehr armselig gekleidetes Hausgesinde, und jedes empfing nun seine Instruktionen, während er selber sogleich mit wichtiger Miene eine Anzahl kleiner Geschäfte begann, die er sich vorgenommen hatte. Herrn Dumesnil's Persönlichkeit läßt sich in wenigen Worten schildern: er war hoch gewachsen, steif, hager, schäbig gekleidet und doch respektabel, mit einem Gesicht, das ein genaues Conterfei des englischen Punch zeigte.

Der alte Herr mochte etwa seit einer Stunde beschäftigt seyn, als Pierre mit der Briefkapsel von Baud zurückkehrte.

„Ein elendes Ding um diese Post!" brummte er vor sich hin, während er die eingetroffenen Briefe durchlas; „nichts als getäuschte Erwartung! Ah, so können *sie* also nicht kommen, und *er* leidet an Kopfschmerz. Und Frau v. B. fürchtet sich vor der Nachtluft, da sie erst jüngst wieder einen Anfall von Rheumatismus gehabt habe. Bah! — Und Frau v. Ronville ist noch so sehr von der Reise angegriffen, daß es ihr leid thut,

nicht kommen zu können; allein ihre Tochter wird unter der Aufsicht von Frau v. St. Amand erscheinen. Jenun, das freut mich wirklich, denn sie soll nach meinem Plane die Königin des Festes seyn — sie und Frau v. Lusignan. Und hier — nun zum Geier, François, was gibt es denn? Du siehst ja so weiß aus wie ein Gespenst! Was ist Dir?"

— „Ich fürchte, es ist etwas Schlimmes unterwegs, Herr," entgegnete François, Herrn Dumesnil's ältester und vertrautester Diener, der in früheren Zeiten, d. h. auf dem Wendepunkt des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts, sein Kammerdiener gewesen war und die schönen Tage noch mitgemacht hatte, wo der junge Dumesnil das von seinem Vater, dem berühmten Tapezier und Hausdecorateur, mühsam zusammengescharrte Vermögen in der lustigsten Gesellschaft theilweise verjubelte.

„Gerechter Gott, was gibt es denn?" stammelte Dumesnil ganz beunruhigt; „ist.... ist das Zelt eingefallen? hat es der Wind niedergerissen? Sind die Bonbons unterwegs zerbrochen?"

— „Nein, mein Herr," versetzte François mit der den französischen Dienern eigenen Familiarität; „Sie brauchen sich wegen des Zeltes und der Bonbons gar nicht den Kopf zu zerbrechen, denn mich dünkt, Herr Dumesnil, die Sache ist noch weit ernster und schlimmer!"

„Nun zum T—, was gibt es denn sonst? Rede doch, alter Esel!" rief Dumesnil, dessen Temperament nichts weniger als sanft war. Willst Du wohl heraus mit der Sprache, alter Dummkopf? oder soll ich Dir den Schädel einschlagen?"

Zu letzterm hatte François zwar gar keine Lust; dagegen kannte er gar kein größeres Vergnügen nächst demjenigen, seinen Gebieter wie seinesgleichen zu behandeln, als ihn zu ärgern und in eine wahre Zorneshitze hinein zu hetzen; und dieß war ihm

bereits theilweise durch die Art und Weise gelungen, womit er seither seine Neuigkeiten zurückbehalten hatte!

„Pfui doch, Herr Dumesnil!" erwiderte er mit der größten Kaltblütigkeit; „ich sehe mit Ueberraschung, wie sehr Sie sich in Ihren alten Tagen noch vergessen, und zwar gegen einen Mann, der über fünfzig Jahre hindurch Ihre rechte Hand gewesen ist! Mein Herr!" fuhr er dann mit erhobener Stimme und ausdrucksvoller Geberde fort, als er sah, daß Herr Dumesnil schon den Leuchter auf seinem Schreibtische ergriffen hatte, um ihn dem alten Diener nach dem Kopf zu werfen, — „mein Herr, nehmen Sie sich in Acht — die Polizei ist schon vor der Thüre! . . . ."

— „Die Polizei? die Po— Polizei?"

„Ja, Herr Dumesnil! Die Polizei ist da und fragt nach Ihnen!"

— „Unsinn, François!" sagte Dumesnil ganz kleinlaut. „Aber sag' mir, sprichst Du im Ernste?"

Schon der Name der Polizei ist in Frankreich sehr gefürchtet, denn sie ist allzu oft nur ein anderer Ausdruck für summarische Verhaftung auf Grund irgend eines vagen politischen Argwohns hin; und wer fühlt sich unter einer absoluten Despotie vor einem solchen sicher? — François näherte sich seinem Herrn und flüsterte geheimnißvoll: „Im vollsten Ernste, Herr Dumesnil; ich sage Ihnen, draußen frug ein Herr in Civil, in Begleitung von zwei Gendarmen, angelegentlich nach Ihnen!"

— „Gott im Himmel, dann bin ich verloren!"

„Ach Herr, die alte Geschichte von dazumal, unter dem ersten Kaiserreich, muß ruchbar geworden seyn!" sagte der Diener.

Eine Minute lang saß der alte Junggeselle wie vernichtet in seinem Stuhl und hing den Kopf, dann richtete er sich mit Würde auf und sagte: „François, laß sie hereinkommen! ich bin bereit!"

Der Diener ging, der alte Herr hüllte sich dichter in seinen Schlafrock, den er bis oben zuknöpfte, und machte sich auf das Schlimmste gefaßt. In der nächsten Minute ward ein großer, hübscher junger Mann in sehr eleganter Kleidung hereingewiesen, welcher den Hausherrn sehr artig begrüßte: „Herr Dumesnil, wenn ich nicht irre!"

— „Allerdings, mein Herr! darf ich mir die Frage erlauben, was Sie hier suchen?"

„Ich fürchte, mein Herr, Sie werden es für eine große Freiheit halten, die ich mir herausnehme; allein meine Dienstpflicht, mein Herr.... die Wohlfahrt des Staates...."

— „Schon gut, schon gut, junger Mann! behalten Sie Ihre Entschuldigungen für sich," stammelte Herr Dumesnil, — „und zeigen Sie mir Ihren Verhaftsbefehl!"

„Den Verhaftsbefehl? Oh, Herr Dumesnil, dieser wird schon rechtzeitig producirt und denjenigen Personen vorgewiesen werden, die er am meisten angeht. Sie müssen daher entschuldigen, wenn ich auf Ihr Verlangen nicht eingehen kann!"

— „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr! aber soviel ist gewiß, daß ich mich ohne einen gesetzlichen Verhaftsbefehl nicht festnehmen lassen werde!"

Der junge Mann lächelte und war offenbar sehr geneigt, in ein lautes Lachen auszubrechen. „Mein lieber Herr Dumesnil," erwiderte er, „Sie mißverstehen offenbar meinen Auftrag. Glauben Sie mir, es liegt nicht der mindeste Grund zum Argwohn gegen Sie vor!"

Der alte Junggeselle athmete hoch auf und sagte: „Ah, natürlich! wie wäre dieß auch möglich? Aber auf Wem lastet denn ein Verdacht?"

„Erlauben Sie mir einige erläuternde Worte: Sie geben heute eine kleine Festlichkeit, zu welcher Sie mit Ihrer gewohnten Gastlichkeit die ganze Nachbarschaft eingeladen haben — nicht wahr?"

— „Allerdings, mein Herr! aber was weiter?"

„Unter Ihren Gästen dürften zwei oder drei Personen seyn, auf welche die Polizei Verdacht hat."

— „Mein Herr!" . . . . rief Dumesnil indignirt.

„Nur gemach, Herr Dumesnil, es soll darin keinerlei Vorwurf für Sie liegen! Sie wissen, daß man vor Kurzem einem Komplott auf die Spur gekommen ist, in welches verschiedene Personen der legitimistischen Partei verwickelt seyn sollen!"

— „Ich habe davon gelesen!"

„Wohlan denn, Herr Dumesnil, die Polizei hat Grund zur Vermuthung, daß unter Ihren heutigen Gästen eine oder zwei der angeschuldigten und verdächtigen Personen seyn sollen. Ich habe die Weisung erhalten, ebenfalls an Ihrer kleinen Festlichkeit theilzunehmen, um das Treiben der betreffenden Personen zu überwachen. Ich sage Ihnen nicht, daß ich zur geheimen Staatspolizei gehöre; allein Sie werden hoffentlich meiner Versicherung glauben, daß es mir sehr leid thut, mich in den heitern Kreis Ihres heutigen Festes eindrängen zu müssen. Ich bin hiezu gezwungen. Um jedoch diesen Umstand für Sie minder unangenehm und für Ihre Gäste unbemerkbar zu machen, werde ich den Gendarmen die Weisung geben, sich auf Weiteres und bis man ihrer bedarf — was jedoch vielleicht nicht einmal der Fall seyn wird — in das benachbarte Wirthshaus zurückzuziehen, und ich selber habe meine Toilette darnach eingerichtet, daß es minder auffällt, wann ich mich unter Ihre Gäste mische!"

— „Mein Herr, Sie sind in der That sehr rücksichtsvoll!....“

„Bitte sehr; keineswegs. Ich werde ferner dafür besorgt seyn, daß im nothwendigen Falle einer Verhaftung diese nicht eher stattfinden soll, als bis die Gesellschaft auseinander gegangen ist, so daß nichts geschehen soll, was Ihnen Unannehmlichkeiten verursachen könnte!“

Herr Dumesnil verbeugte sich, ganz entzückt von der Artigkeit des Emissärs, welcher die Manieren eines eleganten Parisers hatte. — „Mein Herr,“ sagte er, „Sie haben so viel Rücksicht gegen mich an den Tag gelegt, daß ich Sie nur bitten kann, sich in meinem Hause als ganz heimisch zu betrachten!“

„Herr Dumesnil, ich bin Ihnen für Ihr Anerbieten sehr verbunden, denn offen gesagt, wenn Sie mir hierin nicht entgegengekommen wären, so würde ich selbst Ihnen diesen Vorschlag gemacht haben. Sie kennen die Satzungen des Dienstes, und ich bin überzeugt, Sie werden mich gern in meinen Bemühungen unterstützen, um die gefährlichen Feinde Sr. Majestät des Kaisers zur Haft zu bringen!“

Dumesnil verneigte sich; der Name des Kaisers machte ihn erbeben, und er fragte: „In welcher Weise kann ich hiezu beitragen?“

„Indem Sie mich der Gesellschaft als einen Bekannten von Ihnen vorstellen,“ entgegnete der Polizei-Agent.

Dumesnil musterte den tadellos eleganten Aufzug des Fremden und fand nachgerade, daß der Pariser Herr nur eine dankenswerthe Bereicherung des Kreises der jungen Tänzer seyn würde. „Ich bin mit Vergnügen hiezu erbötig,“ versetzte er; „darf ich vielleicht um Ihren Namen....“

„Verzeihen Sie, Herr Dumesnil, aber Sie begreifen, daß

ich nicht unter meinem eigentlichen Namen hier auftreten kann; um Irrthümer zu vermeiden, können Sie mich daher den Vicomte de la Fosse nennen!"

„Ah!" rief der Sohn des zur Ruhe gesetzten Tapeziers und Möbelfabrikanten lächelnd und begann sich mit seinem gezwungenen Gaste mehr und mehr zu befreunden, denn die Vicomtes sind in der Bretagne selten; — „wohlan denn, Herr Vicomte, ich bin im Begriff zu frühstücken; wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten?"

Sie gingen mit einander zum Frühstück, und während des Mahles entwickelte der junge Mann so viel Bekanntschaft mit der besten Gesellschaft von Paris und eine so vollkommene Zuversicht und Vornehmheit und so tadellose Manieren, daß Herr Dumesnil nachgerade halb und halb argwöhnte, der Vorwand der Verhaftung sey nur um eines minder gefährlichen Zweckes willen aufgebracht worden. Er erinnerte sich, daß er in seiner Jugend ähnliche tolle Streiche ausgeführt habe, nur um irgend einer hübschen Dame einige Wörtchen zuflüstern zu können, und er gedachte mit einem leisen Seufzer seiner eigenen schönen Jünglingsjahre. Vielleicht, dachte er, sind diese Gendarmen nur als stumme Figuranten gemiethet, und die Geschichte löst sich zur allgemeinen Befriedigung auf. Aber ich will ihn doch ausholen!

Herr Dumesnil denkt, der Vicomte lenkt, d. h. er hatte bald den alten Herrn ganz im Sacke. Als nämlich die Mahlzeit zu Ende war, brachte François zwei kleine Tassen mit schwarzem Kaffee, eine große, geschliffene Glasflasche mit reinem, goldgelbem Branntwein und die Zuckerdose, — ein Anblick, darob Herrn Dumesnil's Augen glänzten.

— „Trinken Sie Gloria?" fragte er seinen Gast. „Es ist

zwar ein altväterischer Brauch, den die jungen Leute heutiges Tages anscheinend geringschätzen, allein es gibt meiner Treu nichts so Vorzügliches wie Gloria!"

— „Jenun," meinte der Vicomte lächelnd, „dann will ich eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen und Ihrem Beispiele folgen."

Dumesnil trank seinen Kaffee aus, bis nur noch ein Drittel in der Tasse blieb; dann füllte er diese ganz mit Zuckerstückchen auf und goß auf diese seinen vorzüglichen alten Cognac. Der junge Mann folgte seinem Beispiel. Dieses Getränke war im ersten Viertel dieses Jahrhunderts in Frankreich der unvermeidliche Schlußstein des schweren, französischen Gabelfrühstücks, und in der That ein köstliches Gebräu, das die Herzen und Zungen aufthaute wie lauterer Firnewein, und auf's angenehmste anregte, ohne zu berauschen. Herr Dumesnil sprach sich hierüber des Weiten und Breiten gegen seinen Gast aus und ward ganz warm über seinem Lieblings-Getränke, was dem jungen Mann nicht entging, als er dazu gemächlich seine Cigarre rauchte. Endlich gewann bei dem alten Herrn die Neugier die Oberhand, zur großen Freude seines jungen Gastes, und er hub an:

„Mein bester Herr, Sie müssen meine Offenheit entschuldigen, allein ich vermag im Ernste nicht zu begreifen, daß Sie zur Polizei gehören sollen, wie Sie vorgeben!"

— „Und weßhalb denn nicht?"

„Ei nun... hm, ich mag Ihnen vielleicht hiedurch wehe thun, aber ich bin ein alter Mann und Sie werden es mir zu gute halten. Sehen Sie, in meiner Jugend waren die Emissäre der Polizei keine Herren von Bildung!"

Der junge Mann lächelte; er hatte gerade das erreicht, was er erzielen wollte, und erwiderte: „Gab es zu Ihrer Zeit nicht

ebenfalls junge Leute von Stande, mein Herr, welche sich aus rein privatlichen und persönlichen Motiven zu einem Dienste dieser Art hergegeben haben würden?"

„Ah! Ah!" rief der alte Herr vergnügt. „Dacht' ich es doch! Jetzt habe ich Sie, mein Herr; ich hatte Sie längst durchschaut. Sie sind kein bloßer Polizeiagent!"

— „Vielleicht nicht!" versetzte der Gast.

„Nein, nein! Sie gehören überhaupt gar nicht zur Polizei. Gestehen Sie es nur frischweg. Sie haben diese List nur ausgedacht, um an meinem Feste theilnehmen zu können; Sie hoffen hier irgend jemand zu begegnen, wahrscheinlich irgend einer hübschen Dame, und da Sie mich nicht kannten, so haben Sie zu dieser List Ihre Zuflucht genommen. Nanu, fürchten Sie nichts! gestehen Sie mir Alles — ich gebe Ihnen zum Voraus Absolution!"

Der junge Mann senkte den Blick, spielte mit seiner Uhrkette und stammelte: „Sie sind allzu gütig, mein bester Herr...."

„Aha! Sehen Sie, ich hatte Recht! Ja, ja, ich habe immer Recht. Jenun, ich werde Sie nicht verrathen; ich will vielmehr Ihr Geheimniß bewahren und Alles für Sie thun, was nur in meinen Kräften steht! Aber Sie müssen mir auch gestehen, wer die Dame ihres Herzens ist!"

— „Nein, mein lieber Herr, das können Sie unmöglich von mir verlangen!" rief der Gast feierlich. „Ich darf niemand kompromittiren. Erlauben Sie mir aber die Bemerkung, daß Sie in Ihren Schlüssen etwas zu rasch gewesen sind. Ich bin allerdings in einer .... in einer zärtlichen Angelegenheit hier; allein ich bin nichts desto weniger im gegenwärtigen Augenblick effektiv ein Agent der Polizei!"

„Nun, ja doch, das ist ja Alles recht schön. Sie wollen

mich nun überführen, daß Sie mich von Anbeginn nicht hintergangen haben. Jedoch gleichviel! Ihr Geheimniß ist bei mir ganz trefflich bewahrt!" Und so schienen diese Beiden einander vollkommen zu behagen. —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein ländliches Fest in der Provinz.

Das Wetter ließ Herrn Dumesnil nicht im Stiche; der Tag war herrlich, und die leichten Wölkchen zogen nur einzeln wie weiße Schwäne als Zierden über das tiefblaue Firmament. Gleich nach Mittag begannen die Gäste sich einzufinden in einer Mannigfaltigkeit von Fuhrwerken aller Art, wie man sie außerhalb der Bretagne kaum jemals wieder zu sehen bekömmt — die berühmten Equipagen der armen deutschen Landgeistlichen waren dagegen noch modern, denn die neuesten von diesen Räderschachteln der bretagnischen Honoratioren sahen aus, als ob sie noch zu Zeiten Jehu's erbaut und gar nicht auf rasches Fahren berechnet wären. Da waren ungeheure Kaleschen mit sehr verkommenem Lederwerk und den allerunbedeutendsten Spuren von Lackirung; hohe, vornüber gebeugte Cabriolets, die bei jeder Bewegung über den Schweif des Gauls hereinnickten; schwere Britschka's mit gelben Kutschkästen, mit Zugsträngen aus Stricken, und kleine, blaue Omnibusse, die man in den nächsten Wirthshäusern zu diesem Zweck und für den heutigen Tag speciell gemiethet hatte. Die Gäste, welche mit diesen Fuhrwerken anlangten, waren, wenn auch nicht so altväterisch, so doch nicht

minder heterogen, als ihre Equipagen. Allein jedermann erschien, und zwar in seinem besten Festgewand und mit der herzlichsten Absicht, vergnügt zu seyn.

Da für diese Menschenschaar jeder Versuch, im Hause ein Unterkommen zu finden, vergeblich gewesen wäre, so wurden die Equipagen angewiesen, vor einem großen Hüttenzelt anzufahren, welches auf einem offenen Platze zwischen dem Lustgehölz errichtet worden und zum Mittelpunkt des ganzen Festes bestimmt war. Hier pflegte Herr Dumesnil seine Freunde zu einem Kreis zu sammeln und während sie tanzten, ihnen jene Verse vorzusingen, über welche jedermann lachte, aber in deren Chor und Endreim jedermann einstimmte. Dieß war in der That die alte Ronde, ein Tanz, der vermuthlich schon zu David's Zeiten aufgekommen war und sich nur in dieser fernen Ecke von Frankreich bis auf die Gegenwart herunter erhalten hatte.

Am Eingange dieses Zeltes stand nun Herr Dumesnil mit dem jungen Fremden neben sich, und trug Sorge, so oft Gäste von Bedeutung ankamen, denselben mit großer Feierlichkeit den Vicomte de la Fosse vorzustellen. Der Herr Vicomte verursachte kein geringes Aufsehen; zunächst war er ein Fremder, und daher ein Gegenstand der Neugier und Muthmaßung für Alle; sodann war er ein Stutzer und somit ein Gegenstand der Bewunderung für die Leute jener Nation, in deren Augen eine elegante Außenseite Alles gilt. Endlich war er hübsch und daher ein Anziehungspunkt für die Damen, und ein Gegenstand von großem aber sorgsam verhehltem Neide für die Herren.

Die Familie St. Amand kam zu guter Zeit, und Herrn Dumesnil's Gesicht verklärte sich ordentlich, als er das schöne Antlitz von Mademoiselle Madeleine de Ronville unter den anderen in der Chaise sah. — „Madame de St. Amand, — mein spe=

cieller Freund der Vicomte de la Fosse!" — Verbeugungen und Lächeln. — „Fräulein v. Ronville, entlaufen Sie mir nicht auf diese Weise! Kommen Sie, mein holdes Fräulein, und lassen Sie mich Ihnen einen charmanten jungen Tänzer und ausgezeichneten eleganten jungen Edelmann vorstellen, der Sie trefflich von Ihrem lieben Paris unterhalten kann, welches Sie ja kaum erst verlassen haben — den Vicomte de la Fosse!"

Wer in diesem Augenblick das Gesicht des jungen Fremden genau beobachtet hätte, dem würde nicht entgangen seyn, daß er etwas verlegen die Farbe wechselte, als er sich vor dem Fräulein verneigte.

„Vicomte," flüsterte ihm der alte Herr zu, „sie ist die Königin unseres Festes — reichen Sie ihr den Arm!"

Der Vicomte bot ihr denselben an und ward angenommen. In demselben Augenblick ertönte eine laute Fanfare von Waldhörnern, und man sah eine alte englische Postkutsche, von vier stämmigen normännischen Ackergäulen gezogen, vor dem Hüttenzelte anfahren. Auf dem Verdecke dieser alten Diligence saßen sechs junge Herren aus der Nachbarschaft, die man als eingefleischte Nimrode kannte, und jeder von ihnen trug sein großes cor de chasse oder Waldhorn zur Parforcejagd um den Leib. Auf dem Bocke saß der kleine Herr v. Beaufort, und neben ihm war Paul Montague und kutschirte. Im Fond des Wagens saßen Frau v. Beaufort, die Stiftsdame und Clothilde. Der kleine Baron strahlte vor Vergnügen. Er hatte vor zwei Tagen dieses alte Fuhrwerk in einem Wagenmagazin in Rennes gesehen, es für diese Gelegenheit gemiethet und seine jungen Freunde eingeladen, sich an der Fahrt zu betheiligen, um dieser möglichst großen Eclat zu geben. Allein als alles fertig war, hatte ihm die Verantwortlichkeit, einen Postzug zu lenken, eine gelinde

Gänsehaut verursacht, und er bat Montague, die kostbaren Leben im Fond des Wagens auf seine eigene Verantwortung und Gefahr zu nehmen.

Alle bereits versammelten Gäste sprangen auf und liefen herzu, um sich den englischen Postwagen und Postzug zu betrachten, während der kleine Mann vom Bocke herunterkletterte.

„Ah!" rief Dumesnil; „das ist originell!"

— „Sehen Sie," fuhr der kleine Baron fort, — „mein Freund hier ist ein Engländer — Mister Montague, Monsieur Dumesnil — darum wollten wir die Sache in echt englischem Style herrichten. Ich kann Sie versichern, daß der englische Adel sich zu Ausflügen keiner anderen Equipagen bedient als solcher, und daß man sogar die kostbarsten Rennpferde vor dieselben spannt."

Jedermann riß Augen und Ohren auf und hörte begierig zu, während Paul schadenfroh lächelte. Allein die Bemerkungen, welche von Seiten der Zuschauer fielen, waren nicht sonderlich schmeichelhaft für Herrn v. Beaufort's Equipage. „Dumme Burschen, diese Engländer!" flüsterte der Eine. — „Entsetzlich eingezwängt und unbehaglich," meinte ein Anderer. „Und wie ungeschickt bei Regenwetter! da gefällt mir mein alter Rumpelkasten besser!" Und so ging es fort in einer Unzahl von Bemerkungen, welche mehr oder weniger boshaft oder thöricht waren, aber doch immerhin bewiesen, welch' großes Interesse die Gäste des Herrn Dumesnil für die ungewöhnliche Equipage des Herrn v. Beaufort an den Tag legten. Dem Franzosen imponirt nichts mehr, als das Augenfällige, Glänzende, Ungewöhnliche. Darum war die Bewunderung, welche diese Leute aus der Provinz dem englischen Postwagen zollten, auch eine eben so aufrichtige als allgemeine. Diese einfachen Menschen waren nicht im Stande, zu beurtheilen, in wie weit Herrn von

Beaufort's Behauptung: diese Art von Equipagen sey unter der englischen Aristokratie die genteelste und fashionabelste, gegründet war oder nicht. Aber es genügte ihnen, daß die Sache großartig war und Aufsehen machte. Das Interesse, das anfangs dem Wagen allein gegolten, übertrug sich bald in noch höherem Grade auch auf die Gäste, welche er gebracht hatte. Die Familie Beaufort zunächst gehörte zwar weitaus nicht zu den angesehensten oder reichsten der Umgegend, waren aber doch die fashionabelste, denn sie allein verbrachte jedes Jahr durchschnittlich ihre acht Monate in Paris. Sodann bildeten die sechs hübschen jungen Nimrode im Jagdkostüm, welche so behend von dem ungeheuerlichen Fuhrwerk heruntergesprungen waren, so zu sagen die crême der jungen Männer auf mehre Meilen in der Runde: sie waren die Parthieen, auf welche die Mütter ihr Augenmerk und die heirathsfähigen Töchter ihre Gedanken richteten. — Endlich aber war unter diesen Ankömmlingen ein Engländer, der aus all' diesen jungen Leuten hervorragte, wie eine Edeltanne aus dem Knieholz, eine wahre Hünengestalt gegenüber von den kleinen, schmächtigen Franzosen, denen er an physischer Kraft, strotzender Gesundheit und männlicher Schönheit weit überlegen war und doch an Anmuth und Gewandtheit des Benehmens, wie an weltmännischer Glätte nichts nachgab.

Nun haßt der Franzose den Engländer so instinktmäßig und aufrichtig, als nur ein vorurtheilsvolles Volk hassen kann, und die Franzosen sind bisweilen noch zäher und erbitterter in ihren Vorurtheilen als die Engländer, welche doch unter allen Nationen am reichsten mit Vorurtheilen gesegnet sind. Allein merkwürdigerweise imponirt dem beweglichen Franzosen das kältere, besonnenere, gemessene Wesen des Engländers unwillkürlich; — der Franzose haßt den Engländer, aber er beneidet ihn, und

obschon er ihn beneidet, achtet er ihn auch, ja er zollt ihm außer der Achtung sogar noch eine gewisse Bewunderung — jene Bewunderung, welche der flüchtigere Mensch dem gediegeneren zollt. Des kleinen Barons Anglomanie war nur eine Uebertreibung eines nationalen Gefühls. Er liebte die Engländer um kein Haar mehr, als seine Landsleute sie lieben, allein was die Franzosen im allgemeinen an dem Engländer beneideten, achteten, bewunderten, das beneidete, achtete und bewunderte er speciell an ihnen in einem sklavischen Grade. Ein echter Engländer unter den Franzosen ist wie Gulliver unter den Lilliputanern: er ist unnahbar, überwältigend, unbequem und sogar ein Dämpfer für die Anderen; allein er ist dabei auch so höchst respektabel, so männlich, so distingué, so furchtbar in seiner Ruhe, Gesetztheit und der ihm anscheinend so zur andern Natur gewordenen Selbstbeherrschung, und er ist dabei sehr häufig auch so schmuck und hübsch, daß die Augen Aller, und besonders die der Frauen, immer auf ihm haften. Allerdings kommt man nur schwer dazu, ihn zu lieben, denn man vermag ihm nicht so leicht aktive Sympathieen abzugewinnen; allein alsdann wird man ihn um so mehr aus der Ferne bewundern.

So erging es auch Paul Montague. Die jungen Männer drehten ihre Schnurrbärtchen und flüsterten sich satyrische Bemerkungen über ihn zu, während sie gleichwohl sein ruhiges, kaltes und besonnenes Wesen nachzuäffen strebten. Die jungen Damen aber verwandten kein Auge von ihm und betrachteten ihn mit einer feierlichen Weise, mit einer prickelnden Neugierde, in welche sich doch eine Art banger Scheu mengte.

Clothilde fühlte sich unendlich glücklich, als Paul sie zu einem Stuhle führte. Sie plauderte lebhaft mit dem Engländer, mit welchem sie zwanglos verkehren gelernt hatte, und blickte sich

dabei verstohlen im Kreise um, um zu beobachten, was für einen Eindruck ihre anscheinende Vertraulichkeit mit diesem Hünen auf die übrigen anwesenden jungen Damen machen würde. Allein Montague war etwas zerstreut; sein unstät umherirrendes Auge suchte Madeleinen, die er sicher hier zu treffen erwartet hatte.

Inzwischen lief der alte Monsieur Dumesnil wie besessen herum, zuerst um die jungen Nimrode an einem passenden Platze in der Nähe des Zeltes aufzustellen, wo sie nach Herzenslust ihre heitere, aber etwas lärmende Hornmusik erschallen lassen könnten, worauf sie unter lautem Lachen und Gestikuliren einen wahren Höllenlärm aufschlugen, indem sie die alte und sehr einfache Melodie des Liedes vom König Dagobert zu blasen versuchten. — Sodann aber rief er einige Freiwillige an seine Seite und beauftragte sie, alle die zerstreuten Paare und herumschlendernden Gruppen zusammen zu treiben, die sich mittlerweile in die wonnige, kühle Stille des Gehölzes verlaufen hatten, und hieß seine Helfershelfer die Gäste behufs der beliebten Ronde zum Zelt zurückschicken.

Wir haben vorhin Madeleinen aus den Augen verloren, als sie am Arme des jungen Fremden ebenfalls in's Lustgehölz gegangen war, — ein Gebahren, worüber sich ihre Ehrenwächterin, Frau v. St. Amand, gewaltig entsetzte, denn nach ihren Begriffen war es ein ungeheurer Verstoß gegen jungfräuliche Etikette, daß eine junge Dame am Arme eines hübschen jungen Vicomte sich von der übrigen Gesellschaft trennte.

Nun ist gar nicht zu leugnen, daß in dem Arme, welchen ich als Mann einer Dame reiche, eine entschieden tiefere Bedeutung liegt, als in irgend welcher andern Handlung des Alltagslebens. Es liegt eine Symbolik von wundersamer Wirkung und

Tiefe darin, und es ist nur zu beklagen, daß die Männer sie durch schnöden Mißbrauch herabgewürdigt haben, — eine tiefere Symbolik jedenfalls, als im Hutabnehmen, im Händedruck, im Friedenskusse liegt. Reichen zwei Männer sich den Arm, so bedeutet dieß ein gemeinsames Gefühl, ein Band der Einheit, der Bruderschaft, des gegenseitigen Vertrauens und Schutzes. Reiche ich als Mann aber einer Frau den Arm, so will ich ihr eine Stütze gewähren; sie ist dann wie eine Schlingpflanze, die sich vertrauensvoll um den starken Stamm schlingt. Der echte Mann sollte daher der Dame, die er auszeichnet, immer den linken Arm geben, le bras du coeur, den ‚Arm des Herzens', wie die Franzosen sagen, denn er bringt sie dadurch in die Nähe seines Herzens, welches sie für sich schlagen fühlen kann unter ihrer Hand, während sein kräftiger, rechter Arm frei ist, um sie zu vertheidigen. Dieß jedoch nur beiläufig.

Der Fremde mochte etwas Aehnliches gefühlt haben, als er Madeleinen seinen Arm anbot. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er ihr den Arm reichen durfte; allein ihm dünkte jetzt, er habe ein Recht dazu.

„Herr Dumesnil hat mich beauftragt, mit Ihnen von Paris zu sprechen, mein Fräulein," hub er an; „allein ich bin überzeugt, daß Sie sich weit lieber über das Landleben unterhalten würden!"

— „Und woraus schließen Sie dieß?" fragte Madeleine überrascht.

„Ah! ich konnte auf den ersten Blick wahrnehmen, daß Sie keines jener hohlen, seichten Wesen sind, für welche Paris die ganze Welt ist!"

Madeleine blickte ihm mit steigender Verwunderung in's Gesicht. Sie dachte: dieser Fremde leitet die Unterhaltung auf

eine seltsame Weise ein; aber es gefiel ihr trotzdem, und als sie ihm einmal in's Gesicht geschaut, mußte sie ihn unwillkürlich immer und immer wieder anblicken. Es trat ihr aus diesen Zügen irgend etwas längst Bekanntes entgegen, das sie auf unerklärliche Weise anheimelte und irgend eine verborgene Saite ihres Innern berührte, obschon sie sich hierüber keine Rechenschaft zu geben vermochte.

„Ich für meinen Theil," fuhr er fort, „vermag nicht zu begreifen, wie Leute, welche so glücklich sind, eine solche milde, schöne, friedliche Gegend wie diese hier ihre Heimath nennen zu dürfen, ein Verlangen nach den gemeinen Aufregungen einer Stadt tragen mögen. Wäre ich ein Bretagner, so würde ich die Bretagne nie wieder verlassen. Ich würde Jäger werden und ganz im Walde leben, was meines Bedünkens ein wunderherrliches Leben seyn muß. So mit Tagesanbruch aufzustehen, wenn der Morgenwind frisch und kühl von Osten her sich erhebt, noch unentweiht von den Flüchen und Beschwerden des Werkeltagslebens; hinauszuschreiten in den dichten Forst, wenn der Thau noch an Busch und Gras hängt, mit einer Meute tüchtiger Hunde den wilden Eber aufzusuchen und unter Gebell und Standlaut aus seinem Lager im rauhen Dickicht aufzuscheuchen; und dann, wenn man einige Stunden herumgewandert, sich auf den Wurzeln einer gewaltigen Eiche niederzusetzen, ein Stück Schwarzbrod aus dem Ranzen, ein Messer aus der Tasche zu nehmen, und so ein frugales, gesundes, einfaches Frühstück zu halten, bis man plötzlich das Schnauben und Grunzen des Wildschweins wieder hört, wo man dann die Hunde beschwichtigen und zurückhalten muß, bis der Saufinder das Wild ausgemacht hat und durch sein Verbellen die Richtung angiebt; hierauf die Hunde loszulassen und ihnen leise, verstohlen und doch behend durch das Dickicht

zu folgen, bis man das Thier erreicht, das die Hunde einstweilen festgemacht haben; und nun zu sehen, wie die muthigen Rüden an dem Hauptschwein hängen, das sich ihrer vergebens zu erwehren versucht, wie da einer es am Ohre, der andere am Schwanze, ein dritter am Genick oder Hals gepackt hat, während andere zurückgeschlagen wurden und doch den Angriff erneuern.... und endlich auf das Wild loszugehen, es mit einem wohlgezielten Schusse auf die Stirne niederzuknallen, oder es an den Hinterläufen zu packen und ‚auszuheben', damit unser Jagdgefährte es mit Schweinsfeder oder Waidmesser abfangen kann; ha, das muß fürwahr ein glorreicher Zeitvertreib seyn, ein Vergnügen, des Mannes zehnmal würdiger, als in weibischer Verweichlichung auf den Boulevards von Paris herum zu lungern!...."

Der Vicomte hatte sich in diese Träumereien versenkt; sein Auge blitzte, seine Nasenflügel ebbten und wogten und seine Stimme war lauter geworden, bis er endlich unbewußt hastig vorwärts schritt und die erstaunte Madeleine willenlos nachschleppte.

„Ei, mein Herr!" rief sie lächelnd; „man sollte ja glauben, Sie seyen in der That schon der Jäger, welcher Sie zu seyn wünschten!"

Der Vicomte mäßigte sich und erröthete wahrnehmbar. „Und wenn ich nun . . ." hub er an, brach aber sogleich ab.

„Nun? was wollten Sie sagen?" fragte Madeleine und blickte ihm forschend in's Gesicht.

— „Nichts, gar nichts, mein Fräulein! Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich mich so vollständig in meinen Traum versenkte!"

„Aber Sie wollten doch etwas sagen! Wenn Sie ein Jäger wären — nicht wahr?"

— „Ach ja! ich wollte sagen: „Und wenn ich nun auch ein Jäger wäre, glauben Sie, ich würde deßhalb glücklich seyn?"

„Und warum nicht?"

— „Es ist ein solch' einsames Leben!"

„Oh, keineswegs!" entgegnete Madeleine. „Unsere jungen Männer gehen immer in Gesellschaft auf die Jagd, und bei der Heimkehr von derselben speisen sie zusammen, und beschließen meist den Tag recht fröhich mit einander."

Der Fremde warf stolz den Kopf zurück und sagte: „Glauben Sie denn, mein Fräulein, ich habe von jenen jungen Dilettanten gesprochen, die sich ihr Wild zutreiben lassen und dasselbe in aller Behaglichkeit zusammenschießen? Nein, wenn ich ein Jäger wäre, so möchte ich ein berufsmäßiger Waidmann seyn, ein Förster oder Wildhüter oder — Wilddieb, gleichviel, was von den Dreien! aber mit Einem Worte ein Mann, der nur für seinen Stand und in demselben leben würde!"

„Nun denn, dann würden Sie natürlich auch glücklich seyn!" sagte Madeleine; „solche Menschen haben für nichts Anderes mehr Sinn, als für ihr Gewerbe."

Der Fremde schaute nun seinerseits Madeleine forschend an, und lächelte bitter. „Glauben Sie dieß ernstlich?" fragte er. „Wähnen Sie, wenn ein Mann den halben Tag in der Einsamkeit durch Busch und Wald gewandert sey, und sich endlich Meilen-weit von seiner Behausung zur kurzen Rast niedersetze, so sey sein Herz so öde und leer, daß es keinen andern Gedanken Raum zu geben vermöge, als denjenigen an sein Gewehr und Pulverhorn! Sollen denn nur die jungen Edelleute, die in großen Schlössern wohnen, das Recht haben, romantisch zu seyn, und einen regen Sinn für das Poetische zu hegen? O, nein Fräulein, in diesem Stücke bin ich ein arger Demo-

krat, denn ich glaube fest, daß der Bauer und der Wilddieb um kein Atom weniger kühn und stolz lieben können, als der Adelige!"

Er erwartete eine Antwort von Madeleinen, allein sie blieb stumm, schaute zu Boden, und wunderte sich im Stillen über diesen Mann; und nachdem er eine Weile gewartet, fuhr der Vicomte bitter fort: „Sie glauben vielleicht, mein Fräulein, die Liebe eines Wildschützen und eines bretonischen Bauernmädchens könnte nicht sehr interessant seyn, und Sie mögen theilweise Recht haben. Solche Menschen sind zu schlicht, zu gerade und offenherzig, um Stoff für Romane und Dichtungen abzugeben. Allein nehmen wir einen andern, einen romantischen Fall an! denken wir uns, der Wilddieb sey ehrgeizig in seiner Liebe, er habe die Tochter des adeligen Grundherrn, in dessen Wäldern er dem Wilde nachstellt, von ihrer Kindheit auf beobachtet, er liebe sie, obschon mit hoffnungsloser Leidenschaft — was würden Sie davon denken?"

Madeleine schaute auf; ihr Gesicht war etwas blaß, und sie blickte argwöhnisch auf ihren Begleiter. „Ich würde eine solche Liebe achten, aber bemitleiden!" sagte sie.

„Ah!" rief der Fremde, plötzlich innehaltend, und blickte sie forschend an; „achten würden Sie eine solche Liebe, aber dennoch bemitleiden? Wie aber, wenn . . . wenn Sie selbst der Gegenstand einer solchen Liebe wären?"

— „Mein Herr! . . ."

„Um Vergebung, mein Fräulein! es ist eine Hypothese, die ich nur beispielsweise aufstelle! Gesetzt also, Sie wären selbst der Gegenstand irgend einer derartigen rohen Leidenschaft, könnten Sie dem kühnen Wildschützen verzeihen?"

— „Allerdings, ich würde ihm vergeben, und ihm sogar noch dankbar seyn!"

„Oh! ist es möglich? Sie würden ihm verzeihen und ihm dankbar seyn?" wiederholte der Vicomte mit einer Heftigkeit, vor welcher Madeleine bestürzt zurückbebte. — „Aber könnten Sie es je über sich gewinnen, eine solche Neigung zu erwidern? Antworten Sie mir hierauf offen!"

— „Ich glaube nicht," entgegnete Madeleine. In diesem Augenblicke tönte die Hornmusik, von der Ferne gedämpft, zu ihnen herüber.

„Oh, oh!" rief der Fremde leidenschaftlich, „hören Sie, hören Sie! ich könnte mir beinahe einbilden, ich sey im Walde."

— „Wirklich, mein Herr?" versetzte Madeleine eisig kalt; „und ich könnte mir nahezu einreden, Sie seyen ein verkleideter Wilddieb!"

„In diesem Falle fürchten Sie nichts, mein Fräulein!" gab er mit einem erzwungenen Lachen zur Antwort; „nach der Aeußerung, welche Sie so eben gethan haben, würde ich nicht die Kühnheit . . ."

— „Ach, was seh' ich!" rief Madeleine, sich plötzlich umwendend, um ihn zu unterbrechen, und ließ seinen Arm los. „Ist es möglich? da treffe ich ganz unvermuthet einen Engländer, den ich am wenigsten in der Bretagne zu sehen vermuthet hätte. — Sind Sie es denn wirklich, Herr Montague? wie geht es Ihnen? wie kommen Sie hieher?" rief sie munter, reichte ihm ihre Hand, und schüttelte die seinige herzlich und naiv, wie die eines alten Bekannten. „Sie haben also wirklich Wort gehalten? Das ist schön und löblich!" — Ihr Antlitz glühte, jedoch mehr aus Freude, als aus Verlegenheit, und sie war aus irgend einem Grunde seelenvergnügt darüber, daß sie Paul wieder sah.

Er, seinerseits, war zwar von ihrer herzlichen Begrüßung auf das angenehmste überrascht, allein er fühlte sich gleichzeitig so linkisch und betreten, wie noch nie zuvor in seinem ganzen Leben. Obschon Engländer, hatte er doch lange genug in Frankreich gelebt, um zu wissen, daß junge Damen nie mit jungen Herren allein umherspazieren, außer wenn sie eine sehr gute Entschuldigung oder einen sehr starken Beweggrund dazu haben. Er wußte sich daher Madeleinens Betragen nur auf dreierlei Weise zu erklären: entweder war ihr Begleiter ein naher Verwandter, oder er war ihr Verlobter, oder endlich: sie war kühn genug, sich über die Regeln der herkömmlichen Etikette und Schicklichkeit ihres eigenen Lebenskreises hinwegzusetzen. Der junge Weltmann hatte keine Ahnung davon, daß ein junges Mädchen möglicherweise noch so unschuldig und unbefangen seyn könnte, um kein Vergehen in Dem zu sehen, was in der That auch kein Unrecht war, und so freimüthig und offenherzig, daß es sich nicht von den thörichten Vorurtheilen jener Prüderie leiten ließ, welche oft nur der Deckmantel für das Laster ist. Paul wußte nicht, welcher von den drei Deutungen er den Vorzug geben sollte; um aber das Peinliche der Situation abzukürzen, sagte er:

„Mein Fräulein, Herr Dumesnil hat mich beauftragt, Sie aufzusuchen. Er will eine Ronde beginnen und erklärt, er könne nicht singen, wenn Sie nicht da seyen, um ihn zu begeistern!"

— „Ich werde von Herzen gerne kommen," entgegnete sie; „aber unter uns gesagt, diese Ronden sind sehr langweilig; halten Sie sie nicht auch dafür?"

„Ich habe in der That hierüber kein Urtheil, mein Fräulein, denn ich habe in meinem ganzen Leben noch keine solche Ronde

gesehen. Allein, was für einen Bescheid soll ich dem alten Herrn bringen? etwa, daß Sie sogleich kommen werden?"

— „Ich will Ihnen die Mühe ersparen, mein Merkur zu seyn, und sogleich mit Ihnen kommen, falls Sie nur einen Augenblick warten wollen; aber Sie scheinen sehr große Eile zu haben!"

Paul hatte sich nämlich, vor Eifersucht brennend und von Zweifeln gequält, bereits wieder zum Weggehen angeschickt. Madeleine hing sich jetzt ohne Umstände an des Engländers Arm, und winkte dem Vicomte, sie zu begleiten. Diesem war es zwar unverkennbar sehr ärgerlich, auf solche Weise unterbrochen worden zu seyn, allein in einem Augenblick war er wieder lauter Freundlichkeit und Lächeln, und ging gefällig nebenher, wie ein entthronter Monarch, der gute Miene zum bösen Spiele macht.

„Sie haben mir noch nicht gesagt, wie Sie sich hieher in die Bretagne verirrt haben, Herr Montague!" hub Madeleine von Neuem an.

— „Auf die einfachste Weise von der Welt," gab er zur Antwort. „Sie kennen die Familie de Beaufort! Jenun, der kleine Baron lud mich ein, einige Wochen auf seinem Gute zu verbringen, und war so freundlich, mich heute zu diesem hübschen Feste mitzunehmen!"

„Und wo haben Sie Ihren Freund, Herrn v. Coucy? was ist einstweilen aus ihm geworden?"

— „Ach, mein Fräulein! haben Sie in jüngster Zeit die Journale nicht gelesen?" fragte Montague fast wehmüthig.

„Die Zeitungen? Nein! Aber wie? ist ihm ein Unglück zugestoßen?"

— „Herr v. Coucy?" mengte sich hier der Vicomte in's

Gespräch; „Sie meinen doch nicht jenen demokratischen Verschwörer, der neulich verhaftet wurde?"

Paul betrachtete sich nun den Fremden zum ersten Male, und war unwillkürlich etwas verblüfft, denn diese Züge dünkten ihm so bekannt. — „Doch, doch!" sagte er; „wir reden leider eben gerade von diesem Herrn v. Coucy."

„Wie?" rief Madeleine; „Herr v. Coucy ein Verschwörer? in revolutionäre Umtriebe und politische Attentate verwickelt? Ist es möglich? Ein Mann, den ich für so gediegen, so ruhig, so voll der reinsten Herzensgüte hielt?"

— „Sie haben ihn auch richtig beurtheilt, mein Fräulein!" sagte Montague. „Ich habe allen Grund zu dem Glauben, daß Herr v. Coucy an der Verschwörung gegen das Leben des Kaisers unbetheiligt war."

„Ah!" rief der Vicomte; „da Sie mit jenem Herrn bekannt gewesen zu seyn scheinen, so vermögen Sie uns vielleicht etwas Näheres über jenes Ereigniß mitzutheilen! Könnten Sie mir z. B. nicht sagen, in welcher Weise der Graf Ludowski in jener Verschwörung verwickelt ist?"

— „Was hör' ich? der Graf Ludowski?" rief Madeleine, und wechselte plötzlich die Farbe; „er war also auch bei dem Attentat betheiligt?"

Beide Männer wandten ihre Blicke wie aus gemeinsamem Antrieb ängstlich auf das Fräulein, und schauten sich dann gegenseitig an.

„Es ging in Paris das Gerücht, mein Fräulein," sagte der Fremde, „Graf Ludowski sey einer der Rädelsführer jenes Komplotts gewesen!"

„Wirklich? ich hörte nur, es sey irgend ein Wahnsinniger

verhaftet worden, und das ganze Attentat nur das Produkt des Aberwitzes gewesen!"

— „Allerdings," entgegnete der Vicomte; „es war ein wahrer Tollhausstreich, allein es hatten sich noch mehre solcher Wahnsinnigen daran betheiligt. Kennen Sie den Grafen Ludowski, mein Fräulein?"

„O ja, mein Herr; er war ein vertrauter Freund meines Vaters!"

Die beiden Männer blickten sich abermals an, und jeder erröthete ein wenig, als ihre Augen einander begegneten. Der Vicomte war jedoch vielleicht der kältere von beiden, und zwar mit Recht, wie wir sogleich sehen werden.

„In diesem Falle, mein Fräulein, muß ich die Aeußerung, die ich so eben über ihn thun wollte, für mich behalten!" sagte der Vicomte.

— „Im Gegentheil!" erwiderte Madeleine, „da er ein Bekannter von mir — von unserer Familie nämlich — ist, so interessirt es mich um so mehr, zu erfahren, was aus ihm geworden ist!"

„Oh," sagte der Fremde beinahe bitter, „falls Sie ein persönliches Interesse an ihm nehmen, so werden Sie nicht im Stande seyn, alle seine . . ."

— „Reden Sie nur aus!" rief Madeleine. „Alle seine Verbrechen anzuhören, wollten Sie vermuthlich sagen. Allein Sie haben mich mißverstanden. Da er ein Freund meines Vaters ist, so erschüttert es mich allerdings, ihn als Hochverräther bezeichnen zu hören; allein auf mich selber wirkt die Thatsache nicht zurück. Ich erwarte überhaupt in politischer Beziehung nichts Gutes von der Gegenwart und Zukunft. Revolutionen mögen wohlthätige Folgen haben, allein keine Wohlthat, die sie

im Gefolge führen, vermag genügenden Ersatz zu leisten für die Corruption des Charakters der Einzelnen, welche sie herbeiführen. Heutzutage ist jeder Mann im Stillen ein Hochverräther, wie mich dünkt, und es bedarf nur einer kleinen Versuchung oder Ueberredung oder Gelegenheit, so wird er aus einem Hochverräther in Gedanken auch ein Hochverräther, oder ein Verräther mit der That!"

„Allein es kann gewisse Fälle geben, mein Fräulein," wandte der Vicomte mit etwas unsicherer Stimme ein, „in welchen Hochverrath oder Verrath nur eine Pflicht ist! Es gibt politische Verhältnisse, unter denen eine Sünde erlaubt, ja geboten ist. Was halten Sie z. B. von Charlotte Corday?"

— „Ihre That war abscheulich!" versetzte Madeleine schaudernd. „Ja, mein Herr, mich dünkt, ein Verbrechen ist nie zu entschuldigen. Dem Himmel allein steht das Recht zu über Leben und Tod, und derjenige Mensch, welcher sich dieses Recht anmaßt — gleichviel, ob Mann oder Frau — der versündigt sich an Gott. Die einzige That von Charlotte Corday beugte zwar vielleicht Hunderttausenden von weiteren Morden vor, vermochte aber keine einzige Seele zu retten! Und der Verlust der Seele gilt mir höher, als der des vergänglichen Lebens!"

Die Discussion drohte eine religiöse Wendung zu nehmen — und nichts war dem Vicomte mehr zuwider als Erörterungen über solche Gegenstände; er schwieg daher. Auch Montague schwieg, denn so einfach und verbraucht das Argument auch gewesen war, so hatte es doch aus dem Munde dieses Mädchens einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, und er prüfte in Gedanken seine Richtigkeit.

„Aber lassen wir das!" fuhr Madeleine fort; „ich wünschte

lieber zu wissen, wie der Graf Ludowski in diese Verschwörung verwickelt wurde, und was aus ihm geworden ist."

Der Vicomte warf dem Engländer einen forschenden Blick zu, und schien von ihm die Schilderung jener Ereignisse zu erwarten. Allein Montague hatte gar keine Lust, sich zu verrathen, und der Vicomte mußte daher antworten.

„Der Hergang war folgender, mein Fräulein," erwiderte er. „Eine geheime Gesellschaft, die sich die ‚Jungen Freimaurer' nannte, hatte den Entschluß gefaßt, den Kaiser auf die Seite zu schaffen. Ein Agent der geheimen Polizei, einer jener wunderbaren Männer, die Alles wissen und Alles durchführen können, schmuggelte sich in jene Gesellschaft und machte der Regierung Eröffnungen über die Absichten derselben. Ihre beiden Bekannten, der Graf Ludowski und Herr v. Coucy, waren die Rädelsführer jenes niederträchtigen Bundes!"

— „Um Vergebung," fiel Paul, der seinen Freund nicht geduldig verleumden hören konnte, dem Vicomte in's Wort: „Herr v. Coucy war, wie ich schon erwähnte, keiner von Denjenigen, welche gegen das Leben des Kaisers konspirirten!"

„Allein er ist doch, so viel mir bekannt ward, verhaftet worden, mein Herr," wandte der Vicomte sehr höflich ein.

— „Ungerechterweise, mein Herr!" versetzte Paul spitzig.

„Das ist möglich; allein immerhin war Herr v. Coucy doch Präsident jener geheimen Gesellschaft!"

— „Was im Grunde noch gar nichts beweist," sagte Montague.

„Oho, mein Verehrtester," bemerkte der Vicomte mit einem boshaften Lächeln, — „wenn Sie mit den Geheimnissen jenes Herrn vertraut sind, so muß ich es Ihnen überlassen, die Geschichte zu erzählen!"

— „Mein Herr," entgegnete Paul mit Würde, „ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Herr von Coucy mein vertrauter Freund war."

„Ah, ich bitte tausend Mal um Vergebung," erwiderte der Vicomte und verbeugte sich auf das ehrerbietigste; „allein erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie sehr viel Muth besitzen, wann Sie die Innigkeit dieses Freundschaftsverhältnisses einzugestehen wagen. Künftige Woche wird Herr v. Coucy des Hochverraths überwiesen und zu lebenslänglicher Einzelhaft in einem Zellengefängniß verurtheilt werden!"

— „Und gerade deßhalb, mein Herr, ist Herr v. Coucy nichts desto weniger mein Freund!" erwiderte Montague stolz. „Sollte er verurtheilt werden, so wird es mit Unrecht geschehen, und ich würde nöthigenfalls stolz darauf seyn, mit ihm zu leiden!"

„Dazu können Sie noch kommen, mein Herr!" rief der Vicomte lachend. „Ich entnehme aus den Zeitungen, daß ein Engländer in das Komplott verwickelt gewesen sey, und die Polizei könnte leicht aus Mißverständniß Sie verhaften, da Sie der vertraute Freund eines der Verschwörer waren."

Paul konnte diesen Hieb nicht ertragen. Er erröthete anfangs vor mühsam bewältigter Entrüstung, und erblaßte dann. Wer war denn dieser Mensch, der unbewußt der Wahrheit so nahe kam? und sprach er wirklich unbewußt und absichtslos, oder wußte er wirklich, was er sagen wollte?

Madeleine hatte den jungen Engländer bewundernd angeblickt; es galt ihr keine Eigenschaft so hoch wie die der Treue. Allein seine augenblickliche Verlegenheit und Verblüffung entgingen ihr nicht, und sie bemitleidete ihn, ohne die Ursache davon zu kennen. „Herrn Montague's Geständniß ist wenigstens bei uns

gut aufgehoben," sagte sie begütigend. „Es sind keine Polizeispione hier!"

— „Wer weiß es?" entgegnete Paul mit einem festen Blick auf den Vicomte; „wie Sie vorhin sagten, mein Fräulein, heutzutage ist jeder ein Verräther. Ein Bruder verkauft den andern um einen Louisd'or, und der Mann, welcher so viel . . ."

„Mein Herr," fiel ihm der Vicnmte mit zornglühendem Gesicht in's Wort, „Ihre Worte enthalten eine Verdächtigung, eine Imputation; war dieß Ihre Absicht?"

— „Mein Herr, ich muß Ihnen erwidern, daß ich nicht die Ehre habe, Sie genau zu kennen!" sagte Paul.

„Schon gut, mein Herr! schon gut; wir werden dieß anderswo besprechen. Mein Fräulein, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünschen!"

„Halt, mein Herr! bleiben Sie!" rief Madeleine beunruhigt; „bleiben Sie, mein Herr, und lassen Sie uns dieses Mißverständniß ruhig erörtern!"

Allein der Vicomte wollte sich nicht zurückhalten lassen; er grüßte noch ein Mal durch Hutabnehmen, winkte verneinend mit der Hand und entfernte sich.

„Sie haben ihn beleidigt, mein Lieber!" sagte Madeleine. „Eilen Sie ihm nach und erklären Sie ihm, wie Sie es gemeint haben! O bitte, thun Sie es, um's Himmels willen; er ist anscheinend ganz wüthend."

Paul lächelte, ohne sich von der Stelle zu bewegen, und entgegnete dann: „Wer ist denn dieser Herr, mein Fräulein! Es thut mir wirklich leid, wenn ich in ihm einen Ihrer Bekannten beleidigt habe."

„Dann gehen Sie, und machen Sie Ihr Vergehen wieder gut."

— „Ist er aber auch ein Freund von Ihnen, Fräulein?"

„Mit was für einem Rechte fragen Sie darnach, mein Herr? oder was liegt daran? Ich bitte, ich beschwöre Sie, gehen Sie und söhnen Sie sich mit ihm aus!"

— „Sie bitten mich dringend? Sie befehlen es mir am Ende gar?"

„Wie, mein Herr! würden Sie mir denn gehorchen, wo Sie einer Bitte nicht nachgeben wollten? Ja? — Wohlan denn, so befehle ich es Ihnen!"

— „In diesem Falle muß ich gehorchen, mein Fräulein. Allein sagen Sie mir erst, ob jener Herr ein Freund von Ihnen ist?"

„Warum fragen Sie darnach, oder was für einen Unterschied bedingt dieß? Wer er auch immer seyn mag, Sie hatten Unrecht, ihn zu beleidigen, und Sie müssen es wieder gut machen!"

— „Allerdings; aber wer ist er? Kennen Sie ihn schon lange? Ich will Ihnen sagen, weßhalb ich diese Frage stelle! Es ist Thatsache, daß mir sein Gesicht bekannt erscheint und daß er mir verdächtig vorkommt."

„Wie sonderbar! Denken Sie sich, auch mir erscheint sein Gesicht bekannt!"

— „Wirklich? und wo haben Sie es früher gesehen?"

„Hier; in der Bretagne."

— „Hat er Aehnlichkeit mit irgend jemanden, den Sie jemals genau gekannt haben?"

„Gewiß, seine Züge und deren Ausdruck sind jener Person ganz ähnlich, nur ist sein Haar von anderer Farbe, und er trägt einen Schnurr- und Backenbart."

— „Haben Sie ihn in Nantes gekannt?" fragte Paul begierig.

„In Nantes? — Mit nichten, ich bin in meinem ganzen Leben nie dort gewesen. Aber wo haben Sie ihn denn früher gekannt?"

— „Oh, es kann kaum derselbe Mensch seyn. Die Stimme ist zwar dieselbe, allein der Accent und das ganze Benehmen sind anders. Der Mann, welchen ich kannte, war ein simpler Bürger von Nantes, und dieser Herr hier scheint ein Mann von Erziehung und Bildung zu seyn."

„Dahinter steckt irgend ein Geheimniß, Herr Montague," sagte Madeleine feierlich. „Der Mensch, welchem er vor meinen Augen gleicht, war ein einfacher Wildhüter meines Vaters, dieser Herr dagegen ist mir als Vicomte de la Fosse vorgestellt worden."

— „Dann kann er allerdings nicht derselbe seyn, denn es ist ganz unwahrscheinlich, daß mein Waffenschmied aus Nantes und der Wildhüter des Barons v. Ronville identisch sind; und noch weniger können diese Beiden und ein Vicomte eine und dieselbe Person seyn."

„Gleichwohl ist es ein seltsames Zusammentreffen von Umständen, und sein Gesicht kein ganz gewöhnliches; er hat hübsche Züge, nicht wahr?"

Welcher Mann kann es ertragen, daß man einen Andern hübsch nennt? Paul war kein Heiliger, darum gab er zur Antwort: „Ei nun, das kann ich gerade nicht finden; er ist groß und stark gebaut, allein sein Gesicht ist nicht ehrlich, nicht offen genug, um hübsch genannt zu werden."

Unter diesem Gespräche langten sie wieder beim Pavillon an; Madeleine hatte vergessen, daß sie auf eine Versöhnung der

beiden Männer gedrungen, und Montague war froh, daß sie es vergessen hatte.

Mittlerweile war der Vicomte in der besten Laune durch das Lustgehölz gegangen und hatte sich auf eine Bank hinter dem Zelt gesetzt. „Meiner Treu!“ murmelte er mit triumphirendem Lächeln vor sich hin; „ich sollte eigentlich der Glücksgöttin einen Tempel bauen, denn sie hat mich wunderbar begünstigt. Ich komme hieher, um Madeleinen zu sehen, finde den Engländer wieder, der uns auf solch' räthselhafte Weise entronnen ist, und er läuft mir mit seinen Geständnissen so von selbst in's Garn; ich habe ihn ganz in meiner Gewalt. Aber ich will ihn großmüthig und nobel behandeln; Madeleine soll es erfahren, und er soll einstweilen ganz für meine Zwecke arbeiten, und wenn ich ihn einmal ausgebraucht habe, schicke ich ihn Herrn v. Coucy nach. Doch nein, das werde ich nicht einmal thun, — gewiß nicht! Der Engländer gefällt mir; er hat etwas Edles an sich, und Gott weiß es! ich habe mich lange genug unter gemeinen, niederträchtigen Charakteren herumgetrieben, um das Gegentheil derselben richtig schätzen gelernt zu haben. Auch Herr v. Coucy gefällt mir, und er würde nie verhaftet worden seyn, wenn nicht jener verwünschte alte Thor, Vater Michaux, gewesen wäre! — Bah, die Liebe ist doch eine seltsame Alchymistin! mich dünkt, sie wird noch einen Christen aus mir machen! Ist mir doch jetzt zu Muthe, als wenn ich mich glücklicher fühlen würde, falls Lubowski in Freiheit wäre! Hast Du es gesehen, Antonchen? hast Du die Gluth in ihrem Auge bemerkt, als sie die Neuigkeit hörte? hast Du wahrgenommen, daß ihr plötzliches Erblassen nicht von Kummer, sondern von einer allzu plötzlichen Freude herrührte? Römische Mütter starben vor Entzücken, als sie ihre Söhne gesund und unversehrt aus der Schlacht von Cannä zu-

rückkehren sahen, wie ich in der Schule gelesen habe; und es ist daher natürlich, daß ein Mädchen vor Glück und Freude, die es nicht zu zeigen wagt, schier krank wird, wann es von einem verhaßten Verlobten befreit wird. Ja, mein Antonchen, Du hast nicht umsonst gearbeitet, und dieser Augenblick belohnt Dich für Vieles! Aber bist Du nun glücklich? Nun ja, es geht an; mein Gott, was für ein Gewohnheitsthier ist doch der Mensch!" schloß er, als er aufstand und sich wieder in Bewegung setzte nach dem Pavillon, wo sich so eben eine fröhliche Aufregung unter den Gästen bemerkbar machte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die große Ronde.

Der berufsmäßige Spion und Horcher hatte ohne Zweifel schon interessanteren Auftritten angewohnt, als diejenigen waren, die nun unter dem Zeltdach vor sich gingen; allein es war jedenfalls schon lange her, seit er den Horcher auf eigene Faust und den Spion im eigenen Interesse gespielt hatte, und daher hatte seine gegenwärtige Stellung mindestens den Reiz der Neuheit für ihn. Unsere holden Leserinnen werden ohne Zweifel schon längst errathen haben, daß der sogenannte Vicomte de la Fosse nur unser alter Bekannter Antoine Legrand in einer neuen Verkleidung nnd mit einem neuen Namen war. Wir wollen ihn daher fortan nur bei seinem wirklichen Namen nennen, und nur einige kurze Worte vorausschicken, um zu erläutern, wie er in dieser neuen Rolle hieher kam. Natürlich fehlte es ihm nicht an

Unverschämtheit, und er war für die dem neuen Kaiserreich geleisteten Dienste so reich belohnt worden, daß es ihm auch nicht an Geld fehlte. Allein jedermann wird begierig seyn, zu erfahren, wie es kam, daß der ehemalige Wildhüter seine Rolle so gut spielen und einen so bezaubernden Vicomte abgeben konnte? Darauf entgegne ich zunächst, daß die Vicomtes in Frankreich sehr wohlfeil sind, denn jeder, der ein Einkommen von einigen hundert Louisd'or besitzt, nimmt in aller Gemüthlichkeit diesen Titel an und erzählt den Leuten, er nehme nur wieder auf, was seine Ahnen lange genug besessen, sein Großvater oder Urgroßvater aber während der Revolution aufgegeben haben.

Ferner will ich meinen freundlichen Leserinnen im Vertrauen mittheilen, daß der Stab der Pariser geheimen Polizei eine treffliche Schule für den angehenden Pseudo-Adel ist. Die Affiliirten der geheimen Polizei gehören nicht immer blos den unteren Ständen an, sondern bestehen zum großen Theil aus ruinirten jungen Männern von Stande, die am Spieltisch und an der Börse mit ihrem Vermögen und dem geringen Quantum Ehrgefühl fertig geworden sind, welches sie je besaßen, und deren frühere Verbindungen ihnen wesentliche Vortheile über die Rekruten vom gewöhnlichen Schlage geben. Ja, wir haben an Eugen v. Bribeuil gesehen, daß der Ehrgeiz und die Genußsucht auch arme Söhne des alten Adels unter die Spione der geheimen Polizei führen können. Unter solchen Leuten hatte Antoine in seiner Eigenschaft als Mouchard sich herumgetrieben, denn als vertrauter Agent des Kaisers und rechte Hand des Ministers hatte er eine gewisse Bedeutung in jenem Korps und manche Gelegenheit erlangt, etwas von der Sprache und Ausdrucksweise jener Klasse von Roués und Junkern aufzuschnappen.

Zum dritten ist jeder Franzose und in noch höherem Grade

jede Französin von Natur aus ein Höfling, und man sagt Dir in Paris, Du brauchest nur die erste beste Grisette, die Du aufgreifst, elegant zu kleiden, damit sie eben so gut präsentabel sey, als irgend eine von den reichen Vulgaritäten oder Emporkömmlingen aus dem Plebs, die an Ludwig Philipp's Hofe zu finden waren. Dazu kommt noch, daß die Bauern der Bretagne mit der angebornen Anmuth der Franzosen noch eine angeerbte Würde verbinden, welche die Frucht keltischen Selbstgefühls ist, und Antoine Legrand stand nach Geburt und Erziehung über dem Bauernstand. Ferner war er von Haus aus ein vollendeter Schauspieler; er war verliebt, und Liebe adelt. Kurzum, wir könnten noch ein ganzes Dutzend Gründe dafür angeben, daß ihm das verzweifelte Spiel, welches er schon so lange spielte, endlich zu glücken und ihn seinem stets angestrebten Ziele näher zu bringen schien. —

Die Scene, welche Antoine bei seiner Rückkehr zu dem Pavillon mit ansah, war komisch genug. Herr Dumesnil war in einer großen Aufregung, und rannte wie besessen herum, um seine Gäste zu veranlassen, einen großen Kreis im Freien für seinen Tanz zu bilden; sie aber zogen ihre Freiheit vor und versprachen wohl zu kommen, wie der böse Sohn in der Parabel, kamen aber nicht. Dumesnil hatte aber noch einen schwereren Stein auf dem Herzen: er hatte schon vor drei Tagen die wunderhübschesten Verse gemacht, die er singen wollte, und sich seither dieselben jede Stunde wiederholt, damit er sie sich einpräge. Um denselben aber die gebührende Wirkung zu geben, war es absolut nothwendig, je die dritte Zeile nachdrücklich an irgend eine sichtbare Schönheit an seiner Seite zu richten. Allein wo konnte er eine erglühende Schöne finden? Allerdings war Madame Lamenue da, welche hinter ihrem Fächer schmachtend mit einem jungen

Nimrod kokettirte; aber Madame Lamenue war eine verheirathete Frau, und er brauchte ein junges Mädchen. Es war zwar Fräulein B. da, aber sie war so scheu und kalt, und die junge Gräfin G. war zu hochmüthig. Auch an Fräulein v. Beaufort hatte er gedacht, aber sie war nicht schön genug. Niemand paßte dazu als Fräulein v. Ronville, die allein hübsch und anmuthig und schön und hold genug dazu war, und die sein Auge seither vergebens suchte.

Gerade als seine Verlegenheit den höchsten Grad erreicht hatte, sah er Paul und Madeleinen Arm in Arm unter das Zelt treten, und wollte auf sie zustürzen, als ihn der kleine Herr v. Beaufort am Knopfloche erfaßte und ihm geheimnißvoll zuflüsterte: „Wir sind nun Alle parat, mein Lieber! jeder Hans hat sein Grete, every Shack has his Shill, wie die Engländer sagen. Warum beginnen Sie denn Ihre Ronde nicht? Kann ich Ihnen helfen? Ah, ich sehe, woran es Ihnen fehlt," setzte der kleine Heuchler hinzu, als ob er es nicht schon seit zehn Minuten gesehen hätte, — „Sie sehen sich erst nach Ihrer eigenen Tänzerin um. Halt, laufen Sie mir nicht davon — lassen Sie mich einmal nachdenken! Warten Sie noch ein wenig. Ah! ich hab's. Da ist Clothilde, meine Nichte. Haben Sie meine Nichte gesehen? Sie ist reizend!"

„Bezaubernd," murmelte der unglückliche Alte mit einem gierigen Blick auf Madeleine, wobei die Spitze seiner großen Nase immer röther wurde.

„Sie ist so jung, so zart, so frisch wie der Morgenthau, — so hold wie ein Engel! Soll ich sie rufen?"

— „Gemach, mein lieber Baron, ich will ihr sogleich einen Tänzer verschaffen. Lassen Sie mich nur eine Minute los, ich bitte Sie flehentlich!" sagte der Alte, riß sich verzweiflungsvoll

los und rannte davon, um Madeleinen zu engagiren, die sich diesem Opfer auch lammfromm unterzog. Sie hatte zwar einen Abscheu vor dieser Schaustellung, allein sie wollte um keinen Preis den alten Herrn beleidigen. Herr Dumesnil machte seine zierlichste Verbeugung mit aller Steifheit von 1812 und krümmte seinen magern Arm mit einem bewundernswerthen Lächeln. — „Holdeste Prinzessin," hub er an, „wollen Sie geruhen, der Genius unserer Ronde zu seyn? Ah, Vergebung, mein Herr, daß ich Sie Ihres Schatzes beraube, allein ich will Ihnen einen andern dafür bieten! Sehen Sie, dort ist Fräulein v. Beaufort, eine süße kleine Fee, eine reizende Sylphide, die englisch spricht wie eine Albioneserin! Holen Sie sie, nehmen Sie sie, mein Bester, und schließen Sie sich unserem festlichen Tanze an!" Hierauf eilte er in die Mitte und rief mit Leibeskräften: „Heda, auf die Beine, meine Herren, meine Damen und Fräulein! die Ronde wird gebildet!"

Allein das Schicksal war gegen Herrn Dumesnil; kaum hatte er nämlich seine Aufforderungen erlassen, als draußen vor dem Zelte wieder ein fürchterliches Hornconcert erscholl: die jungen Nimrode, welche nichts von den Vorkehrungen unter dem Zelte wußten, begannen so eben wieder die Melodie des Königs Dagobert in großartigem Style.

„Ah, hole der Teufel den König Dagobert!" rief Dumesnil. „Oh, Vergebung, schöne Nymphe! Welcher von den Herren will die Freundlichkeit haben, diese lärmenden Jäger zum Schweigen zu bringen? Ah, Herr v. Beaufort, Sie sind ja frei! ich bitte, thun Sie es!"

Der kleine Baron war allzu glücklich, sich in irgend welcher Weise geltend machen zu dürfen, und eilte davon, um die musikalischen Dilettanten geheimnißvoll auszuschelten. Endlich bildete

sich die Ronde, die Hörner schwiegen, und der alte Herr sah sich ängstlich im Kreise um, dann rief er: „du lieber Himmel, wo ist denn mein Vicomte? Sie haben ihn ja vorhin mitgenommen, mein Fräulein! was haben Sie denn mit ihm gethan?"

— „Er ist weggegangen," erwiderte Madeleine, welche sich nach dem Anfang des Tanzes sehnte, damit die lästige Frohne desto eher ende.

„Dann müssen wir ohne ihn tanzen; lassen Sie uns beginnen!"

Aber dazu hatten die Gäste des Herrn Dumesnil gar keine Lust, denn sie wollten lieber plaudern, als stille seyn, lieber sitzen als tanzen. Der Alte war in Verzweiflung; er konnte nicht selber Stillschweigen gebieten; die Etikette verbot dieß. Endlich kehrte Herr v. Beaufort zurück, sah zum Glück das Dilemma und rief mit Donnerstimme: „Stille!" — Das hatte eine magische Wirkung — Alles war mäuschenstille.

Jetzt streckte der alte Herr das eine dürre Bein vor, krümmte den einen Arm und begann das Tanzliedchen zu singen, dessen Rundreim beim Herumtanzen der Chor eigentlich hätte mitsingen sollen, was aber mit sehr geringem Enthusiasmus geschah, da die älteren Paare den Chor nur ganz schwach murmelten und die jüngeren sich den Lärm zu Nutz machten, um zu kokettiren und zu schäkern, was ihnen am Ende auch nicht zu verdenken war, da die Ronde mehr als dreißig sehr inhaltsloser Knittelverse hatte.

Antoine hatte sich außerhalb des Zeltes hinter einen dichtbelaubten Strauch gesetzt, von wo aus er unbemerkt den ganzen komischen Auftritt hatte beobachten können, denn die Gestikulationen des alten Herrn, sein Balanciren auf Zehen und Ferse und die süßliche, steife Galanterie, womit er seine faden Schmeicheleien

bei jeder dritten Zeile mit tiefer Verbeugung und zärtlichem Lächeln an Madeleinen richtete, und neben diesem allem seine hellbraune Perücke, sein zahnloser Mund und seine rothe Nase waren höchst belustigend anzusehen. Wann er aber alsdann den Blick auf Madeleinen richtete, um deren Mund jetzt statt ihrer gewöhnlichen Melancholie ein angenehmes Lächeln spielte, wann er sah, wie schön, wie würdevoll, wie anmuthig und graziös sie war, wie vortheilhaft sie von all diesen zimpferlichen Mädchen oder geputzten Dingerchen aus der Nachbarschaft sich abhub, da fühlte er sein Herz vor Freuden überwallen.

Ha! dachte er, das ist das Mädchen, dem ich das Leben gerettet, das ich in seinem Gebete belauscht habe, das ist die Frau, die mich lieben und ehren soll! Sie mag meinethalben den Antoine Legrand verachten, wenn sie will, und sie hat ein Recht dazu, denn sie hat ihren Adel sowohl von der Natur als durch ihre Geburt; allein den Vicomte de la Fosse wird sie nicht verachten, und der alte Baron wird sich von dessen Gelde schon ködern lassen. Aber ich hielt das Spiel bis auf den heutigen Tag für ein sehr leichtes, und doch kostete es mich drei Jahre, um mir einen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen in dem Liebhaber, den sie verachtet, und nun taucht hier im Augenblick, wo ich meines Sieges sicher zu seyn wähne, ein Freund auf, der ihr gefällt, wenn sie auch nicht eben mehr für ihn fühlt. Aber daß sie sich für ihn interessirt, das sehe ich an jedem Blick, an jeder Geberde von ihr. — Es liegt jedoch nichts daran: er ist ja ein Rother, ein Verschwörer, und ich habe ihn in der Hand. Ein Wort von ihm, eine Ahnung daß er mir unbequem wird, und ich vertreibe ihn aus ihrem Herzen schon mit der Kunde, was er ist, ohne zu äußersten Mitteln zu schreiten . . . .

Mitten unter diesem Selbstgespräche brachte der Verlauf

der Ronde Paul und Clothilden in seine Nähe, und er hörte, daß Beide von ihm sprachen. Clothilde schien Madeleinen in den Augen des jungen Engländers schaden zu wollen, indem sie ihm von der Liebelei erzählte, welche Fräulein v. Ronville angeblich mit dem Forsthüter ihres Vaters gehabt, der ihr Liebesbriefe geschrieben habe, welche aber von dem alten Baron abgefangen worden und die Schuld gewesen seyen, daß man Antoine Legrand den Abschied gegeben und fortgejagt habe. Allein Montague hörte nur zerstreut zu, und die Mittheilung verfehlte die beabsichtigte Wirkung auf ihn, während sie Antoine Legrand's Selbstgefühl verletzte und ihn nur in seinem Entschluß bestärkte, Madeleinens Hand zu erringen, koste es auch, was es wolle.

Nachdem Herr Dumesnil noch einige andere Rondes gesungen und seine Gäste sich ganz müde gelacht und gelärmt hatten, verlangte irgend ein vorlauter junger Spaßvogel laut »La Boulangère«. Dieser Vorschlag fand allgemein Beifall und wurde laut unterstützt und Herr Dumesnil, der mindestens noch drei Rondes in petto hatte, mußte mit schwerem Herzen dieselben um des alten thörichten Volksliedes willen aufgeben. La Boulangère ist nämlich eine fade dumme Geschichte, ein veraltetes Volkslied ohne Witz und Saft, das schon in seiner ersten Strophe das Gepräge des Ganzen trägt.

»La boulangère a des écus
Qui ne lui coûtent guère;
J'ai vu la boulangère, j'ai vu,
J'ai vu la boulangère.«

Madeleine hatte nicht die mindeste Lust, die Rolle der treulosen Bäckerfrau zu spielen, darum entschlüpfte sie rasch zum nächsten Sitz, welcher zufällig dicht bei Antoine's Versteck war,

dem es baß gefiel, daß sie zu stolz war, an diesem thörichten Liede Theil zu nehmen. Auch Paul hatte diese Bewegung gesehen und wußte Madeleinens Motive dafür zu würdigen; ohne daher Clothilden erst um Erlaubniß zu fragen, führte er sie zu ihrem Stuhle neben Frau v. Beaufort zurück, verabschiedete sich von ihr mit einer Verbeugung, und ging dann längs der Ronde zu dem Platze hin, wo Madeleine saß.

Herr v. Beaufort war ganz außer sich vor Entsetzen und Entrüstung über das unceremoniöse Benehmen des Engländers. „Hast Du es gesehen, Natalie?" zischte er seiner Schwester in's Ohr; „hast Du bemerkt, mit welchem Interesse er noch so eben mit Clothilden plauderte, und wie kalt er sie nun im Stiche läßt?"

— „Mein lieber Bruder," versetzte die Stiftsdame steif; „Du bist in solchen Dingen ganz blind. Siehst Du denn nicht, wie bewundernswerth Clothilde ihre Karten ausspielt? Sie lockt und ködert ihn bis zu einem gewissen Punkt, und dann bricht sie jählings ab. Durch dieses Spiel von Anziehen und Abstoßen steigert sie nur das Interesse, das sie ihm eingeflößt hat. Er darf seine Hochachtung für sie nicht in seiner Neigung verlieren. Verstehst Du dieß nicht? O, sie ist ein wunderbar gewandtes Mädchen für ihre Jahre, und macht meiner Erziehung alle Ehre."

Der kleine Baron war zwar nicht überzeugt, aber zum Schweigen gebracht, und wandte sich zu seiner kleinen Frau. Paul dagegen wußte es so geschickt einzurichten, daß er von den Tanzenden wie durch Zufall gegen Madeleinens Stuhl angedrängt wurde.

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung!" stammelte er; — „ah! Sie sind es, Fräulein?" setzte er schlau hinzu, als ob er dieß jetzt bemerkt habe. „Ich fürchte, Sie sind von den Strapazen Ihrer Rolle schon ermüdet — wie?"

Paul nahm ohne Umstände neben Madeleinen Platz und ließ sich mit ihr in eine angelegentliche Unterhaltung ein, wovon dem Horcher außerhalb dem Zelte auch kein Wort entging. Paul wollte sich darüber vergewissern, was an dem Gerede wegen des Wildhüters Wahres sey und was Erdichtung, und da er hierin durch die Zudringlichkeit des kleinen Barons oder das Zuvorkommen des Wirthes unterbrochen zu werden fürchtete, nahm er sich kaum Zeit, diesen Gegenstand mit der nöthigen Delikatesse auf's Tapet zu bringen. Madeleine aber durchschaute seine Absicht, wandte die Waffen gegen ihn und brachte ihn durch geschickte Erkundigungen nach Herrn v. Coucy und dessen Schicksal dazu, daß er Alles gestand, was er von dem Messerschmied aus Nantes wußte oder wenigstens gestehen konnte.

Antoine lauschte gespannt, und es that ihm eine Weile wohl, daß die Gedanken der Geliebten sich mit ihm beschäftigten; allein bald kam die Strafe für das Horchen. Die Verwünschungen und Schmähungen, welche Montague auf den Spion aus Nantes häufte, kümmerten ihn nicht; allein die ruhige, kalte, besonnene, unversöhnliche Verdammung seines Benehmens von Madeleinens Lippen verwundete ihn tief.

Endlich drängte sich Herr v. Beaufort an die beiden Liebenden und machte ihren weiteren Mittheilungen ein Ende, worauf Antoine, der längst über seinen Plan mit sich einig war, sich davon schlich und nach dem Wirthshause eilte, wo er die Gensdarmen entließ, seine Stute bestieg und mit verhängtem Zügel davon sprengte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Das Schloß Ronville.

Am andern Morgen erhielten die Prophezeiungen der Stiftsdame einen unerwarteten Dämpfer. Paul erschien sehr heiter, sehr aufgeräumt und in bester Laune beim Frühstück. Er plauderte um die Wette mit den Damen und ließ sich von dem kleinen Baron geduldig beim Knopfloch erfassen und mit endlosem Kohl überschütten. Er sprach dankbar und zufrieden von dem gestrigen Feste, und wies das leise, vorsichtige Entgegenkommen Clothildens nicht ab. Kurzum, die Stiftsdame warf Herrn v. Beaufort mit triumphirender Miene einen bedeutsamen Blick zu, welchen dieser mit einem freudestrahlenden erwiderte. Allein die Mandeln und Malaga-Trauben, das stehende Dessert beim Frühstück auf dem Schlosse Beaufort, waren kaum abgetragen, als Paul an den kleinen Baron die Frage richtete: „Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, mir für heute Morgen die Hellbraunstute zu leihen, Herr Baron?"

— „Ich bin entzückt, wenn ich Ihnen damit dienen kann," versetzte der kleine Baron schmachtend. „Es ist ein herrlicher, ja ich möchte sagen ein himmlischer Tag zu einem Spazierritt, und ich glaube, Frau von Beaufort bedarf heute meiner Dienste nicht!"

„Verzeihen Sie!" sagte Paul, erschrocken über die Möglichkeit, einen Begleiter zu erhalten; „ich wollte damit keinen Spazierritt vorschlagen. Ich weiß ja, wie sehr Ihre kostbare Zeit von allen Seiten her in Anspruch genommen ist; offen gestanden,

ich habe einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, und ich glaubte, es dürfte sich diesen Morgen eine gute Gelegenheit dazu ergeben!"

— „Ah, ja wohl! Allerdings! Ich begreife Sie vollkommen. Ihr Besuch gilt natürlich dem Vicomte de la Fosse, nicht wahr?"

„Nein," erwiderte Montague gedehnt, denn er war entschlossen, die Neugierde seines kleinen Wirthes nicht zu befriedigen.

— „Ah, Vergebung! Ich .... ich verfiel natürlich auf den einzigen Nachbar von uns, welcher meines Wissens die Ehre hat, von Ihnen gekannt zu seyn!"

„Sie vergessen," sagte Clothilde mit niedergeschlagenen Augen und schüchternem geziertem Lächeln, „Sie vergessen, Onkel, daß Monsieur ein Hausfreund auf dem Schlosse Ronville ist!"

Paul lächelte unbefangen. „So weit bin ich zwar noch nicht, mein Fräulein," versetzte er lächelnd, „allein ich bin eine Art Aspirant dieses Postens."

Herr v. Beaufort warf der Stiftsdame einen Blick grimmiger Enttäuschung zu, und die ältliche Dame blickte verzweiflungsvoll die kleine Baronin an, um dem Blicke des Barönchens auszuweichen. Paul dagegen eilte auf sein Zimmer, um sich Reitpeitsche, Handschuhe und Pfeife zu holen; die Stiftsdame schickte Clothilden peremptorisch auf ihr Zimmer, um eine Romanze von Chopin einzustudiren, und die anderen Mitglieder der Familie Beaufort traten zu einer ernsten Berathung zusammen.

Allein Alles war umsonst. Vergebens begleitete der kleine Baron seinen Gast nach dem Stalle, untersuchte die Hellbraunstute mit Kopfschütteln und Bedenken, und äußerte endlich kühn seine Ueberzeugung, das Thier sey zu schwach für den Ritt nach dem Schloß Ronville. Montague schlug ihn aber eben so kühn

aus dem Felde durch die Bitte, ihm den Kastanienbraunen zu leihen. Dieser jedoch war Herrn v. Beaufort's eigenes Reitpferd und Lieblingsthier, und ehe er den Kastanienbraunen von jemand Anderm hätte reiten lassen, würde er lieber Hals und Bein seiner sämmtlichen übrigen Pferde daran gesetzt haben. Darum erreichte Paul endlich seine Absicht und hatte den Fuß in den Bügeln, ehe es zwölf Uhr schlug.

Es war ein frischer, belebender Ritt, welchen Paul auf einem schmalen, steinigen Pfade durch den dichtesten Theil eines dicken, bretagnischen Waldes that, ein heitres Liedchen summend oder blaue Wölkchen aus seinem kurzen Meerschaumstummel blasend. Rehe und Hasen sprangen vor ihm auf und setzten über den Weg, der frische, kräftige Hauch der Waldluft strich ihm um Mund und Ohren, die herrlichen Farnkräuter nickten ihm mit ihren hohen Wedeln zu und fächelten über Felsblöcken voll purpurner und gelber Flechten, zwischen denen die prachtvollen Blüthen des Fingerhuts glühten. Lust und Schmerz zogen ihm abwechselnd durch die Seele: süße Hoffnung auf ein Wiedersehen, auf eine Unterredung mit Madeleinen, zu der er sich wunderbar hingezogen fühlte; und Gedanken der Erinnerung an seinen armen Freund de Coucy. Wie mochte es diesem wohl in seiner Haft ergehen, was für eine Strafe mochte er erhalten? Zugleich fragte er sich selber verwundert, wie und warum es ihm selbst gelungen war, der Polizei zu entkommen, obschon er beinahe gar keine Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte; und diese Gedanken gemahnten ihn dann wieder an den Vicomte und an Madeleinen, und entrangen ihm einige tiefe Seufzer, bis sein Denken in ein waches Träumen überging, und er die Zügel auf den Hals des Pferdes legte und, in den tiefblauen, klaren Himmel hineinblickend, nur seinen inneren Visionen nachhing.

Während wir aber den jungen Engländer seinen Träumen überlassen, wollen wir in unserer Geschichte um einige Stunden zurückgehen, wo wir Madeleine de Ronville noch schlafend und in süßen Träumen finden. Wir wollen hier unseren holden Leserinnen keine weitläufige Schilderung des Schlosses Ronville geben, obschon es uns selber keine Pein wäre, eine solche in einem anderen Buche zu lesen; ja noch weniger würden wir Anstand nehmen, eine solche niederzuschreiben, wenn es in anderm Zusammenhange wäre, etwa in einer Beschreibung der Bretagne. Die Bretagne ist nämlich unser Lieblingsland und verdient unsere Vorliebe auch wirklich im höchsten Grade durch ihre herrliche milde Natur, durch die ursprüngliche Originalität von Land und Leuten daselbst; und in der Bretagne gibt es — trotz der schönen Hügel und reizenden Thäler, der wilden Küste und des dichten Waldes, trotz der Menhirs, Dolmen und all' der anderen seltsamen Steingebilde aus ferner Druidenzeit — kaum etwas Schöneres und Interessanteres, als die seltenen alten Schlösser des heruntergekommenen Adels. Sie bieten allerdings nicht viel Abwechslung dar, denn sie sind alle so ziemlich über Einen Leisten geschlagen, aber der Styl derselben ist jedem Bretagner theuer und werth, und schön genug, um die Wiederholung zu ertragen. Sie sind alle burgartig und sehr fest erbaut aus einem rauhen, purpurnen Stein. Die Vendeerkriege können ein Lied singen von ihrer Festigkeit und Widerstandsfähigkeit. Sie haben alle zwei oder drei feste runde Thürme mit kreuzförmigen Schießscharten für große und kleine Armbrust — Oeffnungen, welche aber weit erfolgreicher für Büchse und Flinte gedient haben. Die meisten dieser Schlösser stehen auf Erhöhungen, inmitten von Gruppen uralter, hundertjähriger Eichen und Föhren, haben einen tiefen Graben um den Fuß der Befestigungen, und

manche von ihnen bedienen sich sogar noch der alten, selbstsüchtigen, behaglichen Zugbrücken.

Der echte Demokrat behauptet zwar, die frevle, freche Soldateska der ersten Revolution habe durch Zerstörung und Einäscherung dieser alten Nester der Feudalherrschaft weit mehr für das Voranschreiten der Civilisation gethan, als hundert Jahre friedlicher Erziehung erzielt hätten; und dieß mag sogar wahr seyn! Aber an Schönheit hat das Land dadurch nicht gewonnen, und alle Schönheit ist aristokratisch. Es liegt sogar in der Schönheit selbst eine höchste Gewalt und ein Vorzug, der jedem Nivelliren trotzt; dieß bekundet selbst die im Nivelliren so gewaltige Zeit durch das eigenthümliche Malzeichen, das sie der von ihr zertrümmerten Schönheit aufdrückt. Allein wer könnte Demokrat seyn in der Bretagne, welche noch um drei Jahrhunderte jünger ist als die anderen Länder? Selbst Paul, der Demokrat aus Gefühl und freier Wahl und aus Ueberzeugung, fühlte dieß und mußte bitter lächeln, als er von Baud nach dem Schloß Ronville ritt.

Jedoch zur Sache! Wenn sich die Schlösser der Bretagne auch von außen gleichen, so sind sie sich doch im Innern sehr unähnlich. Das Schloß Ronville gehört zu den großen Schlössern: es hat einen großen Eingang durch einen kühnen, hohen Bogen, und dahinter einen mit runden Kieseln gepflasterten Hof, welchen der Baron immer frei von Unkraut und Gras sehen will, und um welchen herum Madeleine blühende Schlingpflanzen angelegt und Feuerbohnen und Wicken und Winden gezogen hat. Vor dem Thorweg und jenseit des schmalen, trockenen Schloßgrabens zieht sich ein langer Rasenstreif, mit einer Fahrbahn an seinem Ende hin. Auf der andern Seite des Schlosses senkt sich der Garten terrassenförmig hinab, und auf den Terrassen sieht man

noch eine Menge Buchs- und Eiben- und Wachholderbäume, in bizarre Gestalten von Vögeln und Thieren geschnitten, und zwischen denselben verstümmelte Statuen. Zwischen diesen Gartenterrassen und der Rasenfläche vor dem Schlosse tritt ein großer runder Thurm hervor mit einem spitzen Schieferdache, und in diesem Thurm, welcher eine herrliche, ausgedehnte Aussicht über die ganze Gegend nah und fern beherrscht, liegt Madeleinens Schlafzimmer. Hiemit kommen wir an das Innere des Schlosses. Es waren Zimmer genug in Ronville — ferne Gemächer, hoch oben in entlegenen Theilen, für immer verschlossen und nur von Ratten und Fledermäusen, Motten und Eulen bewohnt, welche Geschöpfe ja auch gewissermaßen etwas aristokratisch Exclusives haben. Diejenigen Zimmer dagegen, welche jetzt noch von Sterblichen bewohnt wurden, waren insgesammt stattlich aufgeputzt worden in jenen Tagen, wo die „Lilienhand der Pompadour scepterlos über Frankreich herrschte durch Frankreichs König, und der salische Ernst sich beugte vor der Galanterie.“ Seither hatte kein Baron v. Ronville mehr Geld genug gehabt, um jene Gemächer wieder bemalen und vergolden zu lassen, und die Wahrheit zu sagen, waren die seitherigen Barone auch von einem allzu rauhborstigen Schlage, um sich viel um ihre Rococo-Salons zu bekümmern.

Nun hatte aber Madeleine de Ronville bei all' ihrer Schönheit auch etwas von dem Charakter einer Eule an sich. Sie schwelgte in der Einsamkeit, in langen, schlaflosen Nächten, im dunklen Schatten breitkroniger Bäume, im Duft von Epheu und Flechten; sie war ganz vernarrt in alte Bücher und in die Dämmerung brauner, getäfelter Stuben. Sie war keine Menschenhasserin, denn sie hatte nie hassen gelernt, und der Haß kam ihr nicht durch den Instinkt zu. Aber sie liebte die Einsamkeit.

den Verkehr mit sanften, leidenschaftslosen Gedanken, das Zwitschern der Vögel und das Säuseln der Winde weit mehr als die Flüche der Männer und die Afterreden der Frauen. Und als daher dieses phantasiereiche Mädchen in das Alter kam, wo ihm eine Wahl zustand, erkor es sich ein kleines Boudoir in einem fernen Theile des Schlosses, welches ganz besondere Reize für das harmlose Geschöpf hatte.

Die Nachbarn rümpften natürlich hierüber die Nase, und prüde, splitterrichtende Stiftsfräulein meinten, Fräulein v. Ronville sey sehr „unabhängig" (ein herbes, inhaltschweres Wort in Frankreich), daß sie so fern von dem Schlafzimmer ihrer Mutter schlafe. Allein Frau v. Ronville war eine schlichte Frau von vielem Verstande, und ließ ihre Tochter gewähren, weil sie sie allzu gut kannte, um zu glauben, daß ihr irgend ein Unfall um ihrer selbst willen und durch eigenes Verschulden zustoßen könne. In diesem Zimmerchen hatte einst eine gepuderte Schöne aus Ludwig's XV. buhlerischer Zeit ihre natürlichen Reize schnöde verballhornt durch Toilettenkünste vor einem großen Spiegel, welcher in ein Fach des Wandgetäfels eingelassen war. Ihr Bildniß hing demselben noch gegenüber und lächelte seinem steifen, geschminkten Spiegelbilde zu, wie sie oft gethan hatte, ehe sie hinunter ging, um die gedrechselten, schwülstigen Komplimente irgend eines Herrn von der Garde zu empfangen, der frisch von Versailles zurückgekehrt war; ihr lebensgroßes Portrait in seiner zimpferlichen Unnatur verunstaltete noch immer das Boudoir durch die Erinnerung an jene Zeit der Thorheit und Eitelkeit, lieh ihm aber auch ganz das Gepräge der Vergangenheit.

Das Zimmer war ganz weiß bemalt; Kränze von Früchten und Blumen in halb erhabener Arbeit faßten die Felder des

Getäfels ein. Das einzige hohe Fenster war mit weißen, rosagefütterten Vorhängen verhangen. Das kleine Bett stand hübsch versteckt in einem gewölbten Alkoven, den die Eitelkeit der Pompadour'schen Zeit mit einem Deckenspiegel versehen und den man mit dünnen Vorhängen abgeschlossen hatte. Es war ein reizendes Winkelchen, ganz geschaffen zum Aufenthalt für ein unvermähltes Frauenzimmer, und solch' ein Wesen lag eben jetzt in diesem seidenen Bettchen, kaum erwacht aus dem gesunden, thauigen Schlafe der Gerechten.

Madeleine erwachte aus Träumen. Gleichviel, von welcher Art dieselben waren; wir haben kein Recht, nach den Träumen eines jungen Mädchens zu forschen, denn nicht einmal seinem Beichtvater stünde solch' ein Recht zu. Aber auf Madeleinens wache Gedanken haben wir Anspruch. — Sie erwachte ruhig, und ihr Auge begegnete dem eigenen Spiegelbilde über sich, und sie wandte den Blick schämig ab, — nicht sich selber wollte sie in's Antlitz sehen, sondern dem Himmel. Darum schaute sie aus ihrem Alkoven hinaus und sah die Sonne so klar und heiter, daß sie der Lust nicht widerstehen konnte, im Bette liegen zu bleiben und nach der Sonne zu sehen.

Es gibt zwei halbe Stündchen, wo gute Menschen immer glücklich seyn müssen — nämlich die halben Stündchen vor dem Einschlafen und nach dem Erwachen, und nichts schafft so leicht angenehme Gedanken, als so im Bette zu liegen und zu gähnen. Daher lag denn auch Madeleine so und sann und sann; und da ihr wenig daran lag, in die Zukunft zu blicken, so versenkte sie sich in die Vergangenheit. Sie rief sich alle Ereignisse des gestrigen Tages in's Gedächtniß, zunächst die Begegnung mit dem Vicomte de la Fosse, sodann diejenige mit dem jungen Engländer. Sie wollte sich selber nicht gestehen, daß der Vicomte eini-

gen Eindruck auf sie gemacht habe; sein Gesicht mißfiel ihr zwar, sie mißtraute ihm, und gleichwohl war er interessant und excentrisch. Es war etwas Mysteriöses, Räthselhaftes an ihm, und dieses kitzelt die Neugier und die Eitelkeit der Frauen. Aber er war kein guter Mensch, das war klar. Kein noch so großer Fond von christlicher Liebe und Milde vermochte sie blind zu machen gegen die zweideutige Arglist, die in seinen Augen lauerte. Und doch — und nun kam eine große, leere Stelle in ihrem Argument, das sie nur durch ein Lächeln und ein Achselzucken ausfüllte, und indem sie sich auf die andere Seite warf! Und als sie sich umgedreht hatte, begann sie sich mit „jenem Engländer" zu beschäftigen, den sie ganz unbestreitbar für einen guten Menschen hielt, denn in seinen Augen und Zügen vermochte sie nur Ehrlichkeit, Offenheit, Edelmuth, Seelengröße zu entdecken. Auch er hatte sie mit einem Ausdruck voll Interesse angeblickt, und schien sich desselben nicht zu schämen, wie der Andere. Und doch! . . . .

Und dießmal ward das weiße Blatt ihrer Gedanken ganz mit Verneinungen ausgefüllt, und da sie sich über sich selber ärgerte, weil sie nicht so viel romantisches Interesse an dem geraden, offenen Engländer, als an dem versteckten Vicomte fühlen konnte, so sprang sie hastig aus dem Bett, streckte dann die Arme aus, warf ihr Köpfchen zurück und that sich gütlich mit einem behaglichen, langen, wachen Gähnen. Hierauf trat sie an das Fenster, öffnete es, athmete die frische Luft des Sommermorgens ein und fühlte sich unnennbar glücklich.

Es ist ein gut Ding, ein schönes Mädchen zu seyn; ist man dabei weise, so kann man mehr Gutes als Schaden stiften, denn wie mancher Mann wird durch Liebe bekehrt, und zwar Männer, welche nicht lieben würden, wo keine Schönheit wäre! Madelei-

nens einfache Toilette ist schnell gemacht; sie bedarf keiner Schminke, wie jene steife Dame dort auf dem Gemälde; ihre Wange ist ja so frisch und rosig, daß ein Schmetterling sie für ein Beet voll Burgunderröschen ansehen könnte. Sie braucht kein Schönheitspflästerchen, um den Winkeln dieser glücklichen, rothen Lippen einen schalkhaften Ausdruck zu geben. Ein einfaches, himmelblaues Kleid von leichtem Stoff ist Zugeständniß genug an Civilisation und Mode. Jetzt kniet sie neben ihrem Bette nieder und schickt ein Gebet gen Himmel, dessen Gedanken die Engel mit Freuden erhaschen. Sobald dieß geschehen ist, setzt sie sich an's Fenster und verbringt ein Stündchen zwischen einem Bande von Lamartine's Gedichten und ihren eigenen, wilden Gedanken, die eigentlich nur lange Abschweifungen und Auswüchse aus den Gedanken des Dichters sind.

Endlich läßt sich von einem fernen Thurme eine dumpfe Glocke hören, — das Signal, welches nach des Barons Willen vor jeder Mahlzeit gegeben wird. Madeleine seufzt. Weßhalb denn? Vielleicht weil jene schweren, dröhnenden Glockenschläge sie aus der Unendlichkeit der Einbildungskraft zurückrufen in die beschränkte Welt der Wirklichkeit. Aber sie schüttelt auch diesen Seufzer ab und trippelt über lange Gänge und hallende Treppen hinunter zu dem Frühstückszimmer. Der Baron, ein echter Freiherr, hochgewachsen und stattlich, tritt in demselben Augenblick durch eine entgegengesetzte Thüre in das Zimmer.

„Ha, wie schön! wie rosig!“ ruft er, als Madeleine ihm entgegeneilt und ihn auf die Stirne küßt. „Ei, ei, meine Kleine, mein herziges Kind!“ fährt er dann fort, hält sie auf Armeslänge von sich und blickt ihr liebevoll in's Gesicht; „wie wunderhübsch und lieblich bist Du heute!“

— „Ach, geh' doch!" sagte sie, wie eine Pfingstrose erglühend, und verschließt ihm den Mund mit der kleinen Hand.

„Nein, nein, ich will sprechen!" versetzt der Baron und wirft den Kopf beiseite. „Siehst Du, das macht die Landluft. Ich sage Dir, Du hast in Paris nicht ein einziges Mal so gut ausgesehen. Zum Geier mit Paris und allen Städten! Man soll mich aufknüpfen als einen Revolutionär, wenn ich je wieder nach Paris gehe! Was meinst Du, Kind?"

— „Ach, bester Vater, schwören Sie nur einen Eid darauf, und ich will Sie dafür segnen!"

„Wie? Du hassest also auch das Stadtleben?"

— „Gewiß, ich möchte gar nicht wieder von Ronville weggehen!"

„Nun ja, das wäre schon recht; aber wie willst Du denn in dieser Einöde einen Mann bekommen?"

„Stille, stille!" ruft Frau v. Ronville, welche in diesem Augenblick ebenfalls in's Zimmer tritt. „Warum willst Du denn dem Kinde solche Gedanken in den Kopf setzen? Wozu ihr einen Mann geben? Fürwahr, dazu wird es in zwei Jahren noch Zeit genug seyn!"

— „Danke, beste Mutter! ich danke Dir recht für diese Zusage!" ruft Madeleine und fliegt an den Hals der Baronin.

Der Baron schüttelt bedeutsam den Kopf und sagt: „Aha, Madame! pfeift es nun aus diesem Tone, seit der Graf zum T— ist?"

Madeleine wendet ihr Köpfchen ab, setzt sich dann, um ihr Unbehagen zu verbergen, auf ihr gewohntes Plätzchen am Tische, klappert ungeduldig mit dem Messer und ruft:

— „Meine Damen und Herren, das Ragout wird kalt!"

„Ach ja, das Ragout!" sagt der Baron. „Es ist ein wahrer Trost in diesen armseligen Sommertagen, wo es nichts Anderes

zu schaffen gibt, daß man sich die Zeit noch mit Essen vertreiben kann. Ich hätte aber nicht einmal Appetit, wenn Du nicht wärest, mein Kind; allein es thut Einem in der Seele wohl, Dich so hübsch zu sehen!"

„Komm doch, alter Querkopf!" sagt die Baronin, das Ragout vorlegend; „man sollte fast glauben, Du seyest in Deine eigene Tochter verliebt!"

— „Meiner Treu, das bin ich auch, liebe Seele, denn sie sieht genau so aus, wie Du damals warst, als ich Dich das erste Mal in Boisjugon sah, nur daß Du damals à la Grecque gekleidet gingst, was eine wunderschöne Mode war!"

Frau v. Ronville erröthete wie ein junges Mädchen; es war ein Erbstück in dieser Familie, jenes reizende Erröthen, das von der Mutter auf die Töchter sich fortverpflanzte als eine Zierde mehr für den herrlichen Teint. Das Frühstück verlief unter angenehmem Geplauder. Der Baron war in der trefflichsten Laune, und die gute Baronin war ohnedem nie aus ihrem Gleichmuthe zu bringen. Nach dem Frühstück brachte Etienne dem Baron den Kaffee, die Baronin holte den Cognac herbei, und der alte Herr begann sich seinen Gloria zu mischen. „Etienne!" rief er dem abgehenden Diener nach; „sage Pierre, er solle die Calesche einspannen und in einer halben Stunde vorfahren lassen!"

— „Wohin willst Du denn, Papa?"

„Nach einem Orte, der Dir sehr wohl gefällt, Kind!"

— „Mir? Ich wüßte keinen Ort, der mir besser gefiele als dieses Schloß!" sagte Madeleine.

„Bravo! eine echte de Ronville! Das Kind schlägt seinem Vater nach, Madame, wie Sie sehen! Willst Du sie verstoßen?"

— „Sage mir, Herzensväterchen, wohin Du gehst?" bat

Madeleine schmeichelnd und drängend, und rückte an seine Seite heran und blickte in seine Kaffeetasse.

„Ah, Fräulein, wenn Du etwas Gloria von mir haben willst, so schätz' ich, ich muß es Dir wohl sagen. Gefällt Dir Trenoc nicht?"

— „Das Schloß Trenoc? Und dorthin gehst Du? O Jubilate! da wirst Du mich doch natürlich mitnehmen!"

Der Baron zog den Löffel zurück, womit er so eben Gloria in seiner Tochter Tasse gegossen hatte, und blickte ihr mit einem scheinbaren, aber angenommenen Ernste in's Gesicht. „Natürlich, sagst Du? natürlich? was soll denn das heißen?"

— „Es soll heißen, mein Herzensväterchen, daß Du nie ohne mich nach Trenoc gehen darfst, und wenn Du heute hingehst, so werde ich mit Dir gehen, gleichviel, ob Du es willst oder nicht. Weißst Du es nun?"

„Frauchen, rufe mir Etienne, klingle nach Pierre, daß sie mir zu Hülfe kommen! Die junge Dame da wächst mir über den Kopf! Heda, Hülfe, Hülfe!" rief der alte Baron und lachte über seinen eigenen Scherz aus Leibeskräften.

— „Aber willst Du mich denn wirklich nicht mitnehmen, Papachen?" fragte Madeleine und schmeichelte ihm noch einen Löffel voll Gloria ab; — „ah, wie trefflich Du heute Deinen Gloria gemischt hast!"

„Kleine Katze, wer hat Dich nur gelehrt, Deinen alten, tollköpfigen Vater durch Deine Schmeicheleien so um den Finger zu wickeln? Aber in allem Ernste, mein Herzchen, heute gehen ich und Deine Mutter allein nach Trenoc!"

— „Und weßhalb denn? was wollt ihr denn dort thun?"

„Je nun, den Bewohnern des Schlosses einen Besuch abstatten."

— „Ach geh' doch, Väterchen, Du scherzest! Die einzigen Bewohner von Trenoc sind Eulen und Fledermäuse!"

„Vögel Deines Gelichters, mein Kind! Aber im Ernste gesprochen, es ist wieder ein menschlicher Bewohner im Schlosse Trenoc, ein charmanter Mann, und ihm gilt unser Besuch!"

— „Und wer ist er?" fragte Madeleine verwundert.

„Wie, wenn es wieder der Graf wäre?" sagte der Baron lauernd.

— „Ach geh', Papachen, necke mich nicht!" entgegnete Madeleine und wandte rasch den Kopf ab, denn schon der Name dieses Mannes schien ihr Beklemmung zu verursachen.

„Du hast Recht, mein Kind; der Name jenes Mannes soll nie wieder hier genannt werden, — namentlich jetzt, wo Du Alles weißst, obschon wir es Dir zu verschweigen versucht hatten. So wisse denn, das Schloß Trenoc gehört nun einem Vicomte de la Fosse, und diesem neuen Nachbar gilt unser heutiger Besuch."

— „Ist es möglich? dem Herrn, den ich gestern traf? Aber wie kommt Trenoc an ihn, und woher kennt ihr ihn?"

„Er hat Trenoc gekauft und möblirt es nun in Eile, und wir kennen ihn, weil er gestern, während Du bei Herrn Dumesnil tanztest, die Artigkeit gehabt hat, zu uns herüber zu reiten und uns einen Besuch zu machen."

„Und es ist ein charmanter junger Mann," setzte die Baronin hinzu; „ein Mann von bester Erziehung und ein echter Legitimist!"

— „Aber er war doch gestern ebenfalls bei dem Feste, Mama; es kann nicht eine und dieselbe Person seyn!"

„Doch, doch, mein Kind, der Vicomte sagte uns, er sey gerade von Herrn Dumesnil weggeritten; aber er ließ gar nichts

davon verlauten, daß er Dich dort getroffen habe," äußerte die Baronin; und Herr v. Ronville setzte hinzu:

„Der Vicomte gestand uns im Gegentheile, er habe das Fest so langweilig gefunden, daß er sich bemüht habe, so bald wie möglich davon los zu kommen. Was sagen Sie dazu, mein Fräulein?"

Madeleine begnügte sich mit einer Geberde der Verwunderung.

In diesem Augenblick trat Etienne wieder ein und meldete dem Baron, daß der Wagen vorgefahren sey.

„Und was soll ich nun beginnen, wenn ich so ganz allein zu Hause bin?" fragte Madeleine wehmüthig.

— „Treibe jetzt, was Du sonst immer treibst, wenn Du Dich fortschleichst in den Wald und stundenlang dort allein bleibst! Was sagst Du dazu, mein Kind?"

„Ich kann jetzt nicht mehr dort lesen, wie ich früher that, Papa!" entgegnete Madeleine. „Paris hat mich verwöhnt — ich will nun leben, nicht lesen!"

— „Das heißt, Du willst lieber mit uns nach Trenoc gehen; aber das paßt sich für heute nicht. Allein Du mußt Dich jetzt auf irgend eine andere Weise unterhalten, und Du magst deßhalb Dir Ninon satteln lassen und ausreiten, wenn Du willst; Du mußt mir jedoch versprechen, nicht über den Park hinauszureiten!"

Madeleine klatschte vor Vergnügen in die Hände und rief: „Dank, tausend Dank, Väterchen! das kommt mir heute ganz erwünscht!" — Und sie küßte den Vater auf die Stirne, die Mutter auf die Wange und begleitete sie bis zum Wagen, wo sie sie beinahe ohne Neid wegfahren sah.

Dieses Küssen ist in den französischen Familien in der Pro-

vinz etwas ganz Alltägliches; es geht Morgens, Mittags und Abends, und unter allen nahen Verwandten und vertrauten Freunden vor sich. Männer küssen ihre Väter, Mütter, Schwestern, Großväter, Oheime und Neffen, aber niemals ihre Ehefrauen. Mädchen küssen ihre Freundinnen, ihre Neffen, die noch schulpflichtig sind, und treiben große Ostentation mit ihrer Anhänglichkeit an Großpapa's und Großoheime. Kurzum, tout le monde s'embrasse, jedermann küßt sich, wie beim Finale einer melodramatischen Komödie. Mir für meinen Theil gefällt dieser Brauch, denn wir guten Deutschen sind darin etwas zu prüde, um unsere Empfindungen auf solche Weise an die Erscheinung treten zu lassen, und namentlich unsere Frauen haben die Grille, sich scheu und beinahe verletzt zurückzuziehen, wenn ihnen jemand wärmer entgegentritt, als die steife Etikette es haben will. Und doch liegt ein so schön menschlicher Gedanke darin, einen Andern mit einem Friedenskuß auf Wange und Stirne zu begrüßen. Statt dessen aber haben wir es schon erlebt, daß Frauen von einem gewissen Alter, allein von wirklicher Achtbarkeit sich beinahe entrüsteten über unsere Vertraulichkeit, als wir ihnen beim Eintritt in ihren Salon vor einem kleinen Kreis die Hand küßten. Wären sie vielleicht unter vier Augen weniger davon indignirt gewesen? Wir wollen dieß unerörtert lassen. Aber so viel ist gewiß, daß bei uns die Bezüge von Kindern zu Eltern, von Gatten zu Gatten etwas wärmer seyn dürften, und ein Kuß würde sicher von Zeit zu Zeit einigermaßen die latente Wärme entbinden. Jedoch zurück zu unserem schönen, einsamen Mädchen!

Nur Dummköpfe und Langweiler führen ein eigentlich monotones Leben. Sind die äußeren Um- und Zustände auch täglich dieselben, so wechseln Geist und Wesen von Leuten, welche einiger Beachtung werth sind, deßhalb um kein Jota weniger, als die-

jenigen von Anderen, welche das chamäleon-artige Daseyn der Bewohner großer Städte führen. Nur liegt der Vorzug bei einem sogenannten eintönigen Leben darin, daß die Veränderungen nur innerlich anklingen.

Niemand sprang mehr vom Ernst zur Ausgelassenheit, vom Trübsinn zum Lächeln über, als dieses Mädchen, welches oft Wochen lang niemals andere Gesichter sah, als diejenigen seiner steten Umgebung. Allein gerade an diesem Tage konnte Madeleine keine rechte Ruhe finden. Irgend ein künftiges Ereigniß hatte ohne Zweifel seinen Schatten im Voraus auf sie geworfen. Sie, die sich gewöhnlich so glücklich fühlte, mit ihrem Band von Victor Hugo und Lamartine allein zu seyn, vermochte heute keine einzige Zeile von beiden zu verstehen; was sie aber nicht verstand, vermochte sie noch weniger zu würdigen, und legte es deßhalb bei Seite. Wäre sie ein Mann gewesen, so hätte sie sich eine Pfeife angesteckt und ihre Aufregung in Wolken beschwichtigt, bei denen ihr eigener, süßer Athem der Boreas gewesen wäre. Da sie aber ein Frauenzimmer war, so hatte sie kein Mittel dagegen, als herumzurennen, zu tanzen, zu singen, und dem alten Pierre, der die Rosenbäumchen am Rasenplatze aufband, wie der leibhaftige Engel der Glückseligkeit und Schönheit zu erscheinen.

„Pierre, komm' einmal hieher!“ rief sie dem Alten zu, der mit freundlichem Grinsen zu ihr aufblickte und heranhumpelte; „lieber Pierre, sey so gut und sattle mir sogleich meine Ninon!“

— „Wie? Mademoiselle will ganz allein ausreiten?“

„Nur durch den Park, Alter! Aber spute Dich, Pierre, denn wenn ich mir nicht bald eine heftige körperliche Bewegung verschaffe, so werde ich toll werden!“

Dem Alten wollte bedünken, sie sey bereits ein Bißchen ver-

rückt. Fünf Minuten später erschien sie im Stallhofe und sah in ihrem hübschen Reitkleide reizender aus, als je.

Ninon war eine jener wunderhübschen kleinen Stuten, welche man im südlichen Frankreich durch Kreuzung der algierischen Berberpferde mit der reinen provençalischen Race züchtet. Pierre hob seine Herrin leicht in den Sattel, und sie sprengte davon über die Wiese hin nach dem Wald; ihr Schleier und ihre langen Locken wallten hinter ihr im Winde, ihre Wange glühte, ihr Auge und Gesicht strahlten von Freude, ihre Lippen sogen gierig den frischen Waldhauch ein, und Alles an ihr athmete Leben und Lust und Freude an der aufregenden Körperbewegung — sie war eine echte berittene Diana.

Der sogenannte Park war ein Theil des Waldes, der dicht an das Schloß stieß und mit einem Zaune eingefriedigt war. Mitten in diesem Forste war ein langer, breiter Weg durchgehauen, den man die „grüne Allee" hieß, ein wunderschöner Platz zu einem Ritte, mit einem weichen, reichen Rasenteppich unten und einem grünen Gewölbe von Aesten und Zweigen oben. Diese Allee ritt Madeleine in vollem Galopp hinab, schwenkte dann herum und sprengte wieder zurück, und dieß wiederholte sie mehrmals, bis Ninon tüchtig in Athem war. Am fernen Ende der Allee stieß diese unter rechtem Winkel an einen andern kleinen Fahrweg, welcher den Park abgrenzte und mit einer grünen Hecke eingefriedigt war; der ganzen Breite der Allee entsprach in dieser Hecke ein niedriges Thor, und schied so die Allee von einem schmälern Holzabfuhrwege, der tiefer in den Forst hinein lief. Vor diesem Thor nun hielt die schmucke Tochter Eva's das pustende Pferd an und blickte sehnsüchtig in die dunklen Schatten des verbotenen Waldweges jenseit des Thores hinein; sie stützte den Arm auf den Hals ihres Thiers, senkte

den Blick zu Boden und versank nach ihrer gewohnten Weise in eine Träumerei. Auf einmal ward sie jedoch aufgeschreckt durch das plötzliche, heftige Bellen eines kleinen, rauhhaarigen Dachshundes, welcher es für seine Pflicht hielt, der Stute an die Beine zu fahren.

Madeleine schlug die Augen auf und sah aus dem dunklen Waldpfad jenseit der Barrière einen einzelnen Reiter langsam herauskommmen, welcher das liebliche, sinnige Frauenbild vor ihm verwundert und entzückt betrachtete. Im Nu erkannte sie in dem Herankommenden Paul Montague, und ihre Wangen und Stirne erglühten bis zum Hals vom rosigsten Erröthen. Paul ritt ruhig bis an den Thorzaun heran, nahm seinen breitrandigen Hut ab und verneigte sich tief im Sattel.

„Darf ich hereinkommen, mein Fräulein?" fragte Montague und deutete auf das Thor.

Madeleine wußte nicht, was sie antworten sollte, und Paul, der ihr Schweigen für eine Einwilligung annahm, sprengte gerade über das Thor, als sie ausrief: „Nein, mein Herr!"

„In diesem Falle bitte ich tausendmal um Verzeihung, mein Fräulein, daß ich Sie in Ihrer Einsamkeit gestört habe. Ein Bauer sagte mir dort unten, ich könne auf diesem Waldwege das Schloß erreichen, und deßhalb kam ich hieher!"

— „Sie wollten also auf das Schloß, mein Herr?"

„Ja, mein Fräulein, ich wollte mir das Vergnügen machen, der Frau Baronin, Ihrer Mutter, einen Besuch abzustatten."

— „Ich bedaure sehr, mein Herr, daß meine Mutter nicht zu Hause ist."

„Oh! Aber vielleicht wird der Herr Baron geruhen mich zu empfangen," entgegnete Montague, einigermaßen verletzt über diese steife, kalte Aufnahme.

— „Er ist ebenfalls ausgefahren, mein Herr!"

— „In der That, dann muß ich allerdings . . . ." Er zögerte, vollends auszureden, denn er wartete, daß Madeleine ihn unterbreche; als sie aber schwieg, sagte er: „Dann muß ich allerdings wieder zurückreiten."

„Ich bedaure, daß Sie dieß müssen, mein Herr," sagte Madeleine; „aber Sie sehen, daß ich Sie in Abwesenheit meiner Eltern nicht im Schlosse empfangen kann."

Die ganze Zeit über hatte Madeleine heimlich den jungen Engländer beobachtet, der sich im Sattel sehr hübsch ausnahm, während er seinerseits sein Auge ebenfalls an ihrem lieblichen Anblick waidete. Wäre er ihr auch nicht zuvor schon gut gewesen, so hätte er sich doch in diesem Augenblick in sie verliebt. Er zauderte, was er thun sollte; es war so hart, nach einem langen Ritt auf solche kalte Weise wieder heimgeschickt zu werden.

„Alsdann, mein Fräulein," sagte er gedehnt und zögernd, um die Unterredung in die Länge zu ziehen, „alsdann möchte ich Sie bitten, mich dem Herrn Baron und der Frau Baronin zu empfehlen, und denselben mein außerordentliches Bedauern auszudrücken, daß ich nicht das Vergnügen gehabt habe, sie zu Hause zu treffen."

— „Ich werde Ihren Auftrag getreulich bestellen, mein Herr. Ich bin überzeugt, meine Eltern werden es nicht minder bedauern, Sie verfehlt zu haben."

Paul wartete noch immer, aber vergebens, dann sagte er: „Ich hoffe, das Glück wird mir ein ander Mal günstiger seyn!"

— „Das hoffe ich ebenfalls, mein Herr. Mein Vater und meine Mutter fahren selten mit einander aus; Sie werden also sicher seyn, beinahe immer Eines von Beiden zu Hause zu treffen."

„Au plaisir de vous revoir, mademoiselle!“

— „Adieu, monsieur!“

Paul war sehr ärgerlich und trieb sein Pferd gegen die Barrière heran, um darüber hinwegzusprengen. Nun war aber Ninon, wie die meisten Pferde, sehr nachahmungssüchtig und zur Nacheiferung geneigt, und konnte nicht ruhig stehen bleiben, während die Hellbraunstute über die Barrière setzte. Sie machte sich daher Madeleinens schlaffen Zügel zu Nutze, setzte ganz ruhig über die Schranke wie ein junger Windhund und warf ihre arglose, sich dessen nicht versehende Reiterin beinahe aus dem Sattel.

Paul ließ boshafterweise seinem Pferde den Zügel schießen, und die beiden Pferde sprengten schon wie im Wettrennen neben einander her, ehe Madeleine noch Zeit hatte, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, und ihr schwacher Arm besaß nun nicht mehr die Kraft, Ninon zum Bewußtseyn ihrer Pflicht zu bringen. Die erzwungene Zurückhaltung des Mädchens wich aber in der Bewegung, und als endlich Paul nach einem langen Rennen sein Pferd zügelte und dadurch auch Ninon zum Stehen brachte, brach Madeleine unwillkürlich in ein heiteres Lachen aus.

„Du böse, böse Ninon!“ rief sie und klopfte dem Pferde mit ihrer kleinen Hand auf den Nacken; „siehst Du nun, wie Du mich Papa's Weisungen ungehorsam gemacht hast? Ach mein Herr, was soll ich thun? Ich versprach, nicht über den Park hinaus zu reiten, und ich breche nie ein Versprechen.“

— „Es war mein Fehler, mein Fräulein, und Sie müssen mir alle Schuld beimessen. Ich hätte Sie warnen sollen, Ihr Pferd zu halten. Allein nun der Rubicon einmal überschritten, ist es gewiß kein Vergehen, weiter zu reiten. Wäre ich an Ihrer Stelle, so würde ich meine Freiheit genießen.“

„Ach, mein Herr, ich schäme mich vor Ihnen. Nein, ich werde sogleich wieder zurückreiten. Adieu, mein Herr!“

Paul hielt stille, um Madeleinen zu beobachten. Nun war Ninon ein lebhaftes junges Pferd von guter Zucht, wohlgenährt, eigensinnig und stätisch. Ninon hatte sich offenbar in den Kopf gesetzt, es sey angenehmer in Gesellschaft als allein die grüne Allee entlang zu galoppiren, und sie wollte nun ihren Willen durchsetzen. Als sie daher zu dem Thorzaune herankam, weigerte sie sich, ruhig darüber hinweg zu setzen, und schwenkte links ab. Madeleine erröthete und sah sich verlegen um, und ihre Verlegenheit stieg noch, als sie wahrnahm,, daß der Engländer sie aus der Ferne beobachtete. Allein Madeleine hatte Charakter genug, sich nicht von einem Pferde besiegen zu lassen; daher sprengte sie Ninon zum zweiten Male gegen den Thorzaun an. Dießmal bockte das Pferd, schlug aus und warf sich auf den Hinterhufen herum, anstatt über die Barrière zu setzen. Jetzt stieß Paul seinem Braunen die Sporen ein und ritt vorwärts, um Ninon's eigensinnige Laune brechen zu helfen.

„Bitte, bemühen Sie sich nicht!“ rief Madeleine, als sie mit glühenden Wangen an ihm vorüberritt; „das nächste Mal soll es mir schon gelingen.“

Allein Montague wußte wohl, daß Französinnen keine gebornen Amazonen sind (die Bretagnerinnen allerdings ausgenommen, von denen das Sprüchwort sagt, sie seyen entre cheval et mer, zwischen Pferd und Meer, geboren), und bemerkte, daß Madeleine trotz allem Muth und Eifer doch nicht Geschicklichkeit genug besaß um über das Dilemma uud die Barrière zugleich hinweg zu kommen.

„Ich kann es durchaus nicht zugeben, daß Sie noch einen Versuch machen, wenigstens nicht einen Versuch allein!“ rief er

ihr zu. „Ihr Pferd hat, wie Sie sehen, kein so strenges Pflichtgefühl wie seine Herrin; erlauben Sie mir aber, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß Ihr Pferd, ganz unähnlich seiner Herrin, mir gerne folgen wird, wenn ich voranreite!"

Diese Bemerkung trieb Madeleinen von Neuem das Blut in die Wangen, und sie erwiderte: „Dann muß ich Ninon eine bessere Lehre geben. Ich bin entschlossen, meinen Vorsatz durchzuführen!"

— „Und ich bin entschlossen, Sie dieß Wagniß nicht allein bestehen zu lassen!"

„Sie wollen also eine Lanze mit mir brechen, mein Herr?"

— „Es wäre von mir sicher keine Feigheit, wann ich es mit einer so vorzüglichen Reiterin versuchte!"

„Sie verspotten mich, mein Herr! Jetzt will ich es erst allein versuchen. Komm', Ninon!" sagte sie und trieb das Pferd zu einem dritten Versuch an.

Paul folgte ihr dicht auf den Fersen und gewann dann weislich den Vorsprung. „Wohlan denn!" rief er; „Sie bedürfen nun keinen Muth, sondern blos Kaltblütigkeit. Sachte, sachte hier; und nun nehmen Sie das Pferd herauf, und — jetzt hinüber!"

Beide Pferde stiegen und sanken gleichzeitig, und Madeleine staunte über die Leichtigkeit, womit der Sprung ausgeführt worden war. — „Ah, mein Herr, das war recht böse! Sie hätten mir ganz freies Spiel lassen sollen!"

— „Hätt' ich dieß gethan, mein Fräulein, so wären Sie jetzt nicht diesseit der Barrière. L'union c'est la force, — Einheit ist Kraft. Wie oft braucht man zwei Leute, um die einfachsten Dinge auszuführen. Allein jetzt, nachdem ich meine Schuldigkeit gethan habe, darf ich nicht vergessen, daß ich eigentlich

ein Eindringling hier bin. Ich werde mich alsbald entfernen, aber dieß Mal möcht' ich Sie bitten, mein Fräulein, Ihr Pferd recht fest zu halten!" schloß er mit einem tiefen Gruße.

„Halt, mein Herr! bleiben Sie!" sagte Madeleine. Paul ließ sich dieß nicht zwei Mal sagen. „Sie haben einen langen Ritt gemacht und werden einige Erfrischung nöthig haben. Wenn Sie mich nach dem Schloß begleiten, werde ich den Befehl dazu ertheilen!"

— „Ah, mein Fräulein, ich bin Ihnen außerordentlich verbunden," entgegnete Montague mit einer gewissen steifen Würde; „allein ich versichere Sie, ich kann alle Erfrischungen entbehren. Der Ritt ist nicht lang — nur drei Lieues, eine Kleinigkeit! — und ich möchte in Abwesenheit der Frau Baronin nicht auf dem Schlosse lästig fallen!"

„Aber sehr wahrscheinlich sind meine Eltern inzwischen zurückgekehrt, und es ist so warm und Ihr Weg so staubig!"

— „Keineswegs, mein Fräulein! daran hab' ich keinen Augenblick gedacht!"

„Aber ich befehle es Ihnen, mein Herr!"

— „In diesem Falle muß ich gehorchen!" erwiderte er mit einer tiefen Verbeugung.

„Nein, gehorchen Sie nicht, wann es Ihnen unangenehm ist!"

— „O natürlich, höchst unangenehm! Es ist eine furchtbare Strafe, in der Gesellschaft des Fräuleins v. Ronville zu seyn — es ist eine wahre Frohn, in das Schloß eingeführt zu werden, von dem ich so viel Gutes gehört habe, und welches zu sehen längst mein sehnlichster Wunsch ist!"

Madeleine brach in ein heiteres Lachen aus und rief: „Kommen Sie, mein Herr; ich schlage den Kampf aus; lassen Sie

uns Freunde seyn!" Damit reichte sie ihm ihre niedliche weiße Hand, die er mit mehr als freundschaftlicher Wärme drückte, worauf eine kleine Pause entstand.

„So waren denn also Frau und Herr v. Ronville nicht allzu weit von Hause entfernt?" hub Paul endlich an.

— „Wie, mein Herr? Trauen Sie mir eine Unwahrheit zu?"

„Ei behüte, — nicht im entferntesten! Ich meinte blos, bestes Fräulein, Sie hätten — als Sie mir vorhin sagten, Ihre Eltern seyen nicht zu Hause — dieß im conventionellen Sinne geäußert."

— „Nicht doch, mein Herr; eine Lüge bleibt immer eine Lüge. Sie machten mir ein sehr schlechtes Kompliment, wenn Sie mir zwar den Muth zutrauten, über eine Barrière wegzusetzen, aber nicht den Muth, die Wahrheit zu sagen. Solche Nothlügen mögen in Paris und London gäng und gäbe seyn, allein wir in der Bretagne sind zu stolz zu einer Lüge. Wir sagen die Wahrheit aus Instinkt, aus angeborner Treue und Zuverlässigkeit. Ist aber eine Lüge schon an und für sich verächtlich, so ist sie es gewiß noch zehn Mal mehr in solchen trivalen Alltagsangelegenheiten."

„Verzeihen Sie mir meinen blosen Argwohn, mein Fräulein!" erwiderte Paul etwas kleinlaut. „Hoffentlich werde ich die Bretagne binnen Kurzem besser kennen lernen."

— „Einstweilen will ich, um jede Wiederkehr Ihrer Zweifel abzuschneiden, Ihnen sogar sagen, wohin sie gegangen sind. Erinnern Sie sich noch des Vicomte de la Fosse von gestern?"

„Nun, und was ist's mit ihm?" fragte Montague.

— „Ei, er hat das Schloß Trenoc gekauft, ein prächtiges altes Herrenhaus, kaum eine Wegstunde von hier, und meine

Eltern sind in diesem Augenblick im Begriff, dem neuen Nachbar einen Anstands-Besuch zu machen."

„Dem Vicomte? wirklich?"

— „Jenun, und warum denn nicht?"

„Ich wußte nicht, daß Ihre Eltern die ausgezeichnete Ehre seiner Bekanntschaft hatten, mein Fräulein!"

— „Ach ja, seit gestern kennen Sie ihn. Sie erinnern sich doch, daß er von dem ländlichen Fest plötzlich verschwand; sehen Sie, damals ist er herüber geritten, um auf Schloß Ronville einen Besuch zu machen. War das nicht merkwürdig artig?"

„Ganz merkwürdig," erwiderte Paul unwirsch, denn er glühte vor Eifersucht; Madeleine nahm aber keine Notiz davon, und er fuhr fort: „Finden Sie nicht, daß dieß nun all' unseren Vermuthungen über die außerordentliche Aehnlichkeit, welche zwischen diesem Vicomte und Ihrem einstigen Anbeter, dem Wildhüter, besteht, ein Ende macht?"

Madeleine brach in ein erzwungenes Lachen aus, denn sie hatte sich von jenem kleinen Jugendroman noch nicht losgerissen, und die Hingebung und das nachmalige Verschwinden von Antoine Legrand war ihr damals schmerzlich nahe gegangen. „Allerdings sind diese schwärmerischen Gedanken nun von mir gewichen," erwiderte sie, „allein das ist kein Grund, weßhalb unser Vicomte nicht Ihr Bürger aus Nantes in einer neuen Verkleidung, oder vielmehr weßhalb der Bürger nicht wirklich ein Vicomte seyn könnte!"

„Ah, das wäre doch um Vieles zu geschickt," lachte Paul, setzte aber ernster hinzu, weil er froh war, seiner Galle etwas den Lauf lassen zu können: „aber möglich wäre es immerhin! Ich werde daher die Sache genauer untersuchen, und wenn ich in Erfahrung bringe, daß es sich so verhält, so

wollen wie den bezaubernden Fremdling schon beseitigen, mein Fräulein!"

— „Und auf welche Weise denn?" fragte Madeleine.

„Ich will damit sagen, daß ich ihn tödten werde!"

— »Parbleu, mein Herr, ist dieß so Sitte in England?" fragte Madeleine lachend; allein Paul ließ sich nicht aus seinem Ernste bringen, denn der Gegenstand war ihm zu bedeutsam und feierlich.

„Ich rede in vollem Ernste, mein Fräulein!"

— „Bah, Unsinn! Sie würden keiner Fliege etwas zu Leide thun!"

„Das glauben Sie, mein Fränlein, und Sie haben theilweise Recht. Mir ist alle Gewaltthätigkeit verhaßt, und ich glaube, der blose Anblick von Blut würde mich krank machen; allein ich würde eine heilige Pflicht darin sehen, einen solchen Menschen unschädlich zu machen."

— „Ei, ei, mein Herr! Sie freveln, wenn Sie ein Verbrechen eine heilige Pflicht nennen!"

„Nicht doch, in diesem Fall würde es kein Verbrechen seyn, sondern ein Akt der Gerechtigkeit. Es gibt Vergehen, Missethaten, welche keinerlei Gesetze irgend eines Landes ahnden können. Dieser vorgebliche Bürger oder Vicomte hat sich ein Dutzend solcher Missethaten zu Schulden kommen lassen; er kam zu uns und suchte unsere Freundschaft . . . ."

— „Warum sagen Sie ‚uns'?" rief Madeleine. „Sie waren doch nicht in den Geheimbund des Herrn von Coucy verwickelt?"

„Und wenn ich es gewesen wäre, mein Fräulein, was dann?"

— „Dann würden Sie sich desselben Verbrechens schuldig gemacht haben, für welches er nun büßt."

„Nennen Sie es ein ‚Verbrechen', mein Fräulein?"

— „Wie? sollte es kein Verbrechen seyn, ein Komplott zu einem Meuchelmorde anzuzetteln?"

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß er sich diesem Komplott wiedersetzte!"

— „Aber er gehörte doch jedenfalls zu einer geheimen Gesellschaft, welche auf den Umsturz der bestehenden Regierung hinarbeitete, und es ist nach meinem Dafürhalten eines der größten Verbrechen, um schnöder Privatzwecke willen oder mindestens wegen einer wilden Theorie, den Frieden und die Wohlfahrt einer Nation zu stören! — Allein ich sehe, Sie treiben nur Scherz, denn wenn Sie zu dieser Gesellschaft gehört hätten, so wären Sie meines Erachtens nicht hier! . . . ."

„Nein, schwerlich," sagte Paul, welcher nun einsah, daß er jedenfalls zu weit gegangen sey.

— „Und würden auch nicht länger das Vergnügen meiner Gesellschaft haben!" setzte sie hinzu und ritt rasch weiter, als ob schon der blose Argwohn ihr Montague verhaßt machte. —

Unter der Wölbung des Schloßthores standen etwa vier oder fünf alte Bäurinnen aus dem Dorfe in der Tracht dieses Bezirks: einer kleinen Haube mit einer breiten weißen Krause, welche sich eng an ihr Gesicht anschloß und dieses ganz einfaßte, wie der Heiligenschein auf alten, gemalten Glasfenstern die Köpfe der männlichen und weiblichen Heiligen umgibt, ferner einem kurzen blauen Rock und rothen Strümpfen.

Als Paul und seine Begleiterin heranritten, kamen ihnen die alten Frauen lächelnd und unter Verbeugungen entgegen und tauschten ihre Bemerkungen absichtlich so laut aus, daß sie gehört werden sollten.

„Wie hübsch das Fräulein zu Pferde sitzt! . . . . Und was

für ein schönes Thier das Fräulein reitet! . . . . Meiner Treu', sie sieht aus wie eine Königin!" riefen sie durch einander, denn diese würdigen konservativen Frauen hatten sich noch nicht daran gewöhnt, in einer Kaiserin mehr zu sehen als in einer Königin. — Die älteste der Matronen, ein gebeugtes Mütterchen von achtzig Jahren mit schneeweißem Haar, humpelte nun heran, ergriff Madeleinens Hand, küßte sie hörbar und sagte mit vor Alter bebender Stimme: „Der liebe Gott sey mit Ihnen, Madame!"

„Der liebe Gott beschütze Sie!" riefen die vier Anderen im Chor. — „Und gebe Ihnen einen hübschen, reichen Mann!" setzte die Eine hinzu. — „Einen Gatten wie dieser Herr hier!" fielen nun die Anderen ein, welche nicht so viel Zartgefühl hatten wie die erste.

Madeleine wollte dieser peinlichen Scene ein Ende machen, darum glitt sie aus dem Sattel, faßte die Matrone bei beiden Händen und küßte sie auf die Stirne, die vielleicht nicht so tadellos rein war wie ihre Haube; allein in der Bretagne glauben die Damen eines adeligen Hauses sich nichts zu vergeben, wenn sie ihre demüthigeren Schwestern auf solche Weise begrüßen.

„Liebes Mütterchen," hub Madeleine an, „Ihr, die Ihr so wenig ausgeht, habt sicher nicht den weiten Weg hieher blos in der Absicht gemacht, mir Glück zu wünschen. Ich weiß, Ihr habt irgend ein Anliegen an mich — worin besteht es?"

Die alte Matrone hatte sich auf eine lange Rede gefaßt gemacht, zu welcher sie ihr ganzes Französisch, was sie wußte — freilich nicht viel — hatte zusammennehmen müssen; allein diese unvermittelte Frage brachte sie ganz aus dem Concept. — „Die Frau Baronin," stammelte sie mit noch unsicherer Stimme, — „die Frau Baronin . . . . die Frau . . . ."

Hier blieb sie stecken, und eine der Anderen fuhr fort: „Wir wollten die gnädige Frau Mutter besuchen . . . .“

„Laß die Mutter Marie reden!“ fielen ihr die drei Anderen eifrig in die Rede.

Die Mutter Marie, hiedurch ermuthigt, hub nun wieder von Neuem an: „Frau Baronin, wir wollten Ihre gnädige Frau Mutter sehen, aber sie ist nicht zu Hause!“

— „Könnt Ihr Euer Anliegen nicht eben so gut mir vortragen?“ fragte Madeleine freundlich.

Die alte Matrone sah nun ihre Begleiterinnen fragend an, und als diese zustimmend nickten oder bejahten, sagte sie: „Künftigen Donnerstag haben wir das Frohnleichnamsfest, Madame . . . .“

— „Ah, ich verstehe!“ rief Madeleine froh, daß sie nun den Zweck des Besuches errieth. „Ihr wollt recht viele Blumen haben, um einen Ruhe-Altar im Dorfe zu errichten, nicht wahr?“

„Ja, ganz recht; das ist unser Anliegen,“ erwiderte die Matrone, sichtlich erleichtert. „Die jungen Weiber wollen den Altar aufputzen, aber es ist unsere Sache, hieher zu kommen und zu holen, was Euer Gnaden in Ihrer Güte uns geben wollen!“

— „Ah, und Ihr wißt wohl schon, daß auch wir hier einen Ruhe-Altar bauen wollen? Du liebe Zeit! morgen ist schon Mittwoch und wir haben noch nicht einmal angefangen. Kommt, ihr Frauen, laßt uns sogleich in den Garten gehen — doch nein! nicht ihr Alle! Die gute Mutter Marie ist schon allzu müde, nicht wahr? Geht in die Küche, Mütterchen, und ruht Euch aus; und Ihr, Pierre,“ wandte sie sich an den herbeigeeilten Diener, — „sobald Ihr die Pferde verpflegt habt — das Pferd dieses Herrn hier ist nämlich auch einzustellen — so sorgt

Ihr dafür, daß Madame Marie gut bewirthet wird. Unser Apfelwein schmeckt Euch doch, Mütterchen, nicht wahr? Jenun, Ihr sollt davon haben! — Und Sie, Herr Montague, Sie haben wohl ebenfalls die Güte, uns zu begleiten? Wollten Sie mir hernach nicht die Blumen halten, während ich sie pflücke?" Mit diesen Worten hatte Madeleine ihr Reitkleid anmuthig aufgenommen und eilte einen der Corridore hinab, an dessen Ende sie verschwand.

Paul blieb mit den alten Weibern allein. Zu einer andern Zeit wäre ihm dieß eine Verlegenheit gewesen; er hätte seinen Schnurrbart gedreht und kein Wörtchen gegen die Frauen geäußert. Allein gerade in diesem Augenblick hatte irgend ein ihm unbekanntes Etwas — wir wissen, daß es die Liebe war — sein starres Herz erschlossen und den britischen Dünkel abgestreift. Er lächelte und nickte den Matronen zu und ließ sich mit ihnen auf eine Unterhaltung ein, die sie sehr bereitwillig aufnahmen.

„Was ist sie doch für eine wunderschöne junge Dame!" hub er an und drehte sich zu den Bäuerinnen um, nachdem er Madeleinen bewundernd nachgeblickt hatte.

„Ja, meiner Treu', wunderschön ist sie!" meinte eine der Matronen; „keine andere solche mehr im ganzen Arrondissement!"

„Ach, das wäre noch das Mindeste," sagte eine Zweite; „aber sie ist nicht blos schön, sondern auch herzensgut."

„Und freundlich, und herablassend!" fiel eine Dritte ein; „Herr meines Lebens, ist sie nicht, als ich vor drei Jahren krank lag, manch liebes Mal zu mir gekommen und hat mir selber Suppe gebracht, obschon es so kalt war, daß Stein und Bein zusammenfror, und der liebe Gott ein wahres Wunder gethan hat, daß nur die Suppe warm blieb?"

„O," hub die Vierte an, „das war noch gar nichts gegen die liebreiche Fürsorge, mit welcher sie meine arme Jeanette verpflegte, als sie im vorigen Herbst das Scharlachfieber hatte, und als sie uns noch das Geld gab, um das liebe Kind beerdigen zu lassen!"

„Ja, Herr," meinte dann eine Andere, die besonders mittheilsam zu seyn schien, „wenn Sie erst wüßten, was das gnädige Fräulein noch weiter gethan hat und wovon dazumal die ganze Gegend sprach. Soll ich dem fremden Herrn die Geschichte von Marien der Singerin erzählen?" wandte sie sich mit einem fragenden Blick unschlüssig an ihre Gefährtinnen.

„Ja, ja," riefen diese nickend; „erzähle nur, Celeste! das war eine gute, eine schöne That, obschon der gute Herr Pfarrer keine Freude daran hatte!"

„Jenun, Herr," hub die geschwätzige Alte an, „Sie müssen nämlich wissen, diese Marie, die wir die ‚Singerin' nennen, war ein Mädchen aus der Gegend, die Tochter von einem Tagelöhner, der gleich dort unten am Schloßgarten wohnte — ein Mädel wie Milch und Blut, Herr, und so lieb und schmuck und hübsch — man konnte in der ganzen Bretagne kein schöneres finden, — nur war sie ein Bißchen leichtsinnig, immer munter wie ein Finke, aber nicht ganz recht im Kopfe. Ihr Vater war ein Feldarbeiter, ein fleißiger Mann; aber sie, das arme Ding, that den ganzen Tag nichts als vom frühen Morgen bis zum späten Abend fromme Lieder singen; und sie konnte so schön singen, daß manchmal in der Abenddämmerung nach der Arbeit das ganze Dorf ihr zu Liebe hinaus ging, um sie singen zu hören, und dann Alle meinten, es sey nur schade, daß so ein schmuckes Mädel nicht ganz bei rechten Sinnen sey .... Ja, ich sage, sie war nicht recht bei Troste, aber von Haus aus nicht schlimm,

und niemand kann sagen, wie es kam, aber eines Tages sagte der Herr Pfarrer — Gott hab' ihn selig! — Marie die Singerin gehe auf bösen Wegen — er selber habe es erfahren. Dieß ging nämlich so zu: es war ein Fremder aus der Stadt gekommen, an diesen hatte sich die arme Dirne gehängt, und als er wieder fort war, kam Alles an den Tag. Jenun, der Herr Pfarrer ging zu ihr und redete ihr Tag und Nacht in's Gewissen, aber das arme Ding war so verrückt, daß es gar nicht auf des Herrn Pfarrers Ermahnungen hören und von seinem Liebhaber lassen wollte. Auch wollte sie ihn nicht verfluchen noch bereuen, und so konnte der Herr Pfarrer am Ende nichts Anderes thun, als zum Bischof hingehen und sie in den Bann thun lassen!"

— „Wie? sie wurde excommunicirt?" fragte Montague.

„Ja, so nannten sie es. Nun sehen Sie, Herr, wie dieß geschehen war, da wollte ihr eigener Vater die arme Marie nicht mehr im Hause behalten, sondern warf sie aus der Thüre, und niemand wollte sie mehr aufnehmen, niemand ihr Almosen reichen, bis sie Buße gethan haben würde. Das war denn gut, und wie wir am darauffolgenden Sonntag Alle in die Kirche gingen da kniete die arme Dirne außen vor der Kirchthüre, denn sie wagte sich nicht näher heran. Ich meine, ich sehe sie noch daknieen, ganz blaß und hager, denn sie war beinahe Hungers gestorben, ihr schönes Haar war ganz aufgelöst und hing ihr weit über den Rücken hinab; — so kniete sie da, den Rosenkranz zwischen den Händen, sang und betete leise und schluchzte dazwischen hinein, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen! Die Leute hatten großes Mitleid mit ihr, fürchteten aber den Priester, und mußten darum im Vorbeigehen sie verfluchen und vor ihr ausspucken; uud die arme Dirne schluchzte und sang, und mußte sich dieß Alles gefallen lassen. Wie aber die vornehmen Herr-

schaften zur Kirche herunterkamen, da blieb Madame Madeleine an der Kirchthüre stehen, betrachtete das arme Mädchen und fragte, was es denn mit ihm sey? — Und denken Sie sich, Herr, was nun geschah! Als sie gehört hatte, was die arme Marie gethan, was that da Madame Madeleine? Sie ging auf Marie die Singerin zu, schlang den Arm um sie und hob sie vom Boden auf. Ach, sie hätten hören sollen, wie der alte Baron schimpfte und fluchte! Er sagte, es sey eine Schande, und er wolle seine Tochter verstoßen, daß sie sich wider die Kirche auflehne. Und der Priester kam auch heraus, und würde gerne gedroht haben, wenn er nicht bange gehabt hätte, einer vornehmen Dame so viel zu sagen. Madame Madeleine aber kehrte sich gar nicht daran; sie hob die arme Marie vom Boden auf, legte den Kopf der armen Dirne auf ihre eigene Schulter und sagte zu ihr, sie solle sich nicht so sehr grämen, denn ihre Schuld solle ihr vergeben werden, und sie sey ihre Schwester. Und der Baron und die Baronin gingen ganz betreten in die Kirche; Madame Madeleine aber nahm das Mädchen mit nach dem Schlosse und gab ihm zu essen und beherbergte es in ihrem eigenen Zimmer!"

— „Ist es möglich?" rief Paul, von der einfachen Geschichte tief gerührt; „und wie endete das Alles?"

„Jenun, sehen Sie, Herr! der Herr Baron war anfangs ganz gewaltig zornig, aber nach einer Weile dachte er vernünftiger darüber, ging zum Herrn Pfarrer und bat ihn, den Kirchenbann aufzuheben, — und der Herr Pfarrer that es. Und von da an . . . ."

Sie brach ab, denn in diesem Augenblick trat Madeleine wieder zu der Gruppe, und Alle betrachteten sie mit stummer Bewunderung. Sie hatte ihr Reitkleid mit einer gewöhnlichen

Robe vertauscht, brachte nun einen großen Korb und bat Montague, denselben zu tragen; dann blickte sie Alle der Reihe nach forschend an und schritt nach dem Garten zu.

„Sie scheinen sich mit diesen alten Matronen gut unterhalten zu haben," sagte sie zu Paul, als sie den Bäurinnen um eine Strecke vorangeschritten waren. „Was haben sie Ihnen denn erzählt?"

— „Etwas, das mich überraschte und entzückte," entgegnete er beinahe mit Ehrerbietung, — „etwas von Ihnen, mein Fräulein!"

„Von mir?" wiederholte sie erglühend, und sprang nach einem Rosenbeete. „Das wird sehr wenig interessant gewesen seyn — kommen Sie, lassen Sie uns Blumen pflücken!"

Der Schloßgarten von Ronville war vorzugsweise ein Rosengarten; wenigstens waren diese zahlreicher vertreten als alle übrigen Ziersträucher und blühenden Gewächse, und in den schönsten Exemplaren und den mannigfaltigsten Arten vorhanden. Madeleine war in ein Beet voll hoher Rosenbäumchen getreten und schnitt zuerst eine wunderhübsche, halb entfaltete Burgunderrose, die sie Montague überreichte.

„Diese werde ich behalten," sagte Paul.

— „Nein, das dürfen Sie nicht," erwiderte das Mädchen fest; „diese Blumen brauchen wir alle für den Ruhealtar."

„Aber diese Rose hier ist Ihr Bild, mein Fräulein! so frisch, so zart, so blühend!"

Madeleine erglühte, so daß sie dieser halb erschlossenen Rose noch ähnlicher war, wurde aber sogleich ernst. — „Herr Montague," fragte sie und blickte ihn aufmerksam an, „ist Ihnen an meiner Freundschaft etwas gelegen?"

Paul ward stutzig und sagte: „Ei gewiß — mehr als Sie glauben mögen!"

„Wohlan, so dürfen Sie nie wieder einen Versuch machen, mir zu schmeicheln. Ich hasse alle Schmeicheleien!" Damit eilte sie ernst zu einem Beet voll hoher Lilien, die sie schweigend pflückte und in seinen Arm häufte, als ob gar nichts geschehen wäre.

So gingen sie von einem Blumenbeet zum andern. Paul wagte kaum, sie wieder anzureden, und sie bürdete ihm eine Last der schönsten Blumen auf, bis der Blüthenstaub der Lilien ihm das Gesicht vergoldete und die Rosen mit ihren Dornen an seinem Haar hängen blieben. Inmitten seiner duftenden Last hatte er nur Augen für dieses lachende Antlitz, das ihm je länger desto mehr wie das eines überirdischen Wesens erschien, und es drängte ihn unwiderstehlich, ihr zu gestehen, wie sehr er sie liebe, aber er wagte es nicht. Madeleine dagegen lachte ein Mal über das andere, als sie ihn so unter Blumen halb versteckt sah, und fragte ihn schalkhaft: ob er sich nun noch für einen Achilles halte?

„Sie waren heute schon so kriegerisch, so blutdürstig," sagte sie; „sie drohten, Ihren Freund aus Nantes umbringen zu wollen; aber mich dünkt, wann er Sie jetzt sähe, würde er sich nicht so sehr vor Ihnen fürchten!"

Mit diesen Worten eilte sie dem Hause zu, wo jetzt — gleichsam um ihre Aeußerung zu verwirklichen — der Baron, seine Gemahlin und der Vicomte de la Fosse standen, welche so eben mit einander von Trenoc zurückgekehrt waren.

„So, so, Mademoiselle?" rief der Baron munter. „Sie machen mir schöne Streiche! Also auf diese Weise vertreiben Sie sich die Zeit in unserer Abwesenheit? Sie laden einen

jungen Mann auf das Schloß ein, und bedecken ihn mit Rosen?"

— „Ich ihn einladen? O, Papa! . . . ."

„Na, laß es gut seyn, mein Kind! ich bin Deinetwegen ruhig, und wenn Du mit einem ganzen Dutzend Engländer beisammen wärest!"

Antoine biß sich auf die Lippen. „Und einem Dutzend Franzosen würden Sie Mademoiselle weniger anvertrauen?" fragte er ruhig. —

— „Nicht einem Einzigen," versetzte der derbe Baron. — „Aber kommen Sie, mein Herr Dings-da! — ich habe kein Gedächtniß für Eure vertrackten, englischen Namen! Seyn Sie mir herzlich willkommen! wir sind sehr erfreut, Sie auf Schloß Ronville zu sehen!" Und er schüttelte Paul kräftig die Hand.

„Meine Liebe, ich stelle Dir den Vicomte de la Fosse vor," sagte Frau v. Ronville zu ihrer Tochter, während der Genannte sich verbeugend sagte, er habe schon das Vergnügen gehabt, die Bekanntschaft des Fräuleins zu machen.

„Um so besser!" rief der Baron; „nun können Sie dieselbe noch mehr kultiviren. Hahaha, meine Liebe, heute werden wir eine heitere Tischgesellschaft haben! — Sie speisen doch bei uns, Herr Engländer? . . . . Bah, nur keine Ausreden! der kleine Herr v. Beaufort weiß sehr gut, daß wir Sie nicht ohne Imbiß aus dem Hause lassen würden, und erwartet Sie daher nicht so frühe zurück. Kommen Sie insgesammt in's Schloß, meine Herrschaften!" —

Montague blieb zum Diner und war außerordentlich glücklich. Als Ausländer ward er als der geehrteste Gast behandelt und neben Frau v. Ronville gesetzt, Antoine und Madeleinen

gegenüber. Mit angebornem Takt und feiner Lebensart vermieden diese trefflichen Menschen die Erörterung aller Lokalinteressen und brachten das Gespräch auf England und seine Bewohner. Allein Montague wollte sich nicht an Artigkeit übertreffen lassen und führte die Unterhaltung geschickt wieder zurück auf Frankreich und die Franzosen, und dann auf das, was jedem Bretagner das Liebste ist: auf die Bretagne und die Bretonen. Der alte Baron war ganz glückselig, denn nach seinem Dafürhalten war sein Heimathland das Paradies der ganzen Erde; er war entzückt von seinem Gaste und verhehlte ihm dieß eben so wenig als den Umstand, daß er die Engländer im Allgemeinen nicht liebe.

Antoine war über die ganze Sache sehr ärgerlich und verlegen, denn er hatte gehofft, den Abend mit Madeleinen ruhig verplaudern zu können; um aber seine Verstimmung zu verbergen, machte er sich so angenehm als möglich, so daß alle gegenseitig mit einander zufrieden waren und das Diner in vortrefflichem Einklange ablief.

Nach dem Mittagsmahl begaben sich die Herren in den Garten, um zu rauchen, und die Damen stießen dort bald wieder zu ihnen. So sehr sich Paul auch Mühe gegeben hatte, sich an Madeleinen anzuschließen, so nahmen ihn doch der Baron und die Baronin in Beschlag, und Madeleine blieb mit Antoine zurück. Dieß schien jedoch der Frau v. Ronville nicht sehr zu behagen. Sie hatte von dem neuen Nachbar nun schon so viel gesehen, daß sie ihm nicht recht traute, und sie sah sich daher von Zeit zu Zeit nach ihm um und rief ihre Tochter unter irgend einem kleinen Vorwand heran. Dieß war jedoch ganz unnöthig, denn Antoine hatte seinen Operationsplan wohl studiert und erwogen und war in einer besonders vernünftigen Unterhaltung

begriffen, die ganz darauf berechnet war, bei Madeleinen wo möglich jede Erinnerung an die excentrische Unterhaltung zu verwischen, welche er gestern auf Herrn Dumesnil's Feste mit ihr gepflogen hatte. Der einbrechende Abend trieb endlich die Gesellschaft in das Schloß zurück, und Madeleine setzte sich an das Piano. Antoine, seinem Operationsplane getreu, widmete sich ganz der Baronin an ihrem Arbeitstische, während Paul sich neben das Piano setzte, und, so oft er es wagen durfte, zu dem süßen Antlitz aufblickte, welches er nun so unaussprechlich innig liebte.

Ein eigenthümlicher Zufall wollte — vielleicht war es auch mehr als bloser Zufall — daß Madeleine eine Romanze von Victor Hugo sang, „die Kornblumen", deren einfacher Inhalt nicht nur einige Aehnlichkeit mit ihrer eigenen Lage hatte, sondern auch zu Aller Gemüth sprach, selbst zu dem der beiden jungen Weltleute. Plötzlich beugte sich Paul in seinem Stuhle vorwärts und sagte leise zu Madeleine: „Ihr Lied hat mich an eine Geschichte erinnert, die ich heute Morgen gehört habe — an die Geschichte von Marie der Singerin."

Madeleine schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile; dann fragte sie: „Hat man Ihnen Alles davon erzählt?"

— „O ja, ich glaube," gab er zur Antwort.

„Habe ich Recht oder Unrecht gehabt?"

— „Kann darüber noch ein Zweifel obwalten, mein Fräulein? Es war, wie jene Weiber sagten, eine edle großmüthige Handlung, einer Königin würdig, und ich hatte diesen Morgen ganz Recht, als ich behauptete, es fehle Ihnen nicht an Muth."

„Aber vom moralischen Gesichtspunkte aus hatte ich doch Unrecht," sagte Madeleine. „Ich habe seither erfahren, daß man keinem Gefühl, wie gut es auch immer seyn mag, nachgeben darf,

wann es der Pflicht zuwider läuft. Und ich habe damals gegen meine Pflicht gehandelt, indem ich durch jene Handlung die Hochachtung beeinträchtigte, welche die Leute dem Ansehen unserer hohen Kirche schulden. Meine That selbst war eine boshafte, dünkelhafte Verleugnung jenes Ansehens, und ich habe sie seither bitterlich bereut!"

— „Ist es möglich?" rief Paul verwundert; „besitzen Sie wirklich eine solch' spartanische Tugend, — eine Tugend, deren sogar Männer, welche nicht so tief fühlen wie Frauen, unfähig sind und der sie kaum Beifall zollen können?"

„Und doch," entgegnete Madeleine, „war es gerade dieser Irrthum, den wir an Charlotte Corday und Anderen beklagen müssen — der Mißgriff, dem Gefühl die Oberhand über die Pflicht einzuräumen!"

Paul vermochte kaum etwas zu erwidern; er wunderte sich und es schmerzte ihn gleichzeitig, diesen harten Glauben bei einem so jungen und schönen Mädchen zu finden, und doch wußte er, daß es Madeleinen nicht an Gemüth fehle. „Ich hätte mir denken können, daß Ihnen diese Lehre eingeimpft worden ist," sagte er endlich. „Ihr eigenes, weiches Herz hätte Sie nie ohne äußern Antrieb zu dieser starren, strengen Ansicht bekehrt; dahinter steckt der Priester . . ."

Madeleine warf stolz den Kopf auf und sagte: „Der Priester, mein Herr? Sie thun mir Unrecht. In unserer Kirche ist der Geistliche allerdings der Führer des Volkes, allein sein Einfluß auf Menschen von Bildung, auf denkende Gemüther, ist leider nur gering. Dieß sollte eigentlich nicht so seyn, und die Grundsatzlosigkeit, ja sogar der Atheismus, welchen man unter jungen Männern der höheren Stände findet, entspringt theilweise aus diesem verkehrten System. Allein auf der anderen Seite sind

unsere Geistlichen bessere Hirten für das Volk, als alle philosophisch gebildeten, mit Nahrungs- und Familiensorgen und Ansprüchen aller Art geplagten protestantischen Geistlichen! Ich kann zwar allerdings nur vom Hörensagen urtheilen, allein ich war immer der Ansicht, es herrsche unter dem Volk in England weit weniger Religion, als bei uns. — Allein lassen wir dieses Kapitel fallen!" setzte sie rasch hinzu, als ob ihr plötzlich eine andere Idee durch den Kopf fahre, „haben Ihnen die alten Weiber wirklich auch Alles gesagt?"

„Ich denke, ja; sie erzählten mir von Ihrer großmüthigen, edlen That, von ... von dem Unwillen Ihres Herrn Vaters... und wie sich dann derselbe gelegt und der Herr Baron sich selbst dafür verwendet habe, daß die Excommunication zurückgenommen worden sey."

„Und dieß war Alles? Haben jene alten Frauen Ihnen nicht mitgetheilt, wer der Mann . . . der Elende gewesen . . . der das halb blödsinnige Mädchen . . ."

— „Nein, sie erzählten mir nichts davon, weil sie es vielleicht selbst nicht wußten. Und wer war er denn, mein Fräulein?" setzte er begierig hinzu.

„Sein Name ist gleichgültig; wenn Sie ihn nicht kennen, so darf ich Ihnen denselben auch nicht nennen!" sagte sie, blickte dann etwas verwirrt und verlegen auf, erhob sich vom Piano und trat an den Arbeitstisch ihrer Mutter.

Als Paul seine Blicke nach der Richtung des Arbeitstisches wandte, sah er Antoine's Augen mit düsterem Funkeln auf sich gerichtet. Das leise, ernste Gespräch zwischen Madeleinen und Montague hatte den Vicomte mit einer wilden Eifersucht erfüllt, und er überlegte bereits im Stillen, ob er nicht Gewaltmaßregeln gegen den Engländer gebrauchen sollte. Aber schon im

nächsten Augenblicke dankte er Madeleinen mit dem verbindlichsten Lächeln für ihren Gesang.

Montague blickte auf die Uhr und dachte mit einiger Unruhe an den einsamen, nächtlichen Heimritt durch die ihm unbekannten Wälder. „Ich fürchte, ich muß Ihnen nun gute Nacht sagen, Madame,“ hub er an. Aber die Baronin wollte nichts davon hören und fiel ihm sogleich in's Wort:

— „Sie werden hoffentlich doch nicht daran denken, heute Nacht nach Baud zurückzureiten!“ sagte sie. „Sie müssen natürlich hier bleiben; ich habe bereits Zimmer für Sie herrichten lassen, und für den Herrn Vicomte ebenfalls.“

„Ah, wie liebenswürdig von Ihnen, Madame!“ sagte Antoine. „Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich Ihre gütige Einladung annehmen könnte, allein ich habe heute Nacht noch Geschäfte von wirklich dringender Wichtigkeit zu erledigen; und überdem habe ich meinem Reitknecht die Weisung hinterlassen, mich hier abzuholen, damit ich nicht allein heimzureiten brauche!“

In diesem Augenblick kam der Baron aus seinem Zimmer zurück, wo er ein Schläfchen gemacht hatte. „Wie?“ rief er; „heute noch heimreiten? Unsinn! Die Wölfe würden euch Herren mit Haut und Haaren auffressen!“

— „Warum nicht gar, Herr Baron! Sie vergessen, daß es Sommer ist,“ sagte Antoine.

„Ach ja, parbleu! Sie haben Recht! So geht's, wenn man Abends einnickt. Aber wie wollen Sie sich auf dem Heimweg zurechtfinden? Diese Wälder sind der wahre Teufel für Fremde, sogar bei hellem Tage!“

— „O nicht doch, Herr Baron! mein Reitknecht kennt die Gegend ganz gut, jeden Weg und Steg; er war früher Wald- oder Wildhüter, und hat lang in diesen Wäldern gelebt....“

„Ah! wie heißt er denn?" fragte der Baron rasch.

— „Antoine," versetzte der nicht aus der Fassung zu bringende Vicomte.

„Antoine? Hm, hm! aber wie weiter?" rief der Baron.

— „Das weiß ich nicht; darüber müssen Sie ihn selber fragen! Ich glaubte übrigens, Geschlechtsnamen seyen unter der niederen Volksklasse in der Bretagne nicht üblich!"

„Hahaha!" lachte der Baron: „jenun, gleichviel, wie der Kerl heißt! Aber das gilt nur für Sie, Vicomte; allein wie soll sich der Herr Engländer da zurechtfinden?"

„Ich wollte so eben den Vorschlag machen, — falls nämlich dieser Herr hier nichts dawider hat," wandte sich der Vicomte mit einer artigen Verbeugung gegen Montague, „ihn bis auf die Landstraße zu begleiten, von wo er seinen Heimweg vollends leicht finden kann; bis zur großen Heerstraße gehen unsere Wege zusammen."

— „Ich bin Ihnen sehr verbunden," erwiderte Montague mit einer Verbeugung, innerlich erbost über des Andern übel angewandte, aber absichtliche Zuvorkommenheit.

„Aber warum wollen Sie denn überhaupt heute Nacht zurückreiten?" hub Madeleine an und erglühte dann tief. „Die Straßen und Wege sind in der That nicht ganz sicher; hoffentlich werden Sie nicht an den Heimritt denken, sondern hier bleiben!"

Montague war verwundert und entzückt über diese dringende Einladung, allein er mißverstand Madeleinens Besorgnisse gänzlich. — „Sie sind wahrhaftig überaus gütig," entgegnete er; „aber die Familie Beaufort würde um mich in Sorgen seyn und wähnen, ich habe mich in den Wäldern verirrt; sie muß schon jetzt erstaunt seyn über meinen Mangel an Artigkeit!"

„Jenun," sagte Frau v. Ronville, „wenn Sie nicht über

Nacht bleiben wollen, so müssen Sie morgen wieder herüber kommen und einige Tage bei uns bleiben. Ich bin überzeugt, die de Beauforts werden Sie gehen lassen, und der Baron, mein Gemahl . . . ."

— „Ah natürlich!" fiel dieser ein, „ich muß Ihnen doch unsere Gegend zeigen und ich wollte Sie so eben dazu einladen! Schade, daß ich Ihnen in dieser verwünschten Jahreszeit nicht auch ein Bißchen Jagdvergnügen und Waidmannslust anbieten kann, außer etwa Ausgraben von jungen Füchsen. Also Sie kommen? Topp, schlagen Sie ein! — Und Sie, Vicomte? Sie werden doch auch mit von der Parthie seyn?" wandte er sich an diesen, den der Neid beinahe verzehrte.

„Vergebung, Herr Baron, aber es ist mir unmöglich. Ich muß morgen in Rennes vor dem Tribunal erscheinen und heute Nacht noch meine Vorbereitungen dazu machen."

Madeleine blickte mit steigender Unruhe und Besorgniß von dem Einen zum Andern, raffte endlich aber allen Muth zusammen und fragte: „Könnten wir nicht einen Boten für Sie nach Baud schicken, Mr. Montague? Er könnte einige Zeilen von Ihnen mitnehmen und einen Theil Ihres Gepäckes mitbringen. Ich bin überzeugt, daß es für einen Fremden sehr gefährlich ist, bei Nacht und ganz allein hier zu reisen. Sie müssen hier bleiben, Mr. Montague!" Und aus lauter Furcht und Besorgniß für ihn nahm sie gar keinen Anstand, in einem gewinnenden, beinahe leidenschaftlichen Tone mit Paul zu sprechen, welcher diese Behandlung mit der gewöhnlichen, dünkelhaften Eitelkeit eines Mannes ansah und sich für den glücklichsten Sterblichen hielt.

Allein Antoine gab sich die größste Mühe, dieß zu hintertreiben und das Aussenden eines Boten an die Familie de Beaufort als so schwierig darzustellen, daß Montague am Ende darauf

verzichtete, und mit dem Vicomte der Thüre zuwandelte. Madeleine blickte den beiden Männern einen Augenblick in banger Aufregung nach, trippelte dann muthig hinter ihnen her, legte ihre Hand auf Paul's Arm, flüsterte: „Nur auf ein Wort, mein Herr!" und trat mit ihm bei Seite. Antoine erglühte wieder vor Zorn und blieb stehen, in der Hoffnung, etwas von ihrem Gespräch zu erschnappen, allein der Baron verwickelte ihn leider in eine geräuschvolle Unterredung, und er mußte sich damit begnügen, die Mienen des jungen Paares zu beobachten.

„Herr Montague, ich bitte Sie inständig, gehen Sie heute Nacht nicht!" hub Madeleine an. „Erinnern Sie sich an den gestrigen Vorfall. Ich habe das Gesicht des Vicomte genau beobachtet und kann sehen, daß er Sie mit einer stillen Wuth betrachtet. Sobald er mit Ihnen allein und des Zwangs enthoben ist, welchen ihm unsere Anwesenheit auferlegt, wird er Genugthuung verlangen! O, setzen Sie ihn und sich selbst einer solchen Gelegenheit nicht aus; es muß ein Duell daraus entstehen, und da ich weiß, daß die Engländer sich nur auf Pistolen schlagen, so wird es einen verhängnißvollen Ausgang haben, und ich, ich werde gegen meinen Willen die Ursache davon gewesen seyn. Bleiben Sie also bei uns, Herr Montague!"

Ein jüngerer Mann als Paul würde jetzt mehr als je darauf bestanden haben, zu gehen, aus Furcht für eine Memme gehalten zu werden; allein Paul hatte andere Gründe für den Wunsch, heimzureiten: Blieb er über Nacht, so ward er genöthigt, morgen nach Baud zurückzukehren; ritt er aber nach Hause, so hatte er eine Einladung für die nächsten drei Tage.

— „Mein Fräulein," erwiderte er, „ich weiß Ihre Herzensgüte vollkommen zu würdigen, welcher Ihre spartanische Tugend keinen Eintrag gethan hat. Allein Sie werden sich erinnern, daß

ich gestern mich verpflichtete, mich zu entschuldigen, daß ich den Vicomte de . . . ."

„Stille! keinen Namen! Jener Mensch hört mit seinen Augen!"

— „Ich übernahm es, ihm eine entschuldigende Erklärung zu geben, und dieß ist noch meine Absicht," fuhr Paul fort. „Der Vicomte gefällt mir, und ich wünsche, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Ich kann daher eben so gut heute Abend noch heimreiten, denn ich dürfte keine andere Gelegenheit mehr haben, mich bei ihm zu entschuldigen."

„Jenun, ich sehe wohl, daß ich Sie gewähren lassen muß. Aber versprechen Sie mir, mit ihm sanft und freundlich zu verkehren und vor Allem so, daß ein Streit vermieden wird. Legen Sie wenigstens nur für ein einziges Mal Ihren englischen Stolz bei Seite — ich bitte! Nicht wahr, Sie thun es? um meinetwillen!"

— „Wie könnte ich Ihnen etwas verweigern?"

„Also Sie wollen? Nun denn, ich danke Ihnen; Gute Nacht!" Und ihm auf's wärmste die Hand drückend, setzte sie flüsternd hinzu, als ihr Auge seinen flammenden Blicken in dem trüben Lichte begegnete: „Mir zu Liebe!"

Paul entfernte sich mit dem Gefühl eines maßlosen, reinen Glückes in der Brust, und war noch keine zwei Minuten im Sattel, so kam er sogleich auf diesen Gegenstand zu sprechen und entschuldigte sich in bester Form. Der Vicomte lachte herzlich, bot ihm über das Pferd herüber die Hand und rief: „Meiner Treu, das hatte ich bereits ganz vergessen! Wir Provençalen — meine Mutter war nämlich eine Provençalin — sind etwas heißblütig, aber unsere Hitze verraucht bald wieder. Ich hätte übrigens sogleich wahrnehmen können, daß in Ihren

Worten keine persönliche Anspielung liegen sollte. Es war eine Thorheit; wir beide wallten über, und auf diese Weise entstehen Händel, in Folge deren junge Männer so aus der Welt geschickt werden, daß sie kaum noch Zeit zu einem Stoßgebet haben!"

Er lachte laut auf, und die beiden Männer, welche einander verabscheuten — Legrand haßte Montague, weil er in ihm einen neuen, furchtbaren Nebenbuhler fand, und Montague verabscheute Antoine wegen seiner außerordentlichen Aehnlichkeit mit Lefebvre — diese beiden Männer also begannen sich mit einander zu vertragen und versuchten, so freundlich wie möglich gegen einander zu erscheinen. Bald kam auch eine Unterhaltung zwischen ihnen zu Stande, und zwar, wie natürlich, über diejenigen Gegenstände, welche eben jetzt ihre Gedanken am meisten erfüllten. — Sie huben an von Madeleinen zu sprechen, und hierin war Antoine im Vortheil. Paul wußte anfangs seine Gefühle durchaus nicht so geschickt zu verheimlichen, wie sein Nebenbuhler; dann aber fühlte er sich Madeleinens so sicher, daß er gar keinen Anstand nahm, seine Bewunderung für sie einzugestehen. Antoine dagegen gab sich den Anschein, als habe er sie erst gestern kennen gelernt, halte sie zwar für reizend, sey aber allzu sehr Weltmann, als daß ihm an einem jungen Mädchen aus der Provinz eben viel liegen könne. Er sprach sich jedoch mit offener Anerkennung über sie aus, und Paul, der seine wirklichen Gefühle nicht kannte, ward ihm gut, weil er sie so bewunderte.

„Sie scheint ein Mädchen von vielem Geist zu seyn," äußerte Montague unter Anderem; „ich habe diesen Morgen eine Anekdote über sie gehört, die mir sehr gut gefallen hat!"

„Ah, und worin bestand diese?"

„Sie betraf ein armes Mädchen, das nicht ganz bei Ver-

stand war und in die Hände eines Verführers fiel, weßhalb es excommunicirt wurde. Fräulein v. Ronville hatte den Muth und den Seelenadel, sich vor der ganzen Kirchengemeinde des unglücklichen Mädchens anzunehmen und ihr ein Obdach anzubieten; unbekümmert um den Zorn ihres Vaters und um die Entrüstung des Pfarrers soll sie sogar sie in ihrem eigenen Zimmer aufgenommen haben!"

— „Ah, das war wirklich schön von ihr!" sagte Legrand, als ob er diese Geschichte nie zuvor gehört habe.

„Ich möchte nur wissen, wer der Verführer des armen Mädchens war," fuhr Paul fort, und heftete einen forschenden Blick auf seinen Gefährten. „Nach den Andeutungen, die ich gehört habe, muß es irgend ein Fremder von Stande gewesen seyn."

— „Aha! vielleicht irgend ein Pariser Roué!" sagte Antoine.

„Jedenfalls ein Unmensch," entgegnete Paul barsch; „aber ich möchte erfahren, wer er war; weiß vielleicht Ihr Reitknecht nichts von der Geschichte?"

— „Wir wollen ihn fragen! — He, Antoine, hast Du ein Mädchen gekannt, das in Ronville excommunicirt worden ist?"

„Ja wohl, Herr! ein ganzes Dutzend solcher!"

— „Diejenige, die ich meine, hieß Marie die Singerin," sagte Paul.

„Ach ja, die kenne ich! die hatte eine Liebschaft mit einem Herrn aus Paris," sagte der Reitknecht.

— „Und wie hieß dieser?"

„Warten Sie 'mal, Herr! ich habe den Namen gewußt aber er fällt mir nicht sogleich wieder ein. Es war ein vornehmer Herr, der auf dem Schlosse gewohnt hat; er hatte einen kuriosen,

ausländischen Namen, und man nannte ihn den Grafen ....
Lu .... Lud ...."

— „Ludowski?"

„Ja, so hieß er: Ludowski!"

Die beiden Gefährten stierten einander an, und Antoine wußte ziemlich geschickt ein Erstaunen zu erheucheln. Paul aber sagte nach einer Weile: „Nun ist mir erklärlich, weßhalb sie dieses Verhältniß abgebrochen hat."

— „Wer denn? und welches Verhältniß?" fragte der Vicomte.

„Fräulein v. Ronville war ja mit dem Grafen Ludowski verlobt, und hat ihn aufgegeben," sagte Montague.

— „Ach ja," meinte Legrand, „ich entsinne mich dunkel, davon gehört zu haben."

So ritten Beide mit einander, bis sie die Landstraße erreichten. — „Ich gehe morgen auf einige Tage nach Rennes," sagte der Vicomte, als er sein Pferd anhielt; „allein es würde mir ein großes Vergnügen machen, dürft' ich Sie nach meiner Rückkehr bei mir in Trenoc empfangen. Sie werden ja ohnedem um jene Zeit das Schloß Ronville wieder verlassen!"

„Sie sind sehr gütig, aber meine Pläne sind noch gar nicht fest bestimmt, und so erlauben Sie mir vielleicht, daß ich mir einstweilen die Ehre vorbehalte, sie besuchen zu dürfen!"

Hierauf verabschiedeten sie sich artig von einander und ritten in entgegengesetzter Richtung davon. Die Nacht war klar und sternenhell, der Mond hing seine Sichel aus und lockte zum Träumen. Paul ritt mit einem Jubel der Freude und Bewunderung davon und machte sich im Stillen Vorwürfe über das Vorurtheil, womit er diesen behandelt hatte, der im Grunde doch nicht so ganz schlimm sey. Dann aber kehrten seine Gedanken

zu Madeleinen zurück, und er wiederholte sich jedes Wort, jeden Blick, ja sogar jeden Gedanken des vergangenen Tages, und ein unnennbar süßes Glück zog in seine Seele ein bei dem Bewußtseyn, daß er von Madeleinen geliebt werde, und ihm war, als sey er plötzlich ein anderer, ein besserer, reinerer Mensch geworden. Und an das arme Käthchen, die kleine Kunstreiterin, dachte er mit keiner noch so leisen Erinnerung, obschon diese sich eben jetzt um ihn beinahe zu Tode grämte.

Dreißigstes Kapitel.

Das Stiftsfräulein behält Recht.

Die Mitglieder der Familie de Beaufort hatten einen unangenehmen Abend verbracht. Der kleine Mann verhehlte seinen Aerger über den Ausflug seines Gastes nach Ronville ziemlich gut bis zum Mittagessen, als das Stiftsfräulein in einer neuen Robe von schwarzem Moire erschien, welche sie in Erwartung von Pauls Rückkehr angelegt hatte. Aus ihren grauen Augen, unter den runzeligen Lidern hervor schoß sie triumphirende, beinahe höhnische Blicke auf ihren Bruder, denn sie war eine jener Personen, die nur um des Vergnügens willen leben, bei Eintritt einer Katastrophe sagen zu können: ‚Nun! wer hat jetzt Recht? hab' ich es nicht immer gesagt?' Und da die Heirathsstifterei dießmal nicht ihr Werk war, so war sie darauf bedacht, dieselbe weder zu ermuthigen noch zu entmuthigen, weder zu fördern noch zu hemmen, sondern sie wollte, wenn sich irgend eine günstige Gelegenheit ergab zu einer kritischen Dämpfung fremder Hoff-

nungen, wie bei gegenwärtigem Anlaß, sich das Recht vorbehalten, ihre Bedenken und Mißbilligung in sehr bedeutsamen aber flüchtigen „Ei, ei!" „Hm, hm!" „So, so!" und ähnlichen Bemerkungen kundzugeben.

Herr v. Beaufort hatte heute Alles zu tadeln; die Suppe erschien ihm angebrannt. Der Dindon aux truffes (Truthahn mit Trüffeln) ward unzerlegt wieder hinunter geschickt, denn er war nur zu Montague's Erbauung bestimmt, und konnte am folgenden Tage eben so gut wieder auf der Tafel prangen. Sodann kanzelte er seine kleine, demüthige Frau derb ab, närgelte und krittelte über Alles, was das Stiftsfräulein äußerte, und gab Clothilden die harten Stücke des Ragout. Er hatte sogar den kühnen Versuch gemacht, der Stiftsdame eine Flasche gewöhnlichen Tischwein vorzuenthalten; allein die genannte Dame war, wie die meisten Frömmlerinnen, einigermaßen eine Bauchdienerin, und ließ sich nicht um ihren Wein verkürzen, sondern zankte in tiefer Baßstimme den Diener Simon ernstlich aus, daß er sich erfrecht habe, ihren gewöhnlichen Château-la-Rose zu vergessen.

Nach Tische suchte der kleine Baron seinen Trost darin, jedermann tüchtig auszuschelten. Er brachte Thomas, den Stallknecht (dessen Namen er in guter Stimmung stets englisch auszusprechen beflissen war, mit besonderm Zischlaut auf dem th), beinahe um sein Bißchen Verstand vor Schrecken, als er ihn am Kragen seiner Jacke packte und in den Stall hineinzog, um ihn grimmig zu fragen: ob man den Pferden auch auf solche Weise die Streu mache? Aber Thomas faßte sich bald wieder; er erinnerte sich, daß seine Dienste dem Brodherrn unentbehrlich waren, und erwiderte unverschämt: wenn er es dem Herrn nicht recht mache, so möge dieser es selber thun; und der kleine

Großmüthige, der, wie alle Renommisten und Eisenfresser, etwas feig war, ließ nun seinen Grimm schwinden und zog sich zurück.

Um zehn Uhr sandte das Barönchen Clothilden zu Bette, und die drei erwachsenen Personen setzten sich nun en petit comité zusammen, um sich über den besten Feldzugsplan hinsichtlich des Engländers zu berathschlagen.

„Ich wußte, daß es so kommen würde," sagte das Stiftsfräulein. „Es ist eine gerechte Vergeltung dafür, daß man die Feinde der Kirche ermuthigt!"

— „Er scheint sich verirrt zu haben," meinte Frau v. Beaufort demüthig.

„Sich verirrt, Madame?" wallte der kleine Baron hitzig auf. „Und mit was für einem Rechte brauchte er denn so lange auszubleiben, daß er sich verirrt? Ich sage Ihnen, es ist eine Beleidigung, eine Impertinenz, ein grober Verstoß gegen alle gute Lebensart, auswärts zu speisen, ohne Nachricht davon zu geben, wenn man im Hause eines Freundes zu Gaste ist. Allein," setzte er mit schwindendem Ingrimm hinzu, „ich kann es mir ganz gut erklären. Sagte ich nicht von jeher, Frau v. Ronville sey trotz all' ihrer ruhigen Weise eine .... eine .... eine höchst intriguante Frau, und dann Fräulein v. Ronville ein .... ein .... ein .... ein außerordentlich unabhängiges Wesen? ...."

„Ja," brummte das Stiftsfräulein, „eine höchst tadelnswerthe junge Person, welche sich den Satzungen der Kirche offen widersetzt."

— „Und ganz ferne von ihrer Mutter in einem eigenen Zimmer schläft," setzte die kleine Baronin schüchtern hinzu.

Herr v. Beaufort fühlte sich von diesem Schelten sehr ge-

tröstet und sagte geheimnißvoll: „Hören Sie mich an, meine Damen; die Sache ist so klar wie Sonnenlicht. Sie sahen gestern jenen Herrn, der sich für einen Vicomte de la Fosse ausgibt, obschon es sehr zweifelhaft seyn dürfte, ob er dieser auch wirklich ist. Ich bemerkte also, was Ihnen vielleicht nicht aufgefallen ist, daß er dem Fräulein Madeleine de Ronville große Aufmerksamkeit schenkte und" — hier senkte er den Ton seiner Stimme bis zum Flüstern herab und legte die Fingerspitze feierlich an die Nase, — „ich weiß es aus zuverläßiger Quelle, meine Damen, daß er das Fest verließ, um bei den Ronvilles einen Besuch zu machen. Da diese nun durch Graf Ludowski's schmachvolle Aufführung sehr gedemüthigt sind, so wird Frau v. Ronville ihre Tochter an den ersten besten passenden Bewerber verheirathen. Begreifen Sie nun? sehen Sie die Sache ein? Die Ronvilles ermuthigen den Engländer nur, um durch ihn auf den Vicomte zu wirken. Sie sehen also, meine Damen, daß wir nichts zu befürchten haben, — gar nichts!" schloß der kleine Mann, sich straff aufrichtend, und schlug sich wichtig-thuend auf die Brust.

— „Und was gedenken Sie nun zu thun, mein Lieber?"

„Tiens! ich habe darüber nachgedacht. Morgen, Madame, werden Sie dafür Sorge tragen, daß Clothilde einen schlimmen Hals hat, verstehen Sie mich? Sie werden ihr verbieten, daß sie den ganzen Tag über ihr Zimmer verlasse."

— „Aber wie soll ich das? . . ."

„Ruhe! Geduld! hören Sie mich zu Ende an. Mein Plan ist prächtig. Ich werde darauf bedacht seyn, daß unser Gast keinerlei Unterhaltung findet; er wird sich ennuyiren, wird den Spleen haben, wird unerträglich seyn. Dann wird er die Leere fühlen, wird entdecken, wie wesentlich Clothilde zu seinem Glücke nothwendig ist. Am Abend soll sie dann auf einige

Augenblicke herunterkommen, ihr Befinden wird sie interessant machen. Wir müssen sie dann eine Weile allein lassen, und das Uebrige . . . .“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und der Gegenstand ihrer Unterhaltung trat herein. Der kleine Baron sprang auf und empfing ihn mit Lächeln und Grimassen. „Wir haben so eben von Ihnen gesprochen,“ rief er. „Wir glaubten, Sie hätten sich verirrt, und überlegten gerade, ob wir Ihnen nicht Simon in den Wald entgegen schicken sollten!“

Das Barönchen schlief diese Nacht ganz glücklich, von den erfreulichen Aussichten auf das Gelingen seines Feldzugplanes eingelullt. Wie groß war aber der Schreck und der Jammer der ganzen Familie, als Paul am andern Morgen seine Absicht kund gab, sie auf einige Tage zu verlassen.

Auf alle Bitten und Vorstellungen des kleinen Mannes, der kaum seine Wuth verbergen konnte, erwiderte der eigensinnige, hartköpfige Engländer: es sey ja nur für einige Tage, er werde gewiß wieder zurückkehren u. dergl. m.; und sie konnten kein Wort weiter aus ihm herausbringen. Natürlich war Clothildens heiserer Hals mit wunderbarer Geschwindigkeit kurirt, und sie erschien beim Frühstück strahlend in einem neuen Kleide, um wenigstens einen letzten Eindruck auf ihren treulosen Liebhaber zu machen. Allein Alles war vergebens: Herr v. Beaufort erbot sich nicht einmal, Montague nach Schloß Ronville hinüber fahren zu lassen, und legte ihm jedes nur mögliche Hinderniß in den Weg; allein Paul miethete sich von einem Gastwirthe in Baud ein Reitpferd und ließ sein Gepäck auf einem Schubkarren hinüber bringen.

Wäre Montague nicht verliebt gewesen, so hätte er sehen

müssen, daß seine plötzliche Abreise nicht sehr artig war; aber in der Liebe und im Krieg erlaubt man sich Alles.

„Ich habe es ja gesagt,“ meinte das Stiftsfräulein.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein Frohnleichnams-Fest in der Bretagne.

Als Paul Montague, von seinem Hunde gefolgt, zum Schloß hinaufritt, begegnete hier seinem Auge ein seltsamer Anblick. Das ganze Einfahrtthor war mit einem großen, hölzernen Altar verstellt, der sehr schön gewesen wäre, wenn man ihn nicht allzu grell bemalt gehabt hätte. Er war mit einer Draperie von scharlachrothem Sammet behangen und dieser mit weißem Atlas eingefaßt. Der Altar war übrigens nur halb vollendet, und während Pierre, Etienne und einige weibliche Dienstboten sich noch um ihn herum zu schaffen machten, stand Fräulein Madeleine v. Ronville auf einem Stuhle vor demselben und war emsig bemüht, die hölzernen Pfeiler, welche den Baldachin des Altars trugen, mit natürlichen Blumen zu schmücken.

Als sie den Hufschlag auf dem Pflaster hörte, wandte sie sich halb um, und Paul wollte es bedünken, er habe sie nie schöner gesehen. Sie war in einer herrlichen Unordnung, wie Venus nach einem Tanze: ihr reiches Haar hatte sich aus dem Knoten gelöst, worin es über dem Nacken aufgefaßt gewesen war, und hing auf die eine Schulter herab. Einzelne ausgefallene Rosenblätter von halbverblühten Rosen waren, während sie dieselben um den Feldaltar wand, auf sie herabgefallen, und

der gelbe Blüthenstaub von weißen Lilien hatte ihr Gesicht an einzelnen Stellen gefärbt. Um ihren Nacken war ein großes Seidentuch in einem lockern Knoten geschlungen, und als sie sich nach Montague umwandte — die frischen Lippen in einem fröhlichen Lachen halb geöffnet, das Ende eines blumenverzierten Epheugewindes in der einen Hand, mit der andern den Schooß ihres Kleides zurückschiebend, — glich sie ungefähr dem Ideal von jugendlicher Anmuth, wie es sich ein phantasievoller Künstler im Traume vorgestellt haben würde.

Sie lachte fröhlich beim Anblick des Engländers. Dieses Lachen hatte sie erst jüngst gelernt. Madeleine war von jeher eine sinnige, melancholische Schönheit gewesen; sie hatte den heitern Lebensmuth und Frohsinn erst gefunden, — nicht etwa seit sie Paul Montague kennen gelernt, sondern seit der Graf Ludowski die Befugniß eingebüßt hatte, sie zu ärgern und mit Lebensüberdruß zu erfüllen. Sie war in diesen jüngsten Tagen glücklich geworden, und ihr Glück war ein solches, wie sie es in ihrer Jugend nie kennen gelernt hatte.

„Sie sind eben rechtzeitig gekommen, um sich noch nützlich zu machen, mein Herr!" rief sie ihm zu. „Mich aber finden Sie in einer entsetzlichen Verstörtheit, und Sie dürfen mich daher gar nicht ansehen. Ei, holen Sie mir einmal jenes rothe Band herbei, dann will ich mit Ihnen plaudern!"

Paul erfüllte seinen Auftrag auf's emsigste, in Aussicht auf den verheißenen Lohn, fand sie aber geschäftiger als zuvor.

„Kommen Sie! haben Sie die Güte, mir das Ende dieses Epheugewindes zu halten, während ich es hinaufbinde!" sagte sie. „So! Und wie ist es Ihnen gestern Abend ergangen? Haben Sie meine ausdrücklichen Bitten erfüllt? Sie haben doch wohl keinen Streit mit ihm angefangen?"

— „Keineswegs; wir sind die besten Freunde von der Welt!"

„Die besten? das ist zu viel gesagt! Sie müssen mit dem Vicomte nicht allzu freundlich seyn, denn ich traue ihm nicht mehr ganz. Reichen Sie mir nun gefälligst die Scheere! So! — nun wären wir fertig. Sieht es nicht prächtig aus? Es ist alles mein Werk, aber Pierre und Etienne haben dabei mitgeholfen. Finden Sie es nicht vortrefflich?"

— „Allerdings! und wozu ist es denn bestimmt?"

„Zur Aufnahme der heiligen Hostie," entgegnete sie ernsthaft. „Wir sind so glücklich, daß wir uns der Erlaubniß erfreuen, einen Altar bauen zu dürfen!"

— „Ich gratulire," sagte Montague beinahe spöttisch.

„Nun ja, Sie werden als Nicht-Katholik vielleicht darüber lächeln; allein das kümmert uns nicht: ein solcher frommer Brauch, wenn er auch Ihnen schier wie Aberglauben erscheinen mag, ist doch immer noch besser als Unglauben. Allein lassen wir diese Erörterungen, und geben Sie mir lieber jene Guirlande!" setzte sie hinzu und warf ihm den freundlichsten Blick zu.

Eine Stunde war schon vergangen, als der Altar endlich fertig ward und Montague sich nach dem Besuchszimmer begab, während Madeleine hinging, um ihre eigene Toilette zu machen. Der Baron und die Baronin, bereits festlich geschmückt, hießen ihren Gast herzlich willkommen. Endlich verkündete das ferne Klingen eines Glöckchens das Herannahen der Procession. Die ganze Familie sammt allen Dienstboten begab sich hinunter an den Ruhaltar und stellte sich zu beiden Seiten desselben auf.

Nunmehr scholl ein dumpfer, leiser Gesang wie fernes Murmeln die Allee herauf, und bald darauf sah man in der Entfernung drei kleine Cherubine in weißen Chorhemden, mit rothen

Seidenbändern umgürtet, mit kleinen, scharlachrothen Sammtmützchen auf dem Kopfe in die Allee einbiegen und hinter einander hergehend die silbernen Räucherfässer schwingen. Ein stämmiger Bauer, welcher zu dieser Gelegenheit in einem prächtigen aber sehr stark abgetragenen Meßgewand von weißem Atlas mit Goldstickerei steckte, und ein hohes Crucifix trug, kam zunächst im Zuge. Hierauf folgte ein pomphafter Baldachin, von vier Bauern getragen, und darunter ging in seinen schönsten Priestergewändern der Herr Pfarrer, die Monstranz mit der heiligen Hostie in der Hand.

Hinter ihm schritten sechs schmutzige Sänger in Goldbrocat und eine Anzahl Chorknaben in Weiß und Scharlach einher, welche in leiser, feierlicher Weise eine wehmüthige, ernste Litanei sangen. Ein anderes Kreuz und eine Reihe Kirchenfahnen, auf etlichen derselben die Jungfrau mit dem durchbohrten Herzen, auf anderen das Lamm mit der Fahne, vervollständigten die Procession; der Zug, welcher sich hinten anschloß, bestand aus allen achtbaren und frommen Leuten der Umgegend auf Meilen in der Runde, alle in ihrem besten Putz.

Es war feierlich anzusehen, anzuhören. Alle trugen das Gewand der Demuth, gingen barhäuptig und gesenkten Kopfes mit gemessenem Schritt und stimmten leise in die Litanei der Demüthigung, in die Bußpsalmen, ein. Selbst Paul Montague, der Ketzer, der Ungläubige, sah sich unwillkürlich mit ergriffen. Er fühlte sich bewegt, er wollte sich nicht fragen, wie viele der an diesem Kirchenfeste Theilnehmenden ihre Gedanken wirklich zu Gott emporsteigen ließen und sich bewußt waren, daß sie Ihm Ehre und Ruhm darbrächten. Er fühlte sein Herz selber gehoben von dem Bewußtseyn, daß diese Feier ein Akt der Anerkennung der Größe Gottes und der winzigen Kleinheit der menschlichen

Größe war. Darum entblößte er sein Haupt in Ehrerbietung, nicht vor der Monstranz und Hostie allein, sondern vor dem unsterblichen, unendlichen Wesen, welches er und jene anbeteten.

Als die Procession näher kam und der Priester unter dem Baldachin hervor und zu dem Ruhealtar trat, sah Montague die Leute alle auf die Kniee sinken. Madeleine kniete in einer Stellung tiefster Inbrunst nieder; der alte Baron, mit entblößtem Haupt, beugte mühsam erst das eine Knie, und brachte dann noch schwieriger das andere an den Boden. Dienstboten und Bauern und alle Leute insgesammt knieten nieder; nur Paul allein blieb stehen, obschon er einen Augenblick mit sich im Unklaren war, ob er nicht ebenfalls niederknieen sollte. Aber er war ein Engländer, erzogen im Haß des Pabstthums, im Vorurtheil gegen die römische Kirche. Niederknieen vor der Hostie, hieß diesen Glauben Roms anerkennen. Stehen zu bleiben, war jedoch vielleicht eine Beleidigung für die Anderen. Endlich kam ihm in dieser Unschlüssigkeit der Gedanke zu Hülfe, er mit seinen republikanischen Ansichten nehme ja an, jedermann habe ein Recht auf seine eigene Ansicht und die Kundgebung derselben in jeder Form, und somit beleidige er nicht vorsätzlich die Andersgläubigen. Darum blieb er aufrecht inmitten dieser knieenden Gestalten stehen, als wollte er seinen eigenen Glauben kühn, wiewohl nicht auf beleidigende Weise, geltend machen oder eingestehen.

Einer der Cherubine schellte mit dem Glöckchen. Die knieenden Gestalten verneigten sich, bis sie beinahe den Boden küßten, denn der Priester stand vor dem Altare, erhob in beiden Händen die Monstranz ein-, zwei-, dreimal über seinem Kopf. Er warf einen grimmigen Blick auf den Engländer, der noch immer stand, obschon barhäuptig. Dann schellte der Chorknabe wiederum.

und Alle standen auf; der Gesang begann wieder leise und feierlich wie ein Grabgesang; der Priester trat zurück an seine Stelle unter den Baldachin, und Alle zogen in derselben Ordnung weiter wie sie gekommen waren. Allein der Zug bewegte sich nun langsam weiter, und die Menge der daran Theilnehmenden drängte sich vorwärts, um den Baron zu begrüßen und von ihm begrüßt zu werden. Unter den Vordersten im Zuge kam ein noch rüstiger Greis in Silberhaaren, noch fest und aufrecht, und ihm zur Seite ein hübscher junger Mann in der derben Tracht eines Waidmanns.

Madeleine war an Paul's Seite getreten und fragte ihn leise und mit einem leichten Vorwurf: „Warum sind Sie nicht auch niedergekniet, Herr Montague?"

— „Ich verehre die Monstranz nicht," gab er zur Antwort.

„Ich auch nicht," versetzte sie; „aber wir Alle verehren den einzigen Gott und seinen Sohn, dessen Fleisch und Blut darin getragen werden. Sie haben sich den Leuten verhaßt gemacht, und dieß bedaure ich; es hätte mich so sehr gefreut, wenn ich Sie geliebt gewußt hätte."

Es war jedoch keine Zeit zur Discussion, denn Beide wandten wie auf gemeinsamen Antrieb ihre Blicke auf den weißhaarigen Greis und seinen Sohn, welche nun herantraten. Madeleine ward todesbleich, aber Paul bemerkte es nicht: sein Blick haftete wie gefeit an den Zügen jenes jungen Mannes. „Welche Aehnlichkeit!" flüsterte er dem Fräulein zu; „dieser junge Jäger gleicht auffallend dem Vicomte de la Fosse, aber noch mehr dem Bürgersmann aus Nantes!"

Madeleine gab keine Antwort, sondern senkte ernst den Blick, als der alte Mann mit seinem Sohne an der Hand auf den Baron zutrat.

„Nun, Legrand?“ sagte der Baron steif und schaute zweifelhaft und halb unmuthig auf den jungen Mann.

— „Herr Baron,“ begann der alte Legrand, „verzeihen Sie meine Freiheit; aber Sie wissen, mein Sohn ist lange für mich verloren gewesen. Er ist Jahre lang in der Welt herumgewandert und gestern Abend mit wunden Füßen und reuigem Herzen wieder in mein Häuschen zurückgekehrt. Wie hätt' ich ihm da den Eintritt verweigern können? Ich vermocht' es nicht über mich; und so bring' ich ihn denn heut' zu Ihnen als einen Reuigen, der schwer gebüßt hat. Sie haben ihm ja verziehen, Herr Baron; Sie werden ihn jetzt gewiß auch leutselig aufnehmen und ihm wieder gnädig seyn, nicht wahr?“ Thränen standen dem Greise in den Augen, als er in seinem innigen Gefühle unbewußt so beredt wurde.

„Gib mir Deine Hand, Antoine!“ sagte der Baron barsch. „Freut mich, Dich wieder zu Hause zu sehen; hoffentlich bist Du mit einem demüthigeren Herzen wieder heimgekehrt, als dasjenige war, womit Du fortgingst!“ Der Baron dutzte des Försters Sohn, der die dargebotene Hand schüttelte, und niemand sah das boshafte, halb höhnische Lächeln, welches um Antoine's Mund spielte, als er sein Gesicht über Herrn v. Ronville's Hand beugte. Die Baronin ergriff ihre Tochter bei der Hand und ging dem verlornen Sohn entgegen, den sie im Geiste christlicher Milde und Versöhnlichkeit begrüßen wollte.

„Ihr wollt also wieder bei uns bleiben, Antoine?“ sprach sie sanft und freundlich. „Das ist schön von Euch; wir haben Eure Dienste oft schmerzlich vermißt!“

— „Das ist wahr,“ sagte der Baron noch immer ernst; „wir haben auch niemals vergessen, daß Du einst unserer Tochter

das Leben gerettet hast. Gib ihm die Hand, mein Kind, und begrüße ihn; Du verdankst ihm viel!"

Antoine zitterte, als er die kalten Finger berührte, die Madeleine ihm bebend hinhielt, und folgte seinem Vater, welcher der Procession sich bereits angeschlossen hatte. Der Baron blickte ihm verdüstert nach, obschon er den ungünstigen Eindruck abzuschütteln suchte. — „Meiner Treu, Madame! das ist doch seltsam," sagte er zu seiner Frau; „hast Du in diesem Jungen nicht eine Aehnlichkeit mit einem unserer Bekannten aus der jüngsten Zeit bemerkt?"

„Nein, ich wüßte nicht; und mit wem soll er denn Aehnlichkeit haben?"

— „Je nun, mit dem Vicomte de la Fosse!" versetzte Herr v. Ronville. Madeleine schauderte zusammen. — „Kommen Sie, Monsieur Montécu," wandte sich der Baron dann an seinen Gast; „beim Wetter! Sie haben einen guten Namen, — den einer unserer ältesten und besten Familien von Frankreich! — Kommen Sie, heute muß ich Ihnen meine Güter und meine Landwirthschaft zeigen!"

Im Weggehen wandte sich Paul noch einmal nach Madeleinen um, welche noch auf demselben Platze und in der gleichen Stellung dastand wie vorhin, nur mit noch bläßerem Gesicht und unverwandt zur Erde gesenkten Augen. Einige Minuten später war sie in ihrem eigenen Zimmer und lag knieend im Gebete vor Gott . . . .

Paul Montague fand in dem Baron einen sehr angenehmen Begleiter, und an der französischen Bewirthschaftung eines Gutes sehr viel Interessantes, allein es verlangte ihn die ganze Zeit über gar sehnlich, an Madeleinens Seite zu seyn und einige bescheidene Fragen an sie zu richten. Zu seinem großen Mißbe-

hagen sah er sich daher von dem alten Herrn in Anspruch genommen bis zur Tischzeit, wo er abermals kaum erwarten durfte, eine Gelegenheit zu finden, um mit Madeleinen zu reden, weil — wie er bereits erfahren hatte — der Ortsgeistliche und einige Pächter mit zu Tische geladen waren. Er hörte daher anscheinend aufmerksam aber ziemlich wortkarg auf die Mittheilungen, welche ihm der Baron während ihres Rundgangs um die Felder machte, denn er überlegte, wie er es angreifen sollte, um in die Nähe Madeleinens zu kommen und sie ganz für sich in Beschlag zu nehmen. Als man jedoch zu Tische saß, sah er seine Hoffnungen größtentheils vereitelt, denn er hatte einen Nebenbuhler in den trüben Gedanken, welche Madeleinen unverkennbar bewegten.

Des Festes wegen hatte der Baron den Ortsgeistlichen heute ebenfalls zur Tafel geladen. Der Pfarrer war ein Mann ohne wissenschaftliche wie ohne weltmännische Bildung. Beinahe sämmtliche Dorfgeistliche in Frankreich, das Elsaß vielleicht ausgenommen, sind aus dem Bauernstand entsprossen und ohne bessere Erziehung; viele wissen dieß und sind harmlose, bescheidene, sogar liebenswürdige Leute, welche sich nirgends aufdrängen und namentlich nicht nach derjenigen Gesellschaft streben, mit welcher sie nicht auf dem gleichen geistigen Niveau stehen. Im Elsaß findet man unter der römischen Geistlichkeit auf dem Lande sogar sehr gelehrte, gebildete und liebenswürdige Leute; nur schade, daß sie Allem aufbieten, um das deutsche Element mit Stumpf und Stiel auszurotten und das Landvolk, das durch und durch noch kerndeutsch ist, zu französiren. Zu diesem umgänglichern Theil des niedrigen Clerus nun gehörte der Ortspfarrer nicht, welchen der junge Engländer hier an des Barons Tafel traf. Es war ein untersetzter, breitschulteriger Mann mit einem unschönen Gesicht und finstern tiefliegenden Augen; seine

Manieren verriethen, daß er aus dem niedrigsten Stande war. Er entschädigte sich für seine gewöhnliche Enthaltsamkeit dadurch, daß er von allen Weinsorten trank, welche herumgereicht wurden, und zuweilen sogar noch mehr verlangte. Er führte das große Wort bei Tische, sprach derb und barsch über Alles ab, stocherte sich die Zähne mit der Gabel aus und benahm sich gar nicht, wie es die gute Sitte selbst in minder anspruchsvoller Gesellschaft heischt. Aber er hatte das Bewußtseyn seiner Stellung als Diener der Kirche, und somit als eine der einflußreichsten Autoritäten, denn in der Bretagne umgibt den Geistlichen noch ein wahrer Heiligenschein. Niemand nahm an seinem Betragen den mindesten Anstoß, jedermann hörte ihm ehrerbietig zu, und begegnete ihm mit dem tiefsten Respekte, und die Pächter, deren Manieren sich von den seinigen nur durch etwas mehr Bescheidenheit und Zurückhaltung unterschieden, verwandten kein Auge von ihm. Der Baron selber sogar, welcher diesen Mann nicht ausstehen konnte, glaubte es der Kirche schuldig zu seyn, daß er ihm mit Demuth begegne. Endlich war der Pfarrer so warm geworden, daß er sich gar keinen Zwang mehr auferlegte.

„Was halten Sie von der heutigen Prozession, Herr Baron?“ fragte er. „Ist nicht Alles sehr gut abgelaufen?“ — Der Baron nickte bejahend. — „Die Sänger haben heute weit besser gesungen, als sie sonst pflegen,“ fuhr der Pfarrer fort; „aber ich habe mir auch große Mühe mit ihnen gegeben, besonders des Lateinischen wegen, das sie furchtbar verkauderwälscht haben. Ich bin zwar selber kein großer Gelehrter, aber ich kann es nicht ertragen, daß die schönen lateinischen Gesänge so sehr verballhornt werden.“

— „Wie schade,“ meinte Paul, „daß diese Leute ihre Litanei nicht lieber französisch singen, was sie doch eher verstehen würden!“

Der Pfarrer warf bei diesen Worten einen finstern Blick auf den Engländer und sagte barsch: „Mit nichten Herr, Sie scheinen nichts davon zu verstehen. Das Latein ist von jeher die Sprache der Kirche gewesen, und nur die Ketzer sind davon abgefallen."

Paul war zu keinem Wortkampf aufgelegt, und sah, daß die Gründe, welche er für seine Ansicht vorbringen konnte, bei dem Pfarrer und seinen Anhängern auch wirkungslos seyn würden, da diese keine höhere Autorität anerkannten, als die Tradition der Kirche; er machte daher dem Pfarrer nur eine stumme Verbeugung. Dieser wähnte, er habe einen Gegner zum Schweigen gebracht, wo nicht überzeugt, und begann nun mit noch größerer Wichtigthuerei:

„Ich habe mit großer Freude bemerkt, daß die Frömmigkeit der Gemeinde nicht abgenommen hat — die Prozession war sehr zahlreich." Die Pächter stimmten beifällig zu, und der Pfarrer fuhr mit einem finstern Blick auf Paul fort: „Ich sah nur ein einziges Beispiel von Unehrerbietigkeit, und zwar von sehr gröblicher Art. Es war ein Mensch anwesend, der nicht einmal niederkniete, als der heilige Leib Christi den Gläubigen gezeigt wurde!"

— „Abscheulich! entsetzlich!" riefen die Pächter im Chore.

Paul wollte antworten, denn diese Epigramme waren unverkennbar auf ihn gemünzt, und er wähnte in den Augen des Barons und der Baronin einzubüßen, wenn er sie unbeantwortet ließ. — „Mich dünkt...." wollte er anheben, allein im selben Augenblick drückte eine Hand unter dem Tische die seinige, und Madeleine flüsterte ihm auf Englisch bittend zu: „Antworten Sie nicht!"

„Jener Mensch muß entweder ein Ungläubiger oder ein

Ketzer gewesen seyn," fuhr der Pfarrer mit steigender Wärme fort. „War er ein Ungläubiger, so sollte er sich schämen, dieß in einem katholischen Lande auf solch plumpe Weise zu gestehen. Ist er aber ein Ketzer, warum beschmutzt er mit seiner Gegenwart ein solch heiliges Fest?"

Paul blickte auf und sah vier Paare finsterer Augen voll Entrüstung auf sich geheftet. Nur der Baron und seine Frau sahen zu Boden und konnten ihre Verlegenheit nicht verbergen. Der Engländer glaubte nun nicht länger schweigen zu können und hub an: „Herr Pfarrer! . . . ." allein im Nu drückte dieselbe kleine Hand die seinige noch ängstlicher und Madeleine zischelte ihm in englischer Sprache in's Ohr: „Mir zu Liebe antworten Sie ihm nicht!" — Sie hatte die Zauberkraft der Worte „mir zu Liebe" bereits kennen gelernt, und wandte sie in dringenden Fällen in seiner Muttersprache an.

Der Pfarrer mochte glauben, der Engländer finde keine Worte zu seiner Vertheidigung, und fand sich hiedurch ermuthigt, noch weiter gegen ihn fortzufahren. Deßhalb sagte er: „Sie wollten mich anreden, mein Herr! Fahren Sie fort; wir warten auf eine Probe von ihrer Beredtsamkeit!"

Paul erglühte vor Ingrimm und Madeleine sagte nun in ihrem Schrecken auf Englisch ganz laut zu ihm: „Hören Sie nicht auf ihn; er ist ein tückischer, bösartiger Mensch!"

Diese Aeußerung befriedigte Paul, er ward daher ruhiger und wandte sich gelassen und lächelnd und mit einem zärtlichen Blick zu ihr, denn er fühlte sich nachgerade von ihr so entzückt, daß er es nicht verhehlen konnte. Sie erwiderte seinen Blick mit leuchtendem Auge und sagte: „Thank you! you are a very good boy; thank you, my dear!" (Danke! Sie sind ein herzensguter Junge; danke, mein Lieber!)

Madeleine ahnte wohl kaum den Werth, welchen Montague auf die beiden letzten Worte legte, und den innigen Begriff, den man in England damit verbindet, und Paul war ehrenhaft genug, ihr diese Unbekanntschaft mit englischer Sprache und Sitte zuzutrauen. Allein diese beiden Worte klangen noch lange in seiner Seele nach, bis er die Ueberzeugung gewann, daß seine Liebe erwidert wurde.

Der Pfarrer fuhr inzwischen in derselben Tonart fort, bis Montague, dem die Zunge gebunden war, ihm einen Blick voll der stolzesten Kälte und Geringschätzung zuwarf. Dieser bedeutsame Blick und das ominöse Schweigen des Engländers brachten den Pfarrer aus dem Concept und er stockte verblüfft. Diese Gelegenheit aber benutzte Frau v. Ronville, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, obschon dasselbe jetzt auf einen noch gefährlichern Boden gerieth.

„Sie haben also heute eines Ihrer verlornen Schafe wieder gefunden, ehrwürdiger Herr?" hub Frau v. Ronville an.

— „Ah, Sie reden von Antoine Legrand, Frau Baronin?" — Madeleine erblaßte etwas, und Paul verwandte kein Auge von ihr. — „Ha," fuhr der Pfarrer nun in jener mittheilsamen Stimmung fort, wo ein Mensch keine Geheimnisse mehr vor seiner Nachbarschaft hat, sondern schonungslos Alles ausschwatzt, was er weiß; „Sie haben wohl schon seine Geschichte gehört? sie ist sehr seltsam und merkwürdig!"

„Nein, ich habe noch gar nichts von ihm gehört; wo ist er denn gewesen?"

— „In Paris, Madame," fuhr der Pfarrer fort. „Denken Sie sich, Antoine ging von hier nach Paris, und hat sich in jenem Sündenpfuhl von einer Stadt lange, lange Zeit herumgetrieben, ohne irgend eine Beschäftigung finden zu können, für welche er

sich oder die sich für ihn eignete. Da traf er eines Tags auf der Straße einen Bretagner und ward von diesem mitgenommen in ein kleines Café in der Nähe des Louvre, wo ihm der Landsmann aus Mitleid, wie er sagte, ein Mittagbrod vorsetzen ließ. Und nun denken Sie, Frau Baronin — jener vorgebliche Bretagner, der aber im Grunde gar nichts Anderes war als ein geschickter Spion der Pariser Polizei, welcher die Tracht und den Dialekt unserer Provinz angenommen hatte, — jener lügnerische Bretagner — Gott verdamme alle Lügner, Frau Baronin! — jener Spitzbube, der sich für einen Bretagner ausgab . . . ."

„Nun? Und was zum Henker hat dieser Mensch denn gethan?" fragte der Baron unmuthig.

— „Denken Sie sich, Herr Baron, jener lügenhafte Bretagner veranlaßte diesen armen verlornen Sohn, ihm seine Geschichte zu erzählen, und versprach ihm Beschäftigung!"

„Sonst nichts? Ich dachte Wunder was da noch kommen würde," brummte der Baron.

— „Nur Geduld, mein lieber Herr Baron, nur Geduld. Dieser elende, lügnerische, gottsvergessene Bretagner, — ich wollte sagen Pariser, der sich für einen Bretagner ausgab; Gott verdamme alle Pariser, die sich für unsere wackeren Landsleute ausgeben! — also jener Schuft, meine Herren und meine Damen! machte ausfindig, daß Antoine Legrand blutarm war, und nichts, aber auch gar nichts hatte, womit er sich Nahrung und Obdach und den Lebensunterhalt verschaffen konnte, welchen Gott . . . ."

„Weiter, weiter!" rief der Baron gelangweilt.

— „Welchen der liebe Gott ja jedem Menschen zukommen läßt, der diese Gottesgaben nicht wegwirft wie ein Ketzer und Ungläubiger," fuhr der Priester mit einem finsteren Seitenblicke

auf Paul fort und schlug mit der Faust auf den Tisch, was aber den jungen Engländer ganz kalt ließ, der darob nur Madeleinen zulächelte, weil ihr Blick ängstlich an seinen Zügen hing. „Denn wenn jemand nicht glaubt und dem lieben Gott nicht dankt, so wäre ihm besser, wie der heilige Eustachius sagt: man hinge ihm einen Stein um den Hals und würfe ihn in's Wasser. Allein um wieder auf den bewußten Pariser zu kommen, welcher Antoine's Armuth entdeckt hatte, so gab er ihm allerdings eine Beschäftigung, die Antoine fünf Franken täglich eintrug: denken Sie sich, meine Herren und Damen, fünf Franken! Aber worin bestand diese Beschäftigung? Darin daß er Tag und Nacht ein Haus bewachen und belauern sollte; denken Sie sich, meine Herren und Damen, ein gewisses Haus . . . . Kurzum, von diesem Augenblicke an," fuhr er dann fort und verfiel aus dem nachdrucksvollen Kanzeltone, den er seither mit wilden Gestikulationen gebraucht hatte, in seine gewöhnliche Redeweise; „von diesem Augenblicke an ward Antoine Legrand ein Spion, ein Spion, meine Herren und Damen! ein Spion . . ."

„Ein Mouchard? Ein Polizei-Spion?" fragte Montague begierig.

Der Pfarrer warf ihm einen finsteren, erstaunten Blick zu, wandte ihm den Rücken, flüsterte seinem Nachbar laut genug, um von dem Engländer verstanden zu werden, zu: „Ich spreche nie mit Ketzern," und fuhr dann, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, fort: „Er ward ein Agent der Polizei des Kaisers, welchen Gott verd. . . ."

„Um Gotteswillen, nehmen Sie sich in Acht!" fiel ihm der Baron ängstlich in die Rede.

— „Bah, was liegt daran!" sagte der Pfarrer. „Kurzum, Antoine nahm einen andern Namen an, und . . ."

„Mein Fräulein,“ flüsterte Paul seiner Nachbarin zu; „ich bitte Sie, erkundigen Sie sich nach dem Namen, welchen Antoine angenommen hat! Meine Frage würde der geistliche Herr nicht beantworten!“ Er sah sie dabei an und bemerkte, daß sie todesbleich geworden war.

— „Ich kann, ich darf diese Frage nicht thun,“ stammelte sie ängstlich.

„Sie können und dürfen nicht? Aber wie so denn?“

— „Wünschen Sie es durchaus?“

„Ja, mein Fräulein! es liegt mir ungemein viel daran!“

— „Nun denn, so will ich fragen!“ Es kostete Madeleinen ein großes Opfer, denn sie litt schon ungemein dadurch, daß die Geschichte dieses Mannes auf so schonungslose Weise vor ihr erzählt wurde, wo jeder der Anwesenden wußte, in welcher Weise Antoine sie einst behandelt hatte; sie richtete jedoch auch wirklich die Frage an den Pfarrer, der erwiderte:

„Ich will mich auf den Namen besinnen, der mir nicht sogleich einfällt. Es war ein Name, der ungefähr klang wie Legrand, aber doch nicht ganz so!“

— „Aha, er hieß sich Lefebvre?“ rief Paul unwillkürlich.

Der Pfarrer war überrascht und rief mit einem starren Blicke der Verwunderung: „So ist — das war der Name! Aber woher weiß Er dieß? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Es hat niemand diese Geschichte gehört, als ich selbst; es kann also auch Niemand den Namen wissen!“

„Aber wie haben Sie selbst ihn denn erfahren, Hochwürdigster?“ fragte der Baron.

— „Oh, es ist ein Geheimniß,“ versetzte er lächelnd; „ich weiß so mancherlei von dem, was hier herum vorgeht. Aber natürlich muß diese Sache unter uns bleiben, und Sie alle

müssen mir versprechen, darüber zu schweigen, denn ich hätte eigentlich nicht davon reden dürfen . . ."

„Es wird doch kein Beichtgeheimniß seyn?" fragte der Baron erschrocken.

Der Pfarrer erschrack ebenfalls unwillkürlich, denn dieses Wort rief auf den Gesichtern aller Zuhörer ein Entsetzen hervor, das nicht in Worten zu schildern ist; die Damen standen jählings von den Stühlen auf, der Baron maß den Geistlichen mit finsterem Argwohn, und die Pächter schauten ganz verblüfft darein. Der Pfarrer faßte sich aber schnell wieder von seiner Bestürzung, versuchte zu lächeln und sagte: „O nein, was denken Sie denn? Ich will Ihnen erzählen, auf welche Weise ich diese Geschichte meines ehemaligen Beichtkindes erfahren habe!"

Allein Madeleine war bereits genugsam erschüttert und eilte aus dem Zimmer, um ihre Gemüthsbewegung zu verbergen, und die Baronin, welcher dieselbe nicht entgangen war, folgte ihr. Auch der Baron schien nicht mehr hören zu wollen, und wandte sich an die Dienerschaft, um derselben einige Aufträge zu ertheilen. Paul verließ ebenfalls den Speisesaal. Er hatte genug gehört, und ohne sein Zuthun die Gewißheit erlangt, daß der Wildhüter, welcher in Madeleine verliebt gewesen, der Mann, der ihr erst heute Morgen noch die Hand geküßt und ihm, Paul, dem unbetheiligten Zuschauer, den Argwohn eingeflößt hatte, daß Antoine ihr nicht ganz gleichgültig sey, — daß dieser Mensch ganz identisch sey mit dem elenden Spion, welcher seinen Freund Coucy, den edlen, biedern, liebevollen de Coucy, verrathen hatte. Diese Entdeckung hatte ihn so sehr erschüttert, daß er die Einsamkeit aufsuchen mußte, um sich zu sammeln, sich zu erholen.

Während daher der Baron mit seinen anderen Gästen noch

beim Wein sitzen blieb, eilte er in den Garten hinab, und setzte sich in eine der Weinlauben der Terrasse, wo er alle Eindrücke der unerwarteten Entdeckung noch einmal an seinem Gedächtniß vorübergehen ließ. Der Mann, welchem er den Tod geschworen hatte, falls er ihm begegne, war also derselbe, zu welchem, wie er fürchten mußte, Madeleine sich durch irgend ein tiefes, geheimnißvolles Gefühl hingezogen fühlte. Er konnte hierüber kaum im Zweifel seyn, denn Madeleine hatte die Aehnlichkeit zwischen Antoine Legrand und dem Vicomte eben wohl bemerkt, gerade wie er selbst eine solche an dem Vicomte und Antoine Lefebvre entdeckt hatte. Die beiden Antoines waren also eine und dieselbe Person, wie der Pfarrer gesagt hatte. Paul hatte jedoch noch nicht die mindeste Ahnung davon, daß der sogenannte Vicomte de la Fossée, oder de la Fosse, nur eine neue Vermummung desselben Individuums war.

Montague sehnte sich sehr, Madeleinen mit der peinlichen Lage und Stimmung bekannt zu machen, worin er sich befand; es drängte ihn, sie offen hierüber zu befragen; er sehnte sich nach etwas Mitgefühl, und doch fürchtete er das Schlimmste zu erfahren. Er wußte wohl, daß Madeleine ihre eigentlichen Gefühle nicht vor ihm verbergen würde, denn er hatte Beweis genug von der seltsamen Unabhängigkeit dieses Mädchens gehabt. Außerdem hatte ihm ja die schlau berechnende Clothilde einen Wink gegeben, daß Madeleine einige Jahre lang ein Liebesverhältniß mit dem Wildhüter ihres Vaters gehabt habe; er würde nach seinen englischen Schicklichkeits-Begriffen nicht daran zu glauben vermocht haben, aber als Republikaner konnte er es nicht unnatürlich finden. Ihr Betragen bei dem Ruhealtar am Morgen, ihre Blässe bei Tische, alles lieh dieser Geschichte einige Wahrscheinlichkeit; und er fürchtete sich, die Bestätigung

derselben zu vernehmen, und zwar vielleicht von ihren eigenen Lippen.

Endlich kehrte er ruhiger in's Schloß zurück und fand Mutter und Tochter im Salon am Arbeitstische.

„Ach, Herr Montague," hub die Baronin an und ging ihm entgegen, um ihn zu einem Stuhl neben dem ihrigen zu führen, „wie soll ich mich Ihnen gegenüber entschuldigen wegen der empörenden Behandlung, welche Ihnen heute Abend widerfahren ist? Sie sehen mich in der größten Beschämung und Entrüstung. Jener Mann hat sich abscheulich aufgeführt; aber Sie werden gewiß begreifen, daß niemand als ein Geistlicher es wagen konnte, in dieser Weise zu reden, ohne daß der Baron ihm sogleich Schweigen auferlegte!"

„Bitte, Madame, ersparen Sie sich jede Entschuldigung!" erwiderte Paul mit einigem Stolz; „es war ja nur meine eigene Schuld. Hätte ich gewußt, daß ich den Pfarrer bei Tische treffen würde, so hätte ich um des Friedens und Anstandes willen meine Vorurtheile aufgegeben und wäre diesen Morgen bei der Prozession niedergekniet, was ich leicht hätte thun können, denn meine Kniebeugung hätte ja dem einzigen Gott gegolten, den wir Alle anbeten und zu dem ich auch in dieser Stellung hätte beten können."

„Wie gut er ist!" rief Madeleine enthusiastisch. „Und so erfahren Sie denn, liebe Mutter, daß unser Gast bei Tische nicht etwa schwieg, weil er mit Gründen besiegt zu werden fürchtete, sondern nur weil ich ihn gebeten hatte, dazu zu schweigen!"

„O, ich bin überzeugt, daß Herr Montague stets den besten Weg einschlagen würde," sagte die Baronin. „Ich war so erfreut, daß Sie nicht antworteten, denn es hätte gewiß nur zu

den unangenehmsten Auftritten geführt. Unser Pfarrer, sonst zwar ein trefflicher Mann, ist ungemein hitzig und bigott . . ."

„Auch mir ist der ganze Vorfall leid," sagte Madeleine mit einem dankbaren, beinahe zärtlichen Blick auf Paul; „aber am meisten beklage ich, daß Sie nun eine so schlechte Meinung von unseren Geistlichen haben werden."

„Glauben Sie mir, mein Fräulein," versetzte Paul ziemlich steif, „ich habe den ganzen Vorfall beinahe schon wieder vergessen, denn mich beschäftigen in diesem Augenblick ganz andere, mir weit wichtigere Dinge."

„Ich weiß es, ich begreife es," sagte Madeleine mit einem tiefen Erröthen.

Frau v. Ronville gab dem Gespräch eine andere Wendung, und Paul fand keine Gelegenheit mehr, mit Madeleinen zu sprechen, ehe der Baron mit seinen Gästen in den Salon kam, wo sie den Kaffee nehmen sollten.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Rückblicke.

Es gibt heutzutage in Paris nur wenige Salons, wo man sich noch frei bewegen und jener anregenden höhern Geselligkeit genießen kann, deren Geheimniß die Franzosen der höheren Stände von ehedem allein gekannt zu haben scheinen. Selbst die Soireen einer Madame de Recamier wären gegenwärtig beinahe unmöglich. Denn die Materie hat den Geist verdrängt und aus der Conversation verbannt: man spricht entweder von Hof-

festen, Beförderungen, Alltagsbegebenheiten, von der chronique scandaleuse, man witzelt und spöttelt sogar über die Glückspilze des heutigen Regime, und der französische Witz glänzt in Bonmots und Calembourgs noch immer auf Kosten Anderer (freilich nur sub rosa, indem seine Produkte flüsternd von Mund zu Mund gehen), oder man spricht, was noch weit häufiger ist, von der Börse, von der Rente, von dem Fallen und Steigen der Werthpapiere, von der Rolle dieser oder jener Schauspielerin in irgend einem neuen Stücke zur Verherrlichung der Demi-Monde oder Quart-du-Monde, von dem Luxus und der Mode. Paris materialisirt sich; die Entsittlichung, die Corruption, die Habgier, der wahnsinnige Luxus und die unersättliche Genußsucht nivelliren alle Stände und Individuen.

Doch nein, nicht alle Individuen — es gibt noch Ausnahmen! Eine solche war Frau v. St. Paul de Fénouville, in deren Salon man zwei Male in der Woche eine sehr gewählte, wiewohl kleine Gesellschaft traf, welche aus Personen aller Stände bestand. Hier war man versichert, keine Mouchards zu treffen, deren Anwesenheit in den meisten anderen Salons den freien Austausch der Ansichten und Gedanken über Welt und Zeit hemmt. Die 20—25 Personen, welche den Grundstock dieses Cirkels bildeten, kannten einander genauer und standen in einer gewissen geistigen Wahlverwandtschaft zu einander. Es war eine Art Freimaurerei geistiger Unabhängigkeit, welche sie verkettete. Man erörterte hier Fragen und Probleme der Literatur und Kunst, aber von einem rein kosmopolitischen Standpunkte aus. Man stand daher in Opposition gegen die Gegenwart, gegen die Privat- und Lokal-Interessen des heutigen Frankreich, und diese Opposition vereinigte Angehörige aller Parteien, Männer aus den verschiedensten Berufsfächern. Die Harmlosigkeit ihrer Beschäftigungen in

diesem Salon, die weise Discretion, welche über die geselligen Unterhaltungen daselbst beobachtet wurde, hatte noch nicht einmal die Aufmerksamkeit des Polizeikommissärs und des ersten Sicherheits-Agenten des Viertels wach gerufen.

Die Wohnung der Frau v. St. Paul lag in einer der stilleren Straßen des Faubourg St. Germain, und nahm die Beletage in einem großen Hause ein. Im Entresol wohnte eine reiche Familie aus dem Calvados, in den obersten zwei Etagen zwei Beamtenfamilien, die ein Haus machten. Die Empfangstage der Frau v. St. Paul fielen stets mit denen der Hausgenossen zusammen, und da die Salons nicht mit dem feenhaften modischen Luxus an Gasbeleuchtung und Lustres erhellt wurden, und die Vorhänge geschlossen blieben, so deutete nichts auf die Belebtheit dieser Gemächer. Auch war das Haus eines der alten soliden Gebäude des vorigen Jahrhunderts, keine jener neueren Schöpfungen des Pariser Unternehmungsgeistes, in denen es keine Geheimnisse gibt, weil Plafonds und Parketböden beinahe durchsichtig sind. Kurzum, es war ein ganz unbeargwohntes, für harmlos und ungefährlich geltendes Haus, das der Frau v. St. Paul, und darum unbeobachtet. Der dritte Napoleon hat nämlich mit seinem großen Ohm auch den Haß gegen jene Salons gemein, in welchen weder getanzt, noch gespielt, noch soupirt, sondern nur der Austausch der Gedanken und Ideen gepflogen wird. Despoten fürchten nicht die Genußsüchtigen, die Sybariten, sondern die nüchternen Denker.

Es war also einer der Abende, an welchem Frau v. St. Paul ‚offenes Haus' hielt. Die Gesellschaft hatte sich schon ziemlich zahlreich versammelt. Man saß in Gruppen um die kleinen Tische und plauderte oder musterte die Zeitschriften und Prachtwerke auf den Tischen. Die Damen waren meist über die erste

Blüthe der Jugend hinaus, und imponirten mehr durch ihre Bildung und ihren Geist als durch Schönheit. Aber die Anmuth der Französin altert ja nicht, und so übten diese Frauen noch immer eine große Anziehungskraft auf diejenigen Männer, welche in diesem Kreise verkehrten. Man fand hier auch meist nur ältere Männer aus dem Gelehrten- und dem Richterstande, Industrielle, Banquiers, Aerzte, sogar einige höhere Geistliche. Die geräuschvollen Schmetterlinge anderer Salons: die jungen Löwen des Tages, der Literatur und der Kunst, waren hier nicht heimisch, aber eben so wenig auch die Akademiker von Gottes Gnaden und St. Napoleon's Hulden. Galt ja doch jenen allen die stille Opposition der strengeren, von der Milch der Classicität großgesäugten Mitglieder dieses Kreises! Frau v. St. Paul war an Geist und Bildung einer Recamier ebenbürtig, aber weder Schriftstellerin noch ein weiblicher Mäcen: sie hatte daher nur den Wunsch, in einer Atmosphäre von reiner wahrer Bildung, nicht in den berauschenden Düften aktiver und passiver Schmeichelei und eitlen Ruhmes zu leben. Sie trug ihre fünfzig Jahre mit Würde, verhehlte weder ihre grauen Haare noch ihre Runzeln, aber sie ersetzte den verlorenen Schmelz von Schönheit und Jugend durch sittliche Würde, durch reine Herzensgüte und unverwelkliche intellektuelle Frische, durch einen psychischen Zauber der Anmuth, der keiner Kunst verpflichtet war. Ihre Freunde verehrten in ihr eine Schwester oder Mutter, und eine solche Liebe, die jedes unreinen Wunsches entbehrt, weckt keinen Neid; darum achteten ihre Freundinnen sie eben so hoch als die Männer ihres Cirkels.

Man nahm so eben den Thee, als die Portièren an der Thüre des größeren Salons sich öffneten, und jener breitschultrige Herr von kurzer gedrungener Figur mit stark ausgeprägten Zügen, dichtem eisengrauen Backenbart und einer großen Glatze,

dem wir in den feenhaft erleuchteten Salons der Lady Plantagenet zuerst begegneten, eintrat. Sein Erscheinen erregte jene Bewegung, welche der Eintritt irgend eines hervorragenden Mitglieds in einem Cirkel stets verursacht, und als er auf Frau v. St. Paul zutrat, um ihr die Hand zu reichen, sagte diese beinahe vorwurfsvoll:

„Endlich sehen wir Sie wieder, Doctor? Sie haben eine ganze Woche gefehlt! Es war recht böse von Ihnen, gerade in einer solchen Zeit zu fehlen, wo die ganze Hauptstadt vor Begierde brennt, etwas mehr von jenen Vorgängen zu erfahren, welche an der großen Oper beinahe eine Tragödie auf der Straße verursacht hätten!"

— „Sie haben Recht, Madame," entgegnete Dr. Kahn lächelnd; „es war Unrecht von mir, gerade in diesen Tagen der Aufregung hier zu fehlen, und diese Sünde würde mich des schmeichelhaften Vorzugs, hier vermißt zu werden, unwürdig machen, wenn ich nicht wegen der wichtigen Beweggründe meines Ausbleibens auf Ihre Nachsicht rechnen könnte!"

„Ah," sagte die Gräfin Posselin; „dachte ich's doch, daß unser lieber Doctor nur durch Geschäfte abgehalten werden konnte . . . ."

— „Welche zu jenen Vorgängen am Opernhause jedoch nur in dem Verhältniß von Wirkung, nicht von Ursache stehen, meine theure Gräfin!" fiel ihr der Arzt höflich in's Wort: „Diese Geschäfte betrafen einen unserer Freunde, den Sie vermuthlich noch empfindlicher hier vermißten als mich . . . ."

„Herrn v. Coucy?" fragte eine der Damen erblassend.

Dr. Kahn nickte stumm und schmerzlich. „Wo ist er? In welcher Beziehung steht er zu dem Attentat? Er ein Verschwörer?!" tönte es neugierig, besorgt, ungläubig durch einander.

„Herr v. Coucy sitzt im Zellengefängniß von Mazas, angeklagt oder überwiesen, Präsident einer geheimen Gesellschaft zu seyn, deren Zweck der Umsturz der bestehenden Regierung und die Wiedereinführung der Republik war, und dem das jüngste Attentat auf Louis Bonaparte zugeschoben wird!"

„Nicht möglich! der sanfte, ernste de Coucy ein rother Republikaner, ein Conspirator, ein Genosse von Meuchelmördern?!" riefen die Damen.

„Seyn Sie überzeugt von dem Gegentheile, meine Damen!" erwiderte Kahn mit Wärme. „Aber er muß sich jetzt alle diese Anklagen in die Schuhe schieben lassen, wo es nothwendig ist, ein Exempel zu statuiren, seit auch Männer von Stande und Bildung die Lust anwandelt, in die geheimen Clubs zu treten, die seither nur aus dem Mittelstand sich recrutirten. Herr von Coucy und Graf Ludowski sind nach meiner innigsten Ueberzeugung dem Attentate so fremd, wie wir Alle hier, aber sie müssen jetzt büßen, damit Andere abgeschreckt werden."

„Auch Ludowski?" fragte die Gräfin Posselin; „er war doch sonst ein starrer Legitimist."

„Erzählen Sie, wie dieß Alles zusammenhängt!" riefen andere Stimmen und man gruppirte sich schnell um den Doctor, nachdem ein Wink der Frau vom Hause die Zofe und den Lakaien entfernt hatte.

„Ich kann Ihnen eben nicht viel berichten, meine Damen und meine Herren," sagte Kahn. „Ich kenne nicht einmal genau die Thatsachen, geschweige denn ihre Motive und Ursachen und deren inneren Zusammenhang. Genug, ich erfuhr oder entnahm aus verschiedenen Anzeichen, daß ein Schlag von Seiten der wenigen Clubs beabsichtigt werde, die der Wachsamkeit der Polizei noch entgangen waren; ich bemerkte, daß Herr v. Coucy

und seine Verbündeten darein verwickelt waren; ich wollte ihn warnen und retten, und suchte ihn daher am Abend des Attentats auf, wo er mir denn seine Unschuld an dem beabsichtigten Meuchelmord betheuerte und mich versicherte, daß er Alles gethan habe, um denselben zu vereiteln — wovon ich übrigens zuvor schon durch Thatsachen überzeugt worden war. Ich hatte einen Paß und einen Versteck für ihn in petto, um ihn aus dem Bereich der Polizei zu entrücken; allein ein gewisser Hang zur Romantik, ein ritterlicher Edelmuth, der leider in jenem Augenblick mehr löblich als klug war, veranlaßte ihn, mein Anerbieten auszuschlagen, wofern ich nicht seinen Freund, einen jungen Engländer, der in gleichem Grade mit ihm compromittirt sey, ebenfalls retten könne, was aber außer meiner Befugniß stand. Genug, ich wartete die ganze Nacht auf ihn, wiewohl vergebens. Am andern Morgen erfuhr ich von einem Hausgenossen, daß der edle Herr v. Coucy in der größten Stille verhaftet worden sey, ein Opfer seiner treuen Freundschaft, seines verhängnißvollen Edelmuths. Aber auch sein Freund, Paul Montague, sollte mit ihm verhaftet worden seyn."

„Der bildschöne junge Engländer, welchen er vor Kurzem auch hier einführte?" fragte Frau v. St. Paul.

„Derselbe, — wenigstens ist er spurlos verschwunden, wie ich aus dem Munde der Tochter des Concierge in dem Hause der Rue St. Honoré hörte, wo Mister Montague wohnte," entgegnete Doctor Kahn. „Vielleicht hat der Engläuder zweierlei Appartements inne gehabt, denn bis jetzt hat die Polizei wenigstens die Wohnung in der Rue St. Honoré noch nicht mit ihrem Besuche beehrt."

„Aber sagen Sie mir nur, auf welche Weise der arme Herr v. Coucy verrathen und verhaftet werden konnte, lieber

Doctor, wenn er doch dem Attentate fremd war?" fragte ein älterer Herr, früher einer der angesehensten Advokaten von Paris.

„Es hatten sich ein oder mehre Verräther oder Polizeiagenten in jenen Club eingeschlichen," entgegnete Kahn, „und es war der Polizei gelungen, sowohl eine Liste der Mitglieder des Clubs zu erhalten, als einer Sitzung oder Loge derselben anzuwohnen. Ich müßte zu weit ausholen, um Ihnen dieß Alles klar zu machen. Genug, es war für die Polizei erweislich, daß de Coucy Präsident einer ‚Hütte' moderner Carbonari und de Ludowski einer ihrer jüngsten Lehrlinge waren. Doch lassen Sie mich hierüber ein ander Mal näher berichten, wann ich erst mehr ermittelt haben werde. Einstweilen nur folgendes Erlebniß, das mir gestern zustieß. Ich fuhr nach dem Bahnhof der ** Bahn, um einem alten Bekannten aus Deutschland das Geleite zu geben. Der Schnellzug sollte eben abgehen, mit welchem mein Freund nach Brest abreisen wollte. Ich war ihm zuvorgekommen. Wie ich mich, um ihn zu suchen, in den Wartsaal begeben will, fällt an der Thüre desselben eine kleine Scene vor. Ein junger Elegant in einer feinen Reisetoilette erscheint in Begleitung eines Groom auf der Platform, da stürzt eine Frau in Trauer, welche bei einem kleinen, bescheidenen Häufchen Handgepäck und drei Kindern gesessen hatte, auf ihn zu und ruft verzweiflungsvoll: ‚Ah, Herr Lefebvre! finde ich Sie wirklich? Sie sind der Mörder meines Mannes, meines armen Girardon!'"

— „‚Madame, Sie sind verrückt! ich bin nicht Lefebvre und kenne keinen Girardon!' versetzte der Modeherr hochmüthig, aber auf seinen Wangen hatte doch bei diesem Auftritt Röthe und Bläſſe so schnell gewechselt, daß man wohl sah, wie er von

demselben unwillkürlich erschüttert worden war. — ‚Ja, Sie sind Lefebvre, der elende Verführer, der böse Genius meines armen Girardon!‘ ruft die Frau; ‚ich erkenne Sie trotzdem, daß Sie zuvor eine blonde Perrücke trugen. Sie allein wissen, wer ihn erwürgt hat, wenn Sie selbst es nicht gethan haben!‘ Sie können sich denken, welches Aufsehen diese Scene hervorrief, wie augenblicklich die Platform vor dem Wartsaal von Polizei wimmelte. — ‚Meine Herren,‘ wandte sich der sogenannte Lefebvre an einen der Polizeibeamten, ‚diese arme Frau hier ist nicht bei Sinnen; nehmen Sie sich ihrer an und erklären Sie ihr, daß ich der Vicomte de la Fossée bin, wie Sie aus diesem Passe hier ersehen!‘ Mit diesen Worten reichte er dem Beamten seinen Ministerial-Paß zur Prüfung, der ihm sogleich mit großem Respekt wieder zurückgegeben wurde, worauf er ruhig eine Cigarre ansteckte und sich in eines der Rauchcoupés setzte, während die Polizei die arme, allerdings halb wahnsinnige Frau umringte und sie offenbar verhaften wollte. Glücklicherweise kannte ich einen der Polizeibeamten und erbot mich, zu ermitteln, ob die Frau irrsinnig sey, worauf man sie und ihre angstbebenden Kinder in ein Bureau führte. Hier redete ich sie an, und sie erkannte mich augenblicklich als den Arzt, der erst vor wenigen Tagen sie und ihre Kinder behandelt hatte. Sie war also nicht verrückt. Sie war die Wittwe jenes Wahnsinnigen, der den Schuß auf Monsieur Bonaparte abgefeuert hatte und dessen erwürgte Leiche am Morgen nach dem Attentat in die ‚Morgue‘ gebracht worden war. Sie hatte in dem Vicomte de la Fossée den Mann zu erkennen geglaubt, den sie in den paar letzten Wochen vor dem Tode ihres Gatten stets bei diesem gesehen hatte. Diese Enthüllungen, welche natürlich in Gegenwart von zwei Polizeibeamten zu Tage kamen, machten mein Einschreiten

zu Gunsten der armen Frau, die mit ihren Kindern in die Heimath zurückkehren wollte, nachdem durch den räthselhaften Tod ihres Gatten ihr Plan einer Auswanderung nach Amerika vereitelt war, zu nichte; man brachte sie in einem Fiacre nach dem Polizeiministerium, wo Herr v. M. ihr eine Pension ausgesetzt und sie unter Begleitung noch in der Nacht in ihre Heimath spedirt haben soll. Ich aber, der ich inzwischen meinen Freund verfehlt hatte, kehrte sehr aufgeregt und beunruhigt von dem Bahnhofe zurück und stellte sogleich nähere Erkundigungen an, in Folge deren ich erfuhr, daß der neuernannte Vicomte de la Fossée allerdings sein Belehnungsbrevet aus den Händen des Ministers der öffentlichen Sicherheit empfangen hatte und eigentlich ein obscurer Emporkömmling war."

„Ah, also ein Mouchard, den man geadelt hatte?" rief eine Dame.

— „Vielleicht um ihn salonfähig und präsentabel zu machen!" setzte ein Anderer hinzu.

„Es ist charakteristisch, daß das jetzige Regime seinen Adel aus der Reihe der Mouchards nimmt!"

— „Bah, Madame, das ist nur billig," entgegnete einer der Herren, ein Greis; „das neue Kaiserreich hat seither schon so viele Mouchards aus den Reihen der Aristokratie genommen, daß es nur gerecht handelt, wenn es einmal den umgekehrten Grundsatz befolgt!"

„Aber wir kommen ganz von Herrn v. Coucy ab," sagte Frau v. St. Paul. „Er ist unser Aller Freund; sollen wir ihn nur beklagen ohne einen Versuch zu seiner Rettung zu wagen?"

— „Seine Unschuld wird ihn retten, wenigstens vom Schaffot," entgegnete einer der Herren bitter; „man wird ihm in

Lambessa oder Cayenne Zeit gönnen, seine Illusionen los zu werden . . . ."

„Wenn wir ihm seine Freiheit nicht erwirken können," setzte ein Anderer hinzu. „Mit Geld ist heutzutage Alles in Frankreich zu erlangen. Legen wir einen Fonds zusammen, der zu seiner Befreiung verwendet werden soll, und lassen Sie es unser heiligstes Anliegen seyn, über die sichersten und besten Mittel derselben nachzudenken!"

Der Plan fand augenblicklich Beifall, besonders unter den Damen. „Ernennen wir ein Comité," sprach eine derselben, „einen Präsidenten und einen Cassier, und legen wir sogleich zurück. Ich z. B. habe keine größere Baarsumme bei mir; allein ich lege dieses Armband hier ein, mit dem Beding, es binnen drei Tagen mit seinem vollen Werth auszulösen!"

„Legen wir unsere Beisteuern zusammen!" sagte der alte Herr im Silberhaar und stellte seinen Hut auf den Tisch, in welchen er fünfhundert Franken in Banknoten legte. „Wer nicht so viel bei sich hat, als er geben will, der lege ein Bon mit seinem Namen ein!"

— „Und Präsident des Comité soll unser Doctor seyn, nicht wahr?"

„Angenommen!" erscholl es von allen Seiten, nebst dem Wunsch: das Comité möge sich sogleich constituiren und schon morgen seine Arbeiten beginnen, deren Vorbereitung den Rest des Abends ausfüllte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Angst einer Mutter.

Es war am Tage nach jenem Gesellschafts-Abend bei Madame de St. Paul de Fénouville, um jene Stunde, wo Paris ganz wach ist und den Geschäften nacheilt, oder spazieren fährt oder geht, um zu flaniren. Doctor Kahn ging in seinem kleinen Salon auf und ab, worin er als „Arzt der körperlichen Schönheit" seine zahlreichen Klienten zu empfangen pflegte. Hier war Alles von einer gewählten Eleganz — der kleine Salon hätte jeden Moment der ersten Modedame zum Boudoir dienen können. Alles was nur Kunst und Geschmack zu erdenken vermocht hatten, vereinigte sich in diesem Zimmer: dunkle Sammettapeten, von deren Grund sich die reichen Goldrahmen mit den trefflichen Gemälden und die schönen Büsten und Statuetten angenehm und augenfällig abhoben! Und diese Gemälde und Büsten waren meist ausgezeichnet schöne Frauen, theils Porträts, theils Phantasiestücke, von den ersten Porträtmalern und Bildhauern, sowie reizende kleine Verjüngungen aller bekannteren Venus-Statuen bis auf die von Canova herab. Dazu einige vorzügliche venezianische Spiegel von verschiedener Größe, ein zierlicher Schreibtisch von Rosenholz, ein sehr eleganter Glasschrank von gleicher Arbeit, gefüllt mit Tausenden von Flacons von allen möglichen Formen und Farben; um das einzige große, breite und hohe Fenster herum eine Laube von den herrlichsten Schlinggewächsen der Tropenwelt, die unteren Scheiben verdeckt durch ein kolossales Aquavivarium, damals eine Neuigkeit! Dazu einige schwellende Divans und Armsessel, Chaises longues ꝛc. Das ganze Zimmer hatte bei

allem Luxus etwas ungemein Trauliches, Ruhiges und Friedliches; es wehte ein Geist darin, der zur Vertraulichkeit, zur Mittheilung, zum Plaudern einlud — ein Geist der Abgeschiedenheit, Stille und Harmonie. Allein gerade dieser Geist kontrastirte sichtlich mit der Aufregung und Unruhe, welche den gedankenvollen Doctor Kahn diesen Mittag erfüllte. Sonst vermochte er um diese Stunde, wo er seine Klientinnen erwartete, sich gewöhnlich aller Sorgen und Gedanken zu entschlagen, und zeigte den Damen, welche mit mehr oder weniger Befangenheit seinen Rath suchten, den freundlichsten Gleichmuth, die gewinnendste Gelassenheit und Ruhe, eine Artigkeit ohne Kriecherei, ein schmeichelhaftes Interesse ohne Leidenschaft, einen raschen und sichern Blick für die Mängel, die man ihm nur anzudeuten brauchte und die er meist schon errathen, ehe die Dame mit ihrer Vorrede zu Ende war. Heute aber machte ihn kein energischer Wille seiner Befangenheit ledig, die er von seinen Morgen-Ausgängen in der Stadt mitgebracht hatte, und je näher der Zeiger der prachtvollen Stutzuhr auf dem Kamin der gewöhnlichen Sprechstunde rückte, desto unbehaglicher empfand Kahn jene Einbuße des innern Gleichgewichts, jene Störung der ruhigen Besonnenheit, welche sein Beruf heischte. Vergebens ging er mit raschen Schritten auf dem weichen Teppich des Zimmers auf und nieder, vergebens trank er ein Glas Eiszuckerwasser um das andere — die leidigen Gedanken an Herrn v. Coucy und die anderen Opfer jenes frechen Attentats an der Oper wollten nicht weichen.

„Drei Viertel auf zwei Uhr!" murmelte er endlich ungeduldig; „ich wollte, ich hätte diese Nachforschungen erst heute Abend angestellt!"

Jetzt pochte es discret an einer Tapetenthüre des Salons, und eine ältliche, aber noch merkwürdig hübsche und frische Frau

streckte den Kopf in der feinen, koketten Spitzenhaube herein und überreichte dem Doctor eine Visitenkarte.

„Die Gräfin Posselin?" fragte Kahn nach einem Blick auf die Karte erstaunt; „was will sie hier?"

— „Madame bittet auf einen Augenblick um Privataudienz für sich und eine andere Dame. Darf ich sie hier hereinführen?"

„Ei natürlich! nur rasch, Madame Feutreux!" Und als ob der Besuch dieser Dame den trüben Ideengang unterbrochen habe, der ihn seither gestört, stieß er die Flügelthüre auf und ging den beiden Damen entgegen durch den größeren Salon, der das Vorzimmer von dem Berathungszimmer trennte. — „Guten Tag, meine Damen! guten Tag, meine Gräfin!" begrüßte er die dicke, kleine Gräfin, die gar keine Ansprüche an Huldigungen mehr zu erwarten schien, und ihre Begleiterin, eine große, schöne, stattliche Dame von etwa fünfzig Jahren, an deren stolzer, straffer Haltung und edlem, aber kaltem Profil man sogleich die Engländerin erkannte. „Was verschafft mir dieses Mal das unerwartete Vergnügen, sogar die Gräfin Posselin hier zu sehen?"

— „Die Noth, lieber Doctor; das Bedürfniß Ihres Rathes — d. h. Ihres freundschaftlichen, nicht Ihres ärztlichen! Aber seht doch, das ist ja ein wahres Bijou von einem Boudoir, Ihr kleiner Salon! Mais il est charmant ce salon!" rief die Gräfin mit jener Extase, womit die Französinnen selbst in kritischen Momenten ihre Aufmerksamkeit an Aeußerlichkeiten hängen; „sieh, sieh! wer hätte ahnen können, daß unser nüchterner, wackerer Doctor ein solcher Sybarite sey! Haben Sie je ein solch reizendes Schmollwinkelchen gesehen, meine Liebe?" wendete sie sich an ihre Begleiterin und warf sich in einen Fauteuil, um ihre Umgebung behaglicher mustern zu können.

„Reizend in der That!" sagte die Engländerin mit einem

schwachen Lächeln, und ließ sich würdevoll auf einem Divan nieder; „aber vergessen wir nicht, meine theure Gräfin, daß die Zeit dieses Herrn kostbar seyn wird . . .“

— „Ach ja — Sie haben Recht, meine Liebe! Also, Doctor Kahn — meine liebe Freundin, Lady Montaiguë, die Mutter jenes charmanten jungen Mannes, welchen Sie wahrscheinlich einige Male bei Frau v. St. Paul gesehen haben!“

„Des Freundes des Herrn v. Coucy?“ fragte Kahn sehr ernst.

— „Ja, mein Herr! desselben!“ erwiderte Mrs. Montague mit mühsamer Ruhe. „Paul Montague hat mir stets mit Stolz und Hochachtung von seinem Freunde de Coucy geschrieben, dessen Schicksal er vielleicht theilt . . . Und hierüber Gewißheit zu erhalten, mich für meinen Sohn zu verwenden, ihn wo möglich zu retten, — das ist der Zweck, der mich aus England herüberrief.“

„Lady Montaiguë,“ setzte die Gräfin Posselin erläuternd hinzu, „hat mir die Ehre erwiesen, sich der Bekanntschaft zu erinnern, die wir vor einigen Jahren im Seebade von Tréport mit einander gemacht hatten. Gestern hier angekommen, beehrte sie mich heute mit ihrem Besuch und theilte mir den Schmerz mit, welchen ihr das Ausbleiben von Briefen ihres Sohnes und ein anonymer Brief mit Winken über dessen Schicksal verursacht haben. Die Erwähnung seines Namens im Zusammenhang mit dem des Herrn v. Coucy, dessen Schicksal unsern ganzen Kreis so lebhaft und schmerzlich beschäftigt, gab mir die Idee ein, Madame sogleich zu Ihnen zu führen und uns Ihren freundschaftlichen Rath zu erbitten!“

— „Rechnen Sie auf mich!“ sagte Kahn lebhaft; „aber sagen Sie mir, welchen Inhalts jener anonyme Brief . . .“

„Hierüber wollte ich Ihnen so eben Mittheilungen machen, mein Herr,“ entgegnete Mrs. Montague mit einer Ruhe und

Gelassenheit, welche einen schlechten Glauben an ihre mütterliche Zärtlichkeit und Seelenangst eingeflößt haben würde, wenn nicht ihr Auge mehr Unruhe verrathen hätte, als ihre blassen Züge voll ernster, reifer Schönheit. „Vor zwei Tagen erhielt ich auf meinem Gute in Hampshire einen Brief aus Paris von einer Frauenhand, schlecht genug geschrieben und mit einer so unverständlichen Adresse, daß ich eine Art providentieller Schickung darin sehen muß, daß er mir glücklich zugekommen ist. In einem kaum zu entziffernden unorthographischen Französisch schreibt mir die unbekannte Verfasserin . . . Allein lesen Sie selbst!"

Kahn nahm das Blatt und entzifferte aus den hieroglyphischen Krakelfüßen Folgendes:

„Madame!

Ihr Sohn, Herr Paul de M., ist in einer großen Gefahr. In der Nacht nach dem neulichen Attentat auf den Kaiser ist er mit einem seiner Freunde, Herrn v. Coucy, verhaftet worden. Polizeisergeanten haben beide auf das Polizeiministerium geschleppt. Herr Paul ist zwar entkommen und hielt mit einem Fuhrwerke vor seiner Wohnung in der Rue St. Honoré, wahrscheinlich um seine wichtigen Papiere zu retten; aber sein Diener Fortuné, welchen er erwartete, wurde ergriffen und in's Gefängniß geschleppt, und das Gefährt, worin Herr Paul v. M. entfloh, ward am andern Tage in einem Flecken in der Nähe von Paris aufgefunden, ohne ihn, der wahrscheinlich seinen Verfolgern in die Hände fiel. Eilen Sie, Madame, ihn zu retten, wenn es hierzu noch Zeit ist. Seine Papiere, die er zurückgelassen, sind in Sicherheit, und die Polizei, die seither seine Wohnung noch nicht betreten hat, wird sie nicht finden. Er hat eine Freundin, die ihm wohl will, weil er immer gut gegen sie war, und die Ihnen von Allem Nachricht geben wird,

was sie über sein Schicksal erfährt. Kommen Sie nach Paris, und Sie sollen sie kennen lernen."

„Der Brief trägt das Gepräge der Wahrheit," sagte Kahn, nachdem er ihn gelesen. „Es ist thatsächlich richtig, daß Mr. Montague wenigstens bei Herrn v. Coucy war, als dieser arretirt wurde; aber ich weiß gewiß, daß er damals sein Schicksal nicht theilte, daß kein Verhaftsbefehl gegen ihn vorlag. Was ihm später begegnet ist, darüber mag der Brief genauer und glaubwürdiger seyn. Allein vor Allem, Madame, haben Sie keine Ahnung, wer die Briefschreiberin seyn mag?"

— „Nein, nicht die mindeste!"

„Ich habe Herrn v. Montague nur von Gesicht gekannt, aus einigen sehr oberflächlichen Berührungen," fuhr Kahn fort. „Ich weiß nicht, ob er irgend eine Liaison hatte, wie sie heutzutage unter jungen Männern nicht selten ist. Der Brief läßt etwas derartiges ahnen. Wissen Sie vielleicht," setzte er zögernd hinzu, „ob er etwa eine solche Person bei sich — in seiner Wohnung hatte?"

— „Ich weiß es nicht, mein Herr," entgegnete Mrs. Montague beinahe verletzt; „aber ich scheue mich, es zu glauben. Mein Sohn ist ein Gentleman im vollsten Sinne des Wortes, und ein britischer Gentleman hält es unter seiner Würde, mit einer — Kreatur zusammen zu leben."

„Mag seyn, Madame," sagte Kahn; „hier zu Lande ist dieß leider weder selten noch auffallend. Und diese — Kreatur, wie Sie sie zu nennen belieben — scheint nicht eben die schlechteste ihres Standes zu seyn; sie verräth eine lebhafte, ernstliche, treue Anhänglichkeit an ihren ‚Freund', wenn ich so sagen darf, und dieß ist etwas Seltenes unter derartigen Weibern, die gewöhnlich nur ein Gemeng von Geiz und Wollust, von Berechnung und Heuchelei sind."

— „In der That,“ fiel hier Gräfin Posselin ein, „dieser Brief verräth einen Zug von gutem Herzen, den man im Allgemeinen den Loretten nicht beimißt!“

„Haben Sie schon irgend welche Schritte gethan, um zu erfahren, wer die Schreiberin ist?“ fragte Kahn.

— „Was denken Sie?“ fragte Mrs. Montague mit einem Gemisch von Entrüstung und Stolz. „Wie könnte ich es über mich gewinnen, eine solche Kreatur aufzusuchen, selbst wenn ich ihren Aufenthalt wüßte?! .... Mein Gefühl als Frau und Mutter,“ fuhr sie ruhiger fort, als sie die minder rigorosen Gedanken zu errathen schien, welche den Arzt und die Gräfin in diesem Augenblicke bewegten, „sträubten sich seither, das zu glauben, was sich mir als eine vage Ahnung aufdrängte und was Sie vorhin in Worten aussprachen — nämlich daß die Schreiberin dieses Briefes die Wohnung von Mr. Montague getheilt habe, — und dennoch muß ich es beinahe glauben, denn,“ setzte sie zögernd hinzu und deutete auf den geprägten Stempel in der Ecke, „denn diese Zeilen sind geschrieben — auf das eigene Briefpapier meines Sohnes.“

Kahn unterdrückte mühsam ein triumphirendes Lächeln, und die Gräfin sagte entschuldigend: „Jenun, meine Liebe, ein derartiges Verhältniß ist, wie gesagt, hier in Paris etwas so Alltägliches, daß Sie hieran keinen Affront nehmen dürfen. Aber wenn Sie auch persönlich nicht in Berührung mit jenem Weibe kommen wollten, so haben Sie doch vermuthlich einen ihrer Domestiken in Mr. Paul's Wohnung in der Rue St. Honoré gesandt, um zu sehen, ob jene Person ...“

— „Um Vergebung, meine theure Gräfin!“ fiel ihr Mrs. Montague mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit in die Rede; „dieß würde allen meinen Gefühlen und allen unseren britischen Begriffen

von Familienehre zuwidergelaufen seyn. Ich vermöchte es nicht über mich, einen meiner Diener mit der Schwäche seines Herrn vertraut zu machen. Es ist nicht schicklich, daß ein bezahlter Diener je Zweifel in die Achtbarkeit seines Herrn setzen dürfe. Ja meine Angst um die Ehre unseres Hauses und den tadellosen Ruf meines Sohnes ist so groß, daß ich es noch nicht einmal über mich gewann, einen der Beamten der Gesandtschaft Ihrer britischen Majestät in's Vertrauen zu ziehen, oder auch nur meinem Sachwalter in London Mittheilungen zu machen, obschon ich mich mehr und mehr überzeuge, daß ich seiner nicht werde entbehren können, und daß ich ihn durch Telegraph werde herbeirufen müssen, denn ich selbst," setzte sie mit einer Gemüthsbewegung hinzu, die ihr Thränen entlockte und die starre Form der Etikette und die Fesseln der Selbstbeherrschung gewaltsam sprengte, „ich selbst fühle mich jetzt so rathlos und ohnmächtig wie ein Säugling!"

Kahn begriff, was ein solches Geständniß die stolze Dame koste; er bewunderte im Stillen dieses angelsächsische Selbstgefühl und diese sittliche Reinheit einer liebenden Mutter, einer Frau von Stande. Er war gewonnen für sie, eben so sehr als er zuvor von Vorurtheilen gegen sie eingenommen war.

„Nicht doch, Madame!" sagte er mit ruhiger Würde; „lassen Sie Ihren Sachwalter aus dem Spiel. Was soll der Mann des buchstäblichen Gesetzes einer freien Nation gegen die hiesige Polizei, das Organ blinder Willkür? Dieß wäre nicht der Weg, der Sie zu Ihrem Ziele führen würde."

— „Aber was soll ich außerdem thun, um meinen Sohn zu retten?" fragte Mrs. Montague, und ihre mütterliche Seelenangst verrieth sich unwillkürlich in Ton und Blick. „Es ist mir mehr als wahrscheinlich, daß Mr. Montague sich in irgend eine politische Verbindung eingelassen hat, welche den Umsturz der herrschenden

Regierung beabsichtigt, obwohl ich," setzte sie mit aufquellendem Stolze hinzu, „darauf schwören kann, daß er an keinem Komplott theilgenommen, dessen Endzweck ein feiger Meuchelmord war. Ich weiß, daß ihm in einem solchen Falle kaum der gewandteste Vertheidiger von Nutzen seyn wird, obschon ich gerne jedes Opfer dafür bringen würde. Ich habe vergebens mich besonnen und nachgedacht, was ich thun solle; aber die Schwierigkeiten sind zahlreich und meine hülf- and rathlose Lage läßt mich zu keinem andern Entschluß kommen, als einen Weg einzuschlagen, der — wenn auch vergebens betreten — doch nicht gerade kompromittirend für meinen Sohn ist, und dessen Erfolg mein Mutterherz mir als beinahe gewiß vorspiegelt!"

„Und was für ein Weg wäre dieß?" fragte Kahn neugierig.

„Meine liebe Freundin, Lady Montague, hat die Absicht, sich mit einem Gnadengesuch an Monsieur und Madame Bonaparte zu wenden," sagte die Gräfin Posselin, die als eifrige Legitimistin die Thatsache des 2. Dezembers noch immer geflissentlich ignorirte. „Ich bat sie, dieß nicht eher zu thun, als bis wir Ihren gütigen Rath eingeholt haben würden, lieber Doctor, da ich weiß, daß Sie Madame Bonaparte ehedem als Gräfin von Teba gekannt haben."

— „Was halten Sie von meinem Vorhaben, mich an den Kaiser und die Kaiserin zu wenden?" fragte Lady Montague mit fieberhafter Ungeduld.

„Offen gestanden, Mylady, ich setze hierauf keine große Hoffnung," entgegnete Kahn entschieden. „Ich bin weit entfernt, von dem Privatcharakter dieses ungemein reichbegabten Mannes gering denken zu wollen, dem die Vorsehung die Geschicke Frankreichs anvertraut hat. Aber der politische Charakter des Kaisers ist eine Sphynx, ein unergründetes Räthsel. Wenn es seinen politischen

Zwecken entspricht, den jungen Engländer von Stande zu begnadigen, wenn er einen Effekt von einem solchen Gnadenakt erwartet, so wird er Ihrem Ansinnen bereitwillig entgegenkommen; — im andern Falle werden Sie nicht im Stande seyn, zu ihm hindurchzudringen oder ihn zu erweichen. Das ist meine unmaßgebliche Ansicht. Männer in seiner Lage müssen streng, von starrer Unerbittlichkeit seyn, denn ihr Thron steht auf selbstgeschaffenen Stützen, nicht auf den festen Säulen des Besitz-, des Eigenthums-, des Erbrechts, der Gewohnheit, nicht auf der breiten Basis von Geschichte und Tradition . . ."

— „Aber die Kaiserin?" rief Lady Montague aufgeregt; — „sie ist ja eine Frau, sie ist selbst Mutter!"

„Mutter eines Sohnes, dessen Thron zu befestigen der einzige beherrschende Gedanke der Eltern ist!" sagte Kahn, und ein eigenthümliches, sardonisches Lächeln zuckte um seinen Mund, ein Blitz von bittrem Spott funkelte in seinen Augen. „Herrschen ist so süß, Mylady, so bezaubernd, daß man dieser Möglichkeit sicher bald alle anderen Regungen der Seele unterordnet, — alle außer der . . . Eitelkeit. Betrachten Sie jene beiden Portraits dort," fuhr er fort und deutete auf die zwei vortrefflichen Stahlstichbildnisse des Kaisers und der Kaiserin, welche an der Wand hingen, — „betrachten Sie sie aufmerksam, mit dem unbefangenen Blicke des Physiognomikers, des welterfahrenen Menschenkenners, und antworten Sie sich dann selber auf die Frage: was Sie von diesen erlauchten Personen wohl zu erwarten haben? In den räthselhaften Linien und Zügen des Kaisers suchen Sie sicher nicht die Gutmüthigkeit des Privatmannes; und die stolze kalte Schönheit der Kaiserin verleugnet wenigstens Einen Charakterzug nicht, der im Einklange steht mit ihrem Hang zu rauschendem Vergnügen und Prunk, mit dem Drang, die Fee der Mode zu seyn,

nämlich das, was einer der bedeutendsten Schriftsteller Ihres Vaterlandes kurzweg bezeichnete als a giddy love of show *) . . ."

— „Sie haben mich entmuthigt, mein Herr," sagte die englische Dame traurig. „Mein armer, armer Sohn!"

„Es gilt vor Allem, zu erfahren, was aus ihm geworden ist, Mylady, sagte Kahn lebhaft. „Es ist schwierig, aber nicht unmöglich, zu ermitteln, wo er ist. Bevor Sie dieß jedoch gewiß wissen, thun Sie ja keinen Schritt seinetwegen! Lassen Sie es ein Geheimniß zwischen uns Dreien seyn, aus welchem Beweggrunde Sie hier sind. Nur auf diese Weise werden Sie Ihren Sohn nicht noch mehr kompromittiren und alle Ihre Schritte zum Voraus nutzlos machen. Der erste Schritt, den Sie seinetwegen thun, wird Sie mit Mouchards umgeben; der Polizeiminister wird jeden Tritt und Schritt von Ihnen erfahren, und Sie werden sogar diejenigen Personen noch kompromittiren, deren Beistand Sie nachsuchen. Ich bin froh, daß Sie noch nicht in der früheren Wohnung von Mr. Montague gewesen sind oder Nachforschungen angestellt haben, — damit wäre viel verscherzt. Nein, Sie müssen hier seyn wie eine reiche müssige Fremde, welche sich amüsiren und ihre Toilette erneuern will — Sie müssen unbefangen an öffentlichen Orten erscheinen, auch wenn Ihr Herz blutet, und die Nichtigkeiten des Theaters und anderer Dinge Sie anwidern. Sie müssen zu täuschen suchen, um nicht durchschaut zu werden . . ."

— „Aber wer soll alsdann für mich handeln und für meinen Sohn?" fragte die Engländerin mit einem tiefen Seufzer.

„Er, Er wird für Sie handeln, unser trefflicher Doctor!" rief die Gräfin lebhaft. „Ahnen Sie es nicht, meine Theure?"

---

*) Einen taumelnden, berauschenden Hang zur Ostentation.

„Bis zu einem gewissen Grade allerdings, Mylady, wenn Sie mir erlauben wollen,“ erwiderte der Arzt mit einem verheißenden Blicke in die fragenden, Hoffnung=strahlenden Augen der bekümmerten Mutter und schüttelte die Hand, die sie ihm zögernd darbot. „Geben Sie mir den anonymen Brief, Mylady, und lassen Sie mich die ersten Erkundigungen nach der Schreiberin desselben anstellen. Und versprechen Sie mir, einstweilen jedes eigene Vorgehen in dieser Angelegenheit zu unterlassen.“

— „Ich gelobe es Ihnen, mein Herr! . . .“

„Erwarten Sie mich heute Abend in der Wohnung der Frau Gräfin,“ fuhr Kahn fort; „bis zehn Uhr hoffe ich Ihnen wenigstens einige Gewißheit bringen zu können. Allein nun bitte ich Sie, meine Damen, mich zu verlassen. Halten Sie es nicht für Ungastlichkeit, daß ich Sie entferne; aber mein Vorzimmer füllt sich mit Klienten und der Beruf harrt meiner . . .“

Damit wollte er dem Dank der Damen ausweichen und zugleich ihrer ledig zu seyn. Die neue Aufgabe, die er sich gestellt, hatte ihn sich selbst wieder gegeben, und er war wieder der ruhig freundliche, mild=ernste, Vertrauen=erweckende Wunder=Doctor der Schönheit.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Zwei romantische Kinder aus dem Volke.

Kurz nach zehn Uhr Abends ward Doctor Kahn bei der Gräfin Posselin gemeldet, welche mit der ehrenwerthen Mrs. Montague ihn ängstlich erwartete.

„Nur keck herein, meine Kleine!“ sagte er im Eintreten zu einer andern Person, die ihm nur zögernd zu folgen schien: „es kostet ja den Kopf nicht, mein Kind, und Sie kommen nur zu

Freunden! — Ah, Verzeihung, meine Damen!" wandte er sich dann an die Gräfin und ihren Gast, — „Verzeihung, wenn ich Ihnen ohne Ihre specielle Erlaubniß die Schreiberin des bewußten Briefes zuführe, um die Nachforschung nach Demjenigen, was Sie, Mylady, zu erfahren wünschen, zu erleichtern. Kommen Sie, Mam'zelle Loulou; ich werde Sie den Damen vorstellen! — Mam'zelle Loulou Jamin, Schuheinfasserin und Tochter des Concierge in jenem Hause der Rue St. Honoré, worin Mr. Montague wohnte, meine Damen! — Die Frau Gräfin Posselin, die Lady Montague, mein hübsches Kind!"

Mademoiselle Loulou machte einen sehr graziösen Knix und trat in das volle Licht der beiden Lampen, die auf dem Kaminsims brannten. Sie war klein von Wuchs, aber ebenmäßig gebaut, hatte unregelmäßige und nicht eben hübsche Züge, aber sehr schöne und feurige dunkle Augen, eine kleine Hand, einen schmalen, kleinen Fuß in einem eleganten Prünellstiefelchen mit vergoldeten Knöpfen, der unter dem frischen Gingham-Kleide hervorschaute, eine hübsche kleine Mantille von schwarzer Seide und auf dem sorglich gescheitelten Haar ein winziges, kokettes Strohhütchen. Ohne schön oder auch nur hübsch zu seyn, hatte Loulou etwas Pikantes und Interessantes, dem ihre jetzige ängstliche Befangenheit und die Röthe ihrer Wangen einen Reiz mehr verliehen.

„Seyen Sie uns willkommen, mein Fräulein!" sagte die Gräfin freundlich. „Wir sind Ihnen zu großem Danke verbunden wegen der fürsorglichen Benachrichtigung, welche Sie Lady Montague gegeben haben, und werden es noch dankbarer anerkennen, wenn Sie uns weitere Nachrichten über die Umstände geben wollen, welche Sie veranlaßten, den bewußten Brief zu schreiben. Wollen Sie nicht Platz nehmen?" setzte sie, auf einen der Lehnstühle deutend, hinzu.

Loulou setzte sich schüchtern und nicht ohne Anmuth, und ihre lebhaften Augen musterten unter den langen, gesenkten Wimpern hervor die Umgebung, worin sie sich befand, und die Personen, denen sie gegenüberstand. Offenbar war sie noch nicht unbefangen genug, um zu reden, und Doctor Kahn, der dieß bemerkte, sagte: „Es hat einige Mühe gekostet, Mam'zelle Loulou und ihren biedern Vater zu bewegen, daß sie mich begleitete. Monsieur Jamin ist ein unerschrockener Leser des Siècle und der Presse, ein ehrlicher ‚Rother', und thut sich auf den muthigen Schritt seiner Tochter etwas zu gut. Es bedurfte manchfacher Erörterungen, um ihn von meiner Achtbarkeit und davon zu überzeugen, daß ich der Polizei gänzlich fern stehe. Allein nachdem ich beide Personen von der Rechtschaffenheit meiner Absichten überführt hatte, machte er sich eine Pflicht daraus, meine Bemühungen aus Kräften zu unterstützen. — Um nämlich die Wohnung zu erfahren, welche die vermeintliche Freundin von Mr. Montague inne hatte, wandte ich mich an Monsieur Jamin und suchte ihn für mich zu interessiren. Allein merkwürdiger Weise blieb er sogar gegen ein Goldstück unzugänglich und zugeknöpft bis an's Kinn, bis mich die unruhigen Blicke und das Erglühen von Mamsell Loulou ahnungsvoll einigermaßen der Wahrheit näher brachten und ich das gute Kind bald einer edlen That überwies, deren sie sich mit Fug rühmen kann. Mademoiselle Loulou hat nicht nur die sämmtlichen Papiere des Mr. Montague in Sicherheit gebracht, sondern auch die letzten verdächtigen Gegenstände aus seiner Wohnung entfernt und so der Polizei jede Aussicht auf den Erfolg einer Haussuchung benommen. — Aber erzählen Sie doch lieber selbst, Mademoiselle, wie Alles zugegangen!"

„Ja, meine Liebe, erzählen Sie Ihre wackere, freundliche Haudlungsweise!" sagte Lady Montague und reichte der kleinen

Französin die Hand, welche diese lebhaft ergriff und bescheiden küßte.

— „Ach, meine Damen! es lohnt gar nicht der Mühe, so viel Aufhebens von dem Bißchen zu machen, was ich für Monsieur den Engländer zu thun im Stande war!" sagte Loulou, anfangs schüchtern und doch nicht ohne ein gewisses bescheidenes Selbstgefühl, bis sie sich allmählig in ihre gewohnte Lebhaftigkeit hinein redete. — „Va! ich hatte allen Grund, dem Herrn Engländer gut zu seyn. Er war immer sehr generös gegen meinen Vater und hübsch artig gegen uns Andere — gar nicht so filzig und hochmüthig, wie die anderen Bifsticks, die früher unsere Miethsleute waren, denn Sie müssen wissen, meine Damen, unser Haus hat von jeher ein Renommee unter den Engländern gehabt. Ueberdieß hatte ich einen besondern Grund, dem Herrn Engländer gut zu seyn, denn obschon er nie mit mir sprach, ging er doch niemals an mir vorüber, ohne mich freundlich zu grüßen und meinen Gruß zu erwidern — was schon viel ist von einem vornehmen Schentelmänn. Obendrein hat er sogar eines Morgens eine meiner Freundinnen am Fenster in der Loge gesehen, die mir einen Blumentopf brachte, weil mein Namenstag war, und dieß aus unsern Gesprächen erfahren, und als er wieder von seinem Ausgang in die Stadt zurückkam — ich saß eben wieder am Fenster der Loge, weil Papa Jamin ausgegangen war — reichte er mir ein leichtes, großes Paket herein in einem wunderschönen rosafarbenen Seidenpapiere, lächelte mich aus seinen großen Augen ganz freundlich an und sagte: ‚Für Sie, Mademoiselle! geruhen Sie, es von mir als Angebinde zu Ihrem Namenstag anzunehmen!' Das waren seine eigenen Worte — die einzigen, die er bis dahin je mit mir gesprochen! Und wie ich das Papier entfalte — was seh' ich darin? Sapristi! einen Blumenstrauß

mit Silberspitzen, lauter schöne, fremde Blumen, ein Bouquet, meiner Treu! woran sich eine Herzogin nicht hätte schämen dürfen! — Ah, fichtre! das war sehr generös von dem Herrn Engländer, und Nerine, meine Freundin, die mir den Blumenstock gebracht hatte, sagte das auch. Und das thut Einem wohl, sehen Sie, meine Damen! denn wenn man auch arm ist, so hat man doch ein Herz, wissen Sie! und ebenfalls ein Bißchen Stolz, denn man ist unabhängig. Und von diesem Tage an sprachen Nerine und ich viel von dem Herrn Engländer, und sie lernte ihn kennen und sagte mir, daß er oft in ihr Haus komme zu einem ihrer Miethsleute, einem homme de lettres, Namens de Coucy, und sie zeigte mir Monsieur de Coucy, der oft auch bei uns aus- und einging, und wir beide waren stolz auf solche Miethsherren. — Nun sehen Sie, meine Damen, Nerine ist wie ich die Tochter eines Concierge, ist Schuheinfasserin wie ich — wir haben beide früher in demselben Atelier gearbeitet, aber weil wir honnette Mädchen sind, so hat uns der Brodherr gestattet, daß wir für ihn en domicile arbeiten, was eine Erleichterung für Papa Jamin ist, da Mama vor einem Jahre gestorben. Da trifft es sich denn zuweilen, daß wir Abends einander besuchen, wenn Papa Jamin in's Estaminet geht und ich allein zu Hause bin, und da plaudern wir dann bei der Arbeit von allerhand Dingen. Vor neun Tagen nun — Sie wissen, meine Damen, an jenem Abend des Attentats — sagt Papa Jamin zu mir: ‚Loulou,' sagte er, ‚ich werde ausgehen, es gibt einen kleinen Krawall auf den Boulevards, den ich mir mit ansehen will! Wenn mich nicht Alles täuscht, so wollen sie dem Badinguey etwas an dem Zeuge flicken! Du bleibst daher zu Hause!' — Ich mache Vorstellungen, um ihn zurückzuhalten, denn ich weiß, er ist bei einem Krawall nie ein müßiger Zuschauer — aber vergebens! Er geht, läßt mich allein und ver-

spricht mir nur, im Vorbeigehen Nerinen zu mir zu schicken. Aber prost die Mahlzeit! die muß auch zu Hause bleiben, weil sich ihr Vater den Spaß mit ansehen will! Kurz, ich bleibe da und langweile mich wie ein Mops, denn wissen Sie, man kann nicht einmal lesen bei dem Schuheinfassen! Keine Bonne kommt herunter zum Plaudern, das Haus wie ausgestorben, Niemand geht aus und ein — Niemand als der Herr Engländer! Dreimal geht und kommt er, so gedankenvoll, so zerstreut, wie niemals: er gönnt mir keinen freundlichen Blick, er sieht nicht einmal, ob ich ihn grüße, oder ob es Papa Jamin ist. Auch Monsieur Fortuné, sein Diener, geht verdutzt und mit noch ernsterer Miene als sonst, aus und ein, und bleibt lange, lange aus. Es wird Mitternacht, man hört Pferdegetrappel und Waffengeklirr auf der Straße, und Papa Jamin kommt noch immer nicht. Ich kriege Todesangst um ihn — endlich kommt er, aber in einem solch aufgeregten Zustande, daß ich ihn zu Bette bringen muß. Er schwatzt verwirrtes Zeug von Attentat, Bonaparte, Oper u. s. w., er stößt wilde Verwünschungen aus und ich sehe, er ist in ein Cabaret gerathen, wo sie dem Manne, der nichts ertragen kann, mit Trinken zugesetzt haben. Das mehrt noch meine Angst und Unruhe, denn alle Hausgenossen sind nun herein, ausgenommen der Herr Engländer und sein Mann Fortuné. Plötzlich schellt es gewaltig. — Aha! das ist er! denke ich und ziehe die Schnur. Aber vergegenwärtigen Sie sich meine Bestürzung, meine Damen, wie ich mit der Lampe in den Flur hinausleuchte, denn das Gas an der Treppe war schon ausgemacht, und Nerinen erkenne, die ganz athemlos und schluchzend hereinstürzt. — ‚Welches Unglück, Loulou!‘ ruft sie; ‚sie sind verhaftet, mein homme de lettres und Dein Engländer! Die Polizei hat sie abgeholt und in's Loch geschleppt — denke Dir, unser Haus war ganz militärisch besetzt —

man holte sie ab, wie den Cinqmars in dem Theaterstücke! Ach, mein Gott, sie sind Verschwörer!' — Ich war ganz außer mir — ich hatte eine leise Ahnung davon, daß der Herr Engländer ein conspirateur seye; ich hatte mehrmals viele Personen von verschiedenem Stande und Aussehen zu ihm hinaufgehen sehen. Allein trotzdem konnte und wollte ich nichts glauben. Aber Nerine hatte ja gesehen, wie er mit Herrn v. Coucy und Fortuné von den Soldaten aus dem Hause geschleppt wurde — sie wollte darauf schwören! Wir weinten zusammen und konnten keinen andern Gedanken fassen, als an die Unglücklichen. Endlich ging Nerine wieder, denn sie mußte nach Hause — sie konnte nicht ausbleiben. Kaum war sie fort, so höre ich einen Wagen vor dem Hause anfahren — man klingelt leise — ich öffne — es ist mein Engländer, der rasch an mir vorüber stürzt und die Treppe hinauf eilt. Nach einigen Minuten kommt er wieder zurück, einen kleinen Reisesack an der Hand, im Ueberrock, einen Shawl auf dem Arme, wie zu einer Reise gerüstet. Ich sehe ihn an — er ist sehr entschlossen und ernst. ‚Mademoiselle,' sagt er, ‚wechseln Sie mir gefälligst einen Napoleon!' — Impossible, Monsieur! — ‚Nun denn, gute Nacht!' sagt er und geht aus dem Hause. Aber immer hör' ich den Wagen noch nicht wegfahren und stehe wie auf Kohlen vor Erwartung — kann mich nicht zu Bette legen, denn die Unruhe um ihn peinigt mich unsäglich. Da schellt es nach langer Zeit wieder. Abermals ist er es. ‚Erlauben Sie mir, Mademoiselle,' sagt er, ‚daß ich bei Ihrer Lampe einige Zeilen schreibe, welche Sie meinem Diener bei seiner Rückkehr übergeben wollen, nicht wahr? Werden Sie so freundlich seyn? Aber nur persönlich meinem Diener!' sagt er mit besondrem Nachdruck; ‚kommt er bis morgen Mittag nicht wieder, so werfen Sie das Papier in's Feuer, — hören Sie!' — Ich versprach es ihm;

ach, ich hätte ihn gerne gefragt, wie er der Polizei entsprungen sey; ich wollte ihn warnen, aber ich war so betreten, daß ich kein Wort herausbrachte, und er war so ungewöhnlich düster und aufgeregt; — endlich drückt er mir die Hand mit einem stummen Blick — fort ist er, und ich höre den Wagen davonrollen. Seither habe ich weder ihn noch Herrn Fortuné gesehen, auch mit Niemand darüber gesprochen. Drei Tage lang trug ich das Papier, das mein Engländer aus seiner Brieftasche gerissen hatte, in meinem Portemonnaie — ich konnte es nicht bestellen, weil Herr Fortuné nicht wieder kam. Aber mittlerweile stand in den Zeitungen Alles, was ich zu meiner Aufklärung bedurfte; ich hörte von Papa Jamin, von Nerinen, von allen Bekannten, um was es sich gehandelt hatte. Endlich öffnete ich das Papier — lauter Haken und Krakelfüße statt der Buchstaben — es muß englische Schrift gewesen seyn — kein Christenmensch hätte sie entziffern können. Da warf ich das Papier in's Feuer, wie ich geheißen worden war, sprach ernstlich mit Nerinen, und wir kamen überein, dem Herrn Engländer die Wohnung zu räumen. Papa Jamin mußte unschuldig bleiben, damit er vor der Polizei schwören könne, daß er nichts wisse. Am Ende traute ich sogar nicht einmal Nerinen mehr, weil, was zwei wissen, schon kein Geheimniß mehr ist. Ich leerte alle Papiere des Schreibtisches in einen alten Sack, den ich im Kohlenkeller versteckt habe. Die Kleider schaffte ich zu einer Bekannten auf's Land, und verschiedene seltsame Gefäße und Waffen und Flaschen und Becher, Schürzen und Schleifen, die sich in einem Wandschranke in dem Kabinet gefunden hatten, sind ebenfalls auf's Land gewandert, in einer kleinen Kiste mit Häcksel eingepackt. Dann aber schrieb ich den Brief an Madame, seine Mutter, deren Adresse ich auf einem Blatt seiner Schreibmappe vorgefunden, und — das ist

Alles, was ich zu sagen weiß! Die Mouchards mögen nun kommen — das Nest ist leer!"

„Vollkommen leer und gefahrlos für den Abwesenden," bestätigte Kahn. „Das muthige, scharfblickende Kind hat jede Spur entfernt, die verdächtig oder einer Deutung fähig seyn konnte, und sogar den Inhalt des Papierkorbes verbrannt."

Die ehrenwerthe Mrs. Montague war tief gerührt von der Schilderung des Mädchens und belobte dieses in Ausdrücken herzlicher Dankbarkeit.

„Was wollen Sie?" fragte Loulou. „Man ist arm, aber man ist dankbar; man hat sein Ehrgefühl, man erkennt an, wenn Leute freundlich gegen uns sind. Hätt' ich für unsern braven Engländer weniger thun sollen, als Nerine für ihren homme de lettres gethan haben würde?!"

— „Und Sie . . . Sie haben nie in einer . . . andern nähern Beziehung zu meinem Sohne gestanden?" fragte Mrs. Montague forschend.

„In welcher Beziehung wollen Sie denn, daß ich zu ihm gestanden haben solle, Madame?" fragte Loulou naiv. „Ich habe nie mehr als zehn Worte mit ihm gesprochen!"

— „Treffliches, edles Mädchen!" rief die Engländerin aufstehend, trat auf Loulou zu und drückte ihr beide Hände. „Sie haben so viel für ihn gethan, daß ich Ihnen keinen Dank zu bieten vermag, der Ihren Leistungen entspräche. Aber als Zeichen meiner Hochachtung nehmen Sie, ich bitte, dieses Armband!"

„Ich? Ah, Madame belieben zu spassen! So kostbar! . . . Und Sie haben noch nicht ein Mal die Effekten des Herrn Engländers von mir erhalten — ach, Madame müssen dieselben übernehmen, denn eher finde ich keine Ruhe!"

Loulou mußte trotz alles Sträubens das kostbare Bracelet

annehmen, die Gräfin und der Doctor nöthigten es ihr auf. Aber weitere Aufschlüsse vermochte sie über Paul Montague nicht zu geben — sie hatte alles schon gebeichtet, was sie wußte. Mrs. Montague entließ sie mit der Bitte, ihr die Effekten morgen in einem Fiacre zu der Gräfin Posselin zu schaffen, deren Diener ihr dabei behülflich seyn sollte. Die Gräfin nöthigte ihr eine Banknote von hundert Francs auf — pour le fiacre et le commissionnaire, wie sie sagte, und Doctor Kahn begleitete Loulou noch bis an den Fiacre herunter, der sie erwartete.

Als Kahn in den Salon der Gräfin zurückkehrte, tauschten die beiden Damen noch immer ihre Verwunderung und ihr Erstaunen über den uneigennützigen Edelmuth und die Umsicht der kleinen Grisette aus, die nur die Tochter eines Schuhflickers war. Es fiel diesen beiden vornehmen Frauen schwer, an das Vorhandenseyn solcher Gefühle bei Mädchen aus der untersten Volksklasse zu glauben, die sie nur für halbe Menschen anzusehen gewöhnt gewesen waren, und sie gaben sich beide das Wort, Nerinen und Loulou das Anerbieten zu machen, sie in Dienste zu nehmen. Loulou sollte Mrs. Montague als Zofe nach England begleiten. Nerine in gleicher Eigenschaft bei der Gräfin eintreten dürfen.

„Was halten Sie davon, Doctor?" fragte die Gräfin.

— „Nichts, Frau Gräfin!" erwiderte dieser trocken. „Ich würde mich freuen, wenn, wie ich hoffe, diese Mädchen ein solches Anerbieten ausschlügen. Aber lassen Sie uns von etwas Anderem reden. Herr Montague ist aus Paris glücklich entkommen — ich habe bestimmte Nachrichten, daß er nicht im Gefängnisse Mazas sitzt, wie Herr v. Coucy und Fortuné; aber ich zweifle, ob ihm die Flucht glücken wird; lassen Sie uns zunächst ermitteln, wohin er sich gewandt hat!"

(Ende des zweiten Bandes.)

die **Salons der Chaussée d'Antin,** und des **Faubourg St. Germain,** wo wir der **neuen aufgeblasenen Geldaristokratie** und **dem eitlen, ohnmächtigen Dünkel des legitimistischen Adels in die Karten sehen;** wir verkehren darin mit der **Zigeunerwelt des Theaters** und blicken hinter den Vorhang der **Kabinette, in welchen man die neue Weltgeschichte macht.**

Wir lernen das **Treiben der Polizei** in allen ihren Beziehungen kennen, **werden** durch die **Gefängnisse von Mazas** und andere geführt, und besuchen, **nachdem** wir den Vorbereitungen eines Schubs für **die „trockene Guillotine" in Cayenne** angewohnt haben, die **schweigsamen, schauerlichen Einzelnkerker oder Oubliettes des Mont St. Michel,** welcher unter dem heutigen Kaiserreich die Stelle der einstigen Bastille vertritt.

Wir machen uns vertraut mit dem **wüsten phäakischen Treiben des Studentenviertels,** mit den **Orgien der Bälle der großen Oper, des Mabile und der Closerie des Lilas,** und ruhen dann wieder an **reizenden Idyllen in den waldigen Hügeln der Bretagne,** auf alten burgartigen Schlössern des Feudaladels, belauschen das Treiben der **legitimistischen Schloßherren** und den **Fanatismus der Landgeistlichen,** und wohnen endlich einer lieblichen Idylle unter der düstern Umgebung eines Staatskerkers an.

Es ist ein wahres Kaleidoskop von treffend ähnlichen, treu dem Leben abgelauschten Sittengemälden aus allen Kreisen, was uns hier vorgeführt wird, und wir fühlen, daß die Wirklichkeit oft romantischer und wunderbarer ist, als alle Erfindung. **Das heutige Frankreich tritt dem Leser in allen Typen seiner Bevölkerung entgegen, vom Kaiser herab bis zum einfachsten Landmädchen, und alle Scenen, die uns vorgeführt werden, sind von einer dramatischen Lebendigkeit und drastischen Wirkung.**

Das vorstehende Werk erscheint in 12 bis höchstens 16 Lieferungen à 5 Sgr. = 18 kr. rhein. (jeden Monat 2 — 3 Lieferungen) und erhalten die Abonnenten mit der **letzten Lieferung ohne irgend welche Nachzahlung gratis eine schöne effektreiche Prämie** in **Farbendruck, „Pariser Opernball" vorstellend, welche in allen Buchhandlungen eingesehen werden kann.** Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Zu zahlreicher Subscription ladet ein

Hochachtungsvollst

die Verlagshandlung.

☛ Man bittet, gef. die Rückseite zu beachten! ☚

Druck von Gebr. Mäntler in Stuttgart.

Schu